

# Alexandre Dumas



# Der Wolfsführer

# **Der Wolfsführer.**

Roman  
von  
**Alexandre Dumas.**

---

Aus dem Französischen  
von  
Dr. Gottlob Fink.



Stuttgart.  
Frankh'sche Verlagsbuchhandlung.  
**1856**

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

## Inhaltsverzeichnis

### **Der Wolfsführer.**

Erster Band.

I.

II.

III.

IV.

V.

VI.

VII.

VIII.

IX.

I. Der Wolfsjägermeister Sr. Hoheit.

II. Der gnädige Herr und der Holzschuhmacher.

III. Agnelette.

IV. Der schwarze Wolf.

V. Der Vertrag.

VI. Das Haar des Teufels.

VII. Der Mühlknecht.

VIII. Thibaults Wünsche.

IX. Der Wolfsführer.

X. Der Amtmann Magloire.

XI. David und Goliath.

Zweiter Band

XII. Wasmaßen eine Frau niemals beredter spricht, als wenn sie nicht spricht.

XIII. Eine Dorfhochzeit.

XIV. Der Herr von Vauparfond.

XV. Ein Kammerzöfchen.

XVI. Der Graf von Montgobert.

XVII. Tod und Auferstehung.

XVIII. Welcher lebte? Welcher war todt?

XIX. Getreu dem Rendezvous.

XX. Der böse Geist.

XXI. Thibaults letzter Wunsch.

XXII. Der Jahrestag.

XXIII. Eine tolle Jagd.

## Erster Band.

### Wer Mocquet war, und wie diese Geschichte zur Kenntniß des Erzählers gelangt ist.

#### I.

W arum haben sich in den ersten zwanzig Jahren meines Literatenlebens, d. h. von 1827 bis: 1847, meine Blicke: und meine Erinnerungen nur so selten nach meiner kleinen Geburtsstadt, sowie nach den umliegenden Wäldern und Dörfern zurückgewandt?

Warum war meine ganze Jugendwelt für mich wie verschwunden und von einer Wolke umhüllt, während mir die Zukunft, der ich entgegenging, klar und leuchtend erschien, gleich jenen Zauber-Inseln, welche Columbus und seine Genossen für schwimmende Blumenkörbe ansahen?

Daran war wohl der leidige Umstand Schuld, daß man in seinen zwanzig ersten Lebensjahren die Hoffnung und in den zwanzig letzten die Wirklichkeit zur Führerin hat.

Erst wenn man, ein milder Pilger, seinen Stab fallen läßt, den Gürtel lockerer schnallt und sich am Rand der Straße niedersetzt, dann erst blickt man auf die zurückgelegte Bahn zurück, und da jetzt die Zukunft sich umnebelt, so beginnt man in die Tiefen der Vergangenheit zu schauen.

Erst wenn man im Begriff steht in die Sandmeere einzufahren, da sieht man mit Staunen auf dem bereits zurückgelegten Weg allmählig wundersame Oasen, voll Schatten und herrlichem Grüne, auftauchen, an denen man vorübergegangen ist, ohne Halt: zu machen, ja sogar ohne sie nur zu sehen.

Man ging damals so schnell voran; man hatte solche Eile beim ewig Unerreichbaren anzulangen, beim Glück!

Jetzt steht man ein, daß man blind und undankbar gewesen; jetzt sagt man's sich, daß man, wenn man je wieder einmal ans einen solchen grünen Hain fließe, sein Zelt da ausschlagen und den Rest seiner Lebenszeit da verbringen würde.

Aber da der Leib nicht rückwärts schreitet, so muß das Gedächtniß allein diese fromme Pilgerfahrt nach den ersten Tagen antreten und zur Quelle des Lebens zurückgehen, jenen weißbesegelten Schiffchen gleicht, welche die Flüsse aufwärts fahren.

Dann seht der Leib seinen Weg fort, aber ohne — das Gedächtniß — Dies ist wie eine Nacht ohne Stern: wie eine Lampe ohne Flamme.

Der Leib und das Gedächtniß schlagen dann entgegengesetzte Wege ein.

Der Leib geht aufs Gerathewohl dem Unbekannten zu.

Das Gedächtniß, ein schimmerndes Irrlicht hüpf über die auf dem Weg zurückgebliebenen Fußstapfen hin; es allein weiß, daß es nicht fehl geht.

Hat es dann jede Oase besucht, jede Erinnerung aufgegriffen, so fliegt es schnell zu dem

immer müder gewordenen Leib zurück, und wie Bienengesumme, wie Vogelfang, wie Quellengeplätscher, erzählt es ihm, was es gesehen hat.

Und bei dieser Kunde belebt sich des Pilgers Auge von Neuem, sein Mund lächelt, fein Angesicht leuchtet.

Gestattet doch die Vorsehung in ihrer Güte, daß die Jugend zu ihm zurückkomme, wenn er auch nicht zur Jugend zurückkehren kann.

Und nun ist es ihm Freude laut zu erzählen, was das Gedächtniß ihm ganz leise zuflüstern.

Sollte etwa das Leben rund sein wie die Erde? Sollte man, ohne es zu bemerken, einen Kreislauf um das Leben machen? Sollte man, indem man dem Grabe näher kommt, auch seiner Wiege wieder näher rücken?

---

## II.

Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, was mir zugestoßen ist.

An meinem ersten Haltepunkt auf dem Lebensweg, bei meinem ersten Rückblick in die Vergangenheit habe ich vor allen Dingen von Bernard und seinem Ohm Berthelin, sodann von Auge Pitou und seiner Braut, von Tante Angélique, von Conscience dem unschuldigen und seiner Braut Mariette, hierauf von Catherine Blum und dem alten Watrin erzählt.

Heute will ich euch von Thibault dem Wolfsführer, und von dem edlen Herrn von Vez berichten.

Wie sind aber die Ereignisse, die ich euch vor Augen zu führen gedenke, zu meiner Kenntniß gelangt?

Ich wills euch sagen.

Habt ihr meine Memoiren gelesen?

Wenn ihr sie gelesen habt, so erinnert ihr euch doch wohl eines Waldschützen Namens Mocquet, den mein Vater in seinen Diensten hatte.

Wenn ihr sie gelesen habt, so erinnert ihr euch seiner dunkel.

Wenn ihr sie nicht gelesen habt, so erinnert ihr euch seiner gar nicht.

Im einen wie im andern Falle ist es von wesentlicher Wichtigkeit, daß ich euch Mocquet vor die Augen führe.

Zufolge meiner längsten Erinnerung, die bis in mein drittes Jahr zurückgreift, bewohnten meine Eltern mit mir ein Schlößlein auf der Grenze des Aisne- und des Oise-Departements, zwischen Haramont und Longpré.

Dieses Schlößlein hieß Fossés, die Gräben, ohne Zweifel, weil es von großen und vollen Wassergräben umschlossen war.

Ich spreche nicht von meiner Schwester: — sie war in einer Pension in Paris, und wir sahen sie bloß einen Monat im Jahr, nämlich in der Vacanz.

Das Personal des Hauses bestand außer Vater, Mutter und Sohn:

1) Aus einem großen, schwarzen Hund, genannt Trüsse, der überall willkommen war, da ich ihn zu meinem gewöhnlichen Reittier ausersehen hatte.

2) Aus einem Gärtner Namens Pierre, der mir im Garten eine Menge Frösche und Schlangen zusammen suchte, da ich an diesen Thierchen eine ausnehmende Freude bezeugte.

3) Aus einem Neger Namens Hippolyte, der den Kammerdiener meines Vaters vorstellte, einem schwarzen Einfaltpinsel, dessen Naivitäten sprichwörtlich geworden waren, und den mein Vater, glaube ich, bloß behielt, um eine Anekdotensammlung voll zu machen, die er den Brunetschen Schänken mit Glück hätte entgegenstellen können.

4) Aus einem Waldschützen Namens Mocquet, dem ich mit großer Bewunderung zugethan war, weil er jeden Abend prächtige Geschichten von Gespenstern und Währwölfen zu erzählen wußte, worin er sich jedoch sogleich unterbrach, wenn der *General*, wie er meinen Vater nannte, zum Vorschein kam.

5) Endlich aus einer Köchin Namens Marie. Diese letztgenannte Person verliert sich für mich

gänzlich in den Dämmerungsnebeln meines Lebens; ich habe diesen Namen einer Gestalt geben gehört, die ganz unklar in meinem Geist zurückgeblieben ist, aber, so weit ich mich erinnern kann, nichts sehr Poetisches hatte.

Übrigens haben wir uns heute nur mit Mocquet zu beschäftigen.

Versuchen wir seine physische und moralische Erscheinung klar darzustellen.

---

### III.

Physisch war Mocquet ein Vierziger; kurz, untersetzt, breitschulterig und starkknochig.

Er war sonnverbrannt, hatte kleine stechende Augen, graumelierte Haare und einen schwarzen Backenbart, der am Hals zusammen lief.

Er erscheint mir im Hintergrund meiner Erinnerungen mit einem Dreispitz, einem grünen Wamms mit Silberknöpfen, kurzen Sammthosen, langen ledernen Gamaschen, einer Jagdtasche über der Schulter, einer Flinte im Arm und einem kurzen Thonpfeifchen im Mund.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Pfeifchen. Dasselbe war kein bloß zufälliges Anhängsel, sondern ein integrierender Bestandteil von Mocquet geworden.

Nie konnte Jemand sagen, daß er Mocquet ohne sein Pfeifchen gesehen habe.

Wenn Mocquet sein Pfeifchen zufällig einmal nicht im Munde hatte, so hielt er es in der Hand.

Dieses Pfeifchen, das die Bestimmung hatte, Mocquet bis ins dichteste Gebüsch zu begleiten, durfte den festen Körpern, die seine Vernichtung herbei: führen konnten, so wenig als möglich Blöße bieten.

Nun war die Vernichtung einer gut angerauchten Pfeife für Mocquet ein Verlust, den nur die Jahre ersetzen konnten.

Darum war auch das Rohr an Mocquets Pfeifchen nie über fünf bis sechs Linien lang, und von diesen fünf oder sechs Linien konnte man immer drei auf eine Federröhre rechnen.

Diese Gewohnheit, seine Pfeife, die sich zwischen dem vierten Schneidezahn und dem ersten Mahlzahn links eine gewisse Höhlung gegraben hatte und die beiden Hundszähne beinahe gänzlich verschwinden machte, niemals wegzulegen, hatte bei Mocquet eine andere Gewohnheit mit sich geführt, nämlich mit verschlossenen Zähnen zu sprechen, was seinem ganzen Gerede eine eigentümliche Verbissenheit gab.

Dieser Charakter der Verbissenheit wurde noch auffallender, wenn er seine Pfeife auf Augenblicke aus dem Munde nahm, denn dann konnten seine Kinnbacken zusammenfallen, und seine Zähne schlossen sich so, daß sie die Worte nur noch als ein unverständliches Gezische durchließen.

So viel von Mocquets physischer Erscheinung. Die nächstfolgenden Zeilen sollen seinen sittlichen Menschen schildern.

---



## IV.

Eines Tages kam Mocquet in aller Frühe ins Schlafzimmer meines Vaters, der noch im Bette lag, und stellte sich steif und gerade wie ein Laternenpfahl vor ihm auf.

»Nun, Mocquet!« fragte mein Vater, »was verschafft mir das sonderbare Vergnügen, Dich so früh bei mir zu sehen?«

»Herr General,« antwortete Mocquet mit grobem Ernst, »drum werde ich *gealbt*.«

Mocquet hatte, ohne es zu ahnen, seine Muttersprache mit einem doppelten activen und passiven Zeitwort bereichern.

»Du wirst gealpt?« sagte mein Vater, indem er sich auf seinen Ellbogen aufrichtete, »ei, ei, mein Junge, das ist freilich etwas Arges.«

»Es ist so, mein General« Und Mocquet nahm fein Pfeifchen aus dem Mund, was er nur selten und bei wichtigen Veranlassungen that.

»Und seit wann wirst Du gealpt, mein guter Mocquet?« fragte mein Vater.

»Seit acht Tagen.«

»Und von wem?«

»O ich weiß; wohl von wem,« antwortete Mocquet, indem er seine Zähne um so fester zusammenbiß, als er das Pfeifchen in seiner Hand hatte, die er hinter den Rücken hielt.

»Nun, darf man es erfahren?«

»Von der alten Durand aus Haramont, die eine alte Hexe ist, wie Ihnen nicht unbekannt sein kann.«

»Doch, Mocquet, das war mir unbekannt, auf Ehre.«

»Aber ich weiß es ganz genau; ich habe sie auf einem Besenstiel zum Hexensabbat reiten gesehen.«

»Du hast sie reiten gesehen, Mocquet?

« »So gut als ich Sie sehe, mein General; überdies hat sie einen alten schwarzen Bock bei sich, den sie anbetet.«

»Und warum alpt sie Dich?«

»Aus Rache, weil ich sie einmal Nachts zwölf Uhr auf der Heide von Gondreville erwischt habe, als sie gerade ihren Teufelsreigen tanzte.«

»Mein lieber Mocquet, Du erhebst da eine schwere Anklage, und bevor Du laut wiederholst, was Du mir leise gesagt hast, möchte ich Dir rathen, einige Beweise herzuschaffen.«

»Beweise! Warum nicht gar? Als ob nicht jedes Kind im Dorf wüßte, daß sie in ihrer Jugend die Zuhälterin des Wolfsführers Thibault gewesen ist!«

»Ei der Teufel, Mocquet, da mußst Du Dich wohl in Acht nehmen.«

»Das tue ich auch, und sie soll mirs büßen, der alte Maulwurf.«

*Alter Maulwurf* war ein Ausdruck, den Mocquet von seinem Freund, dem Gärtner Pierre, entlehnte, der keinen ärgern Feind hatte als den Maulwurf und deßwegen Alles, er verabscheute, mit diesem Namen belegte.

»Du mußt Dich in Acht nehmen,« hatte mein Vater gesagt.



## V.

Nicht als ob mein Vater an Mocquets Alp oder überhaupt an einen Alp geglaubt und im speciellen Fall angenommen hätte, daß die alte Durand seinen Waldschützen *gealpt* habe; nein, aber er kannte die Vorurtheile unserer Bauern und wußte, daß der Glaube an Hexerei auf dem Lande noch sehr gang und gäbe ist. Er hatte von verschiedenen furchtbaren Racheacten von Seiten solcher Behexten gehört, welche durch Ermordung des betreffenden Hexenmeisters oder der betreffenden Hexe den Zauber zu brechen geglaubt hatten, und Mocquet hatte, als er die alte Durand bei meinem Vater verklagte, einen solch drohenden Ton in seine Stimme gelegt und dabei seine Flintenläufe so fest zusammengedrückt, daß mein Vater ihm Recht geben zu müssen glaubte, nur um so viel Einfluß aus ihm zu behalten, daß er Nichts unternehmen sollte, ohne ihn um Rath zu fragen.

Nachdem er nun diesen Einfluß festgestellt glaubte, wagte er ihm folgende Vorstellung zu machen:

»Aber, lieber Mocquet, bevor Du Deine Rache an ihr nimmst, solltest Du Dich genau versichern ob man Dich nicht von Deinem Alp curiren kann«

»Nein, Herr General, das kann man nicht,« antwortete Morguet in zuversichtlichem Tone.

»Warum denn nicht?«

»Ich habe bereits das Unmögliche gethan.«

»Nun was denn?«

»Fürs Erste habe ich eine große Bowle Glühwein getrunken, ehe ich mich schlafen legte.«

»Wer hat Dir dieses Mittel angerathen? Herr Lecosse?«

Herr Lecosse war der berühmteste Arzt von Villers-Coterets.

»Herr Lecosse!« machte Mocquet; »Warum nicht gar? Als ob *der* Etwas vom Hexenwesen verstände! Nein bei Gott, Herr Lecosse war es nicht.«

»Wer sonst denn?«

»Der Schäfer von Longpré.«

»Also eine Bowle Glühwein, dummer Kerl! Da mußt Du ja einen schändlichen Rausch bekommen haben«

»Der Schäfer hat die Hälfte getrunken.«

»Nun dann begreife ich das Recept. Und die Bowle Glühwein hat nicht gewirkt?«

»Nein, Herr General. Die Hexe hat mir in jener Nacht auf der Brust herum gestampft, wie wenn ich gar Nichts zu mir genommen hätte«

»Und was hast Du sonst noch gethan, denn ohne Zweifel hast Du es bei Deiner Bowle Glühwein nicht bewenden lassen?«

»Ich« habe das gethan, was ich thue, wenn ich ein *Rothwild* fangen will.«

Mocquet hatte seine eigene Phraseologie, wofür er oft Gründe von überraschender Genialität anzuführen wußte, und an der er starrköpfigst festhielt; Nichts in der Welt, selbst sein tief eingepflanzter Respect vor dem General nicht, hätte ihn jemals dazu gebracht, *Rothwild* zu sagen.



## VI.

»Nun, was thust Du. denn, Mocquet, wenn Du ein Rothwild fangen willst? fragte mein Vater.

»Ich lege eine *Schlincke*.«

»Wie? Was? Du hast der alten Durand eine Schlinge gelegt?«

Mocquet liebte es nicht, daß man die Worte anders aussprach, als er; er versetzte daher:

»Ja, Herr General, ich habe der alten Durand eine *Schlincke* gelegt.«

»Und wo hast Du Deine Schlincke gelegt? vor Deiner Thür?

« Mein Vater war, wie man steht, ein Mann, der mit sich sprechen ließ.

»Warum nicht gar vor meiner Thüre?« erwiderte Mocquet; »als ob die alte Hexe zu meiner Thür hereinkäme! Sie kommt in mein Zimmer, ohne daß ich weiß, woher sie kommt«

»Vielleicht zum Kamin herab?«

»Es ist keines da; überdieß sehe ich sie erst, wenn ich sie spüre.«

»Du siehst sie?«

»So gut als ich Sie sehe.«

»Und was thut sie?«

»O wahrhaftig, nichts Gutes; sie stampft mir auf der Brust herum: bam, bam, bam!«

»Wo hast Du also die Schlinge gelegt?«

»Die Schlincke! Ich habe sie auf meinen Magen gelegt.«

»Und was für eine Schlincke hast Du gelegt?«

»O eine famöse Schlincke.«

»Was für eine denn?«

»Dieselbe, die ich dem grauen Wolf legte, der dem Herrn Destournelles seine Schafe erwürgte.«

»Die war aber nicht sehr famös, Mocquet der graue Wolf hat ja Deinen Köder gefressen und sich nicht fangen lassen.«

»Sie wissen wohl, warum er sich nicht fangen ließ, Herr General.«

»Nein, ich weiß es nicht.«

»Er hat sich nicht fangen lassen, weil er der schwarze Wolf des Holzschuhmachers Thibault ist.«

»Es kann aber doch nicht der schwarze Wolf des Holzschuhmachers Thibault sein, denn Du gibst ja selbst zu, daß der Wolf, der die Schafe des Herrn Destournelles erwürgte, grau war.«

»Er ist allerdings jetzt grau, Herr General; aber zur Zeit: des Holzschuhmachers Thibault, d. h. vor dreißig Jahren war er schwarz; sehen Sie, vor dreißig Jahren war ich auch rabenschwarz, und jetzt bin ich so grau wie der Doctor.«

Der Doctor war eine Katze, der ich in meinen Memoiren eine beziehungsweise Berühmtheit zu schaffen versucht habe; man nannte sie Doctor wegen des prächtigen Pelzes, womit die Natur sie ausgestattet hatte.

»Ja,« sagte mein Vater, »ich kenne Deine Geschichte von dem Holzschuhmacher Thibault.

Aber, Mocquet, wenn der schwarze Wolf der Teufel ist, wie Du behaupten, so kann er sich nicht verändern.«

»Doch, Herr General; nur braucht er hundert Jahre, bis er ganz weiß wird, und Nachts um zwölf Uhr, wenn das hundertste Jahr anfängt, wird er wieder kohlschwarz.«

»Das will ich gelten lassen, Mocquet; nur bitte ich Dich, daß Du diese schöne Geschichte da meinem Sohne nicht erzählst, ehe er wenigstens fünfzehn Jahre alt ist.«

»Warum das, Herr General?«

»Weil es unnöthig ist, daß man ihm solche Dummheiten in den Kopf setzt, ehe er groß genug ist, um sich über alle Arten von Wölfen, seien sie nun weiß, grau oder schwarz, lustig zu machen.«

»Seht wohl, Herr General, man wird ihm also Nichts davon sagen.«

»Fahre fort.«

»Wo sind wir stehen geblieben, Herr General?«

»Bei der Schlincke, die Du auf Deinen Magen legtest und für so famös hieltest.«

»Ja, meiner Treu, Herr General, es war eine famöse *Schlincke*. Sie wog gewiß zehn Pfund; was sage ich? wenigstens fünfzehn Pfund mit ihrer Kette. Die Kette hatte ich um mein Faustgelenk geschlungen.«

»Und in jener Nacht?«

»O, in jener Nacht ging es noch toller her. Sonst trat sie mir doch nur mit Galloschen auf der Brust herum; aber in jener Nacht ist sie mit Holzschuhen gekommen«

»Und sie kommt noch immer?«

»Jede Nacht, die der liebe Gott gibt; ich magere deßhalb ganz ab; Sie sehen ja, Herr General, daß ich die Schwindsucht bekomme; aber heute früh habe ich meinen Entschluß gefaßt« «

»Und was für einen Entschluß hast Du gefaßt, Mocquets?«

»Ich habe beschlossen, sie todtzuschießen.«

»Das ist das Gescheidteste, was Du thun kannst. Und wann gedenkst Du Dich ans Werk zu machen?«

»Heute Abend oder morgen«

»Ei der Teufel! ich hätte Dich gern nach Villers-Hellon geschickt.«

»Das macht nichts, Herr General. Ist es pressant?«

»Sehr pressant.«

»Nun ja, so kann ich nach Villers-Hellon gehen, es sind ja bloß vier Stunden durch den Wald, und auf den Abend wieder da sein; das sind weiter nichts als acht Stunden; wir haben auf unseren Jagden schon ganz andere Touren gemacht, Herr General«

»Es bleibt dabei, Mocquet ich gebe Dir einen Brief an Herrn Collard, und Du gehst sogleich ab.«

»Sehr wohl, Herr General!«

Mein Vater stand auf und schrieb an Herrn Collard,

Der Brief lautete folgendermaßen:

»Lieber Collard!«

»*Ich schicke Ihnen meinen Einfaltspinsel von Waldschützen, den Sie schon kennen; er bildet sich ein, ein altes Weib alpe ihn die ganze Nacht, und um sich seinen Vampyr vom Hals zu*

*schaffen, will er ihn ganz einfach umbringen. Da aber die Justiz mit dieser neuen Methode, seine Beklemmungen zu curiren, nicht einverstanden sein möchte, so schicke ich den Burschen unter irgend einem Vorwand Ihnen zu. Schicken Sie ihn unter irgend einem beliebigen Vorwand zu Dauré von Boaty, dieser mag ihn zu Dulauloy schicken, und dieser, mit oder ohne Vormund, zum Teufel, wenn er will.*

*»Kurz und gut, seine Rundreise muß wenigstens vierzehn Tage dauern. Bis dahin sind wir nach Antilly gezogen, und da er also nicht mehr in der Nähe von Haramont sein, da ferner sein Alp ihn höchst wahrscheinlich unterwegs verlassen wird, so wird die alte Durand ruhig schlafen können, was ich ihr nicht rathen möchte, wenn Mocquet in der Gegend bliebe.*

*»Er bringt Ihnen ein Dutzend Heerschneppen und einen Hasen, den Ertrag unserer gestrigen Jagd in dem Moor von Wallue.*

*»Herzliche Grüße an Ihre schöne Hermine, und tausend Küsse Ihrem lieben Carolinchen.*

*»Ihr Freund*

*»Alex. Dumas.«*

Mocquet ging eine Stunde nach Abfassung des Briefes ab und kam nach drei Wochen in Antilly wieder zu uns.

»Nun,« fragte mein Vater, als er ihn ganz munter und wohlbehalten wieder erblickte, »nun, wie stehts mit der Durand?«

»Herr General« antwortete Mocquet seelenvergnügt, »der alte Maulwurf ist von mir gewichen; es scheint, daß die Hexe bloß im Canton Gewalt hatte.«

---

## VII.

Zwölf Jahre waren seit Mocquets Alpbeängstigungen verflossen. Ich ging in mein sechzehntes.

Es war im Winter von 1817 aus 1818.

Mein Vater war leider schon seit zehn Jahren todt.

Wir hatten keinen Gärtner Piere, keinen Kammerdiener Hippolyte, keinen Waldschützen Mocquet mehr.

Wir bewohnten weder das Grabeschloß, noch die Villa in Antilly mehr, sondern ein Häuschen auf dem Marktplatz von Villers-Coterets, dem Brunnen gegenüber, wo meine Mutter einen Tabakkram betrieb.

Sie verband damit einen Handel mit Jagdpulver, Kugeln und Blei.

Trotz meiner Jugend war ich, wie ich in meinen Memoiren erzählt habe, bereits ein leidenschaftlicher Jäger.

Nur *jagte* ich, im eigentlichen Sinne des Wortes, bloß dann, wenn mein Vetter, Herr Deviolaine, der Waldinspector von Villers-Coterets, die Güte hatte, mich abzuholen und mir bei meiner Mutter die Erlaubniß zu erbitten.

In der übrigen Zeit verlegte ich mich aufs Wildern.

Ich besaß zu diesem gedoppelten Jägers- und Wilderer-Beruf eine allerliebste einläufige Flinte, die früher der Fürstin Borghese gehört hatte, deren Namen auch eingraviert war.

Ich war noch ein ganz kleiner Junge gewesen, als Mein Vater sie mir geschenkt hatte, und bei der Auction nach seinem Tod hatte ich sie mit solchem Eifer in Anspruch genommen, daß sie nicht mit den übrigen Waffen, sowie den Pferden und Wagen verkauft wurde. Die Zeit meiner Freuden war der Winter.

Im Winter bedeckt sich die Erde mit Schnee, und die Vögel, die kein Futter mehr aufzufinden wissen, sammeln sich da, wo man ihnen Körner hinwirft.

Einige alte Freunde meines Vaters, die große und schöne Gärten besaßen, erlaubten mir dann in diesen Gärten Vögel zu schießen.

Ich fegte den Schnee weg, streute einen langen Streifen Körner hin und feuerte dann aus irgend einem Versteck in halber Flintenschußweite; ich tödtete manchmal sechs, acht, ja zehn Vögel auf einen Schuß.

Wenn dann der Schnee länger liegen blieb, so winkte mir eine andere Hoffnung: die Aussicht, daß ein Wolf aufgetrieben werden könnte.

Der aufgetriebene Wolf gehört Jedermann.

Er ist ein öffentlicher Feind, ein Mörder, der außer dem Schutze des Gesetzes steht. Jeder kann aus ihn schießen. Man braucht nicht zu fragen, ob ich dann, trotz der Wehklagen meiner Mutter, die eine doppelte Gefahr für mich fürchtete, man braucht, sage ich, nicht zu fragen, ob ich dann nach meiner Flinte griff und der Erste auf dem Posten war.

Der Winter von 1817 auf 1818 war rauh gewesen.

» Es war ein fußhoher Schnee gefallen, und es hatte darüberhin gefroren, so daß der Schnee schon seit etwa vierzehn Tagen lag.



« Und dennoch hörte man von Nichts.

Eines Abends gegen vier Uhr kam Mocquet ins Haus.

Er kaufte Pulver ein.

Während des Einkaufens winkte er mir mit dem Auge. Er ging hinaus. Ich folgte ihm.

»Nun, Mocquet,« fragte ich, »was gibts?« »Errathen Sie's nicht, Herr Alexander?« »Nein.«

»Errathen Sie nicht, daß ichs, wenn ich bei der Frau Generalin Pulver kaufe, statt es ganz einfach in Haramont zu holen, d.h. wenn ich eine ganze Stunde gehe statt einer Viertelstunde, daß ich Ihnen dann eine Partie vorzuschlagen habe?

»Ach, mein lieber Mocquet! Und was denn?«

»Es Ist Ein Wolf da, Herr Alexander.«

»Wirklich?«

»Er hat heute Nacht dem Herrn Destournelles ein Schaf gestohlen, und ich bin ihm bis in den Wald von Tillet nachgelaufen.«

»Und nun?«

»Heute Nacht werde ich ihn ganz gewiß wieder sehen, ich werde ihn auftreiben, und morgen früh wollen wir ihm dann seinen Denkkzettel geben.«

»O Welch ein Glück!«

»Nur bedarf es der Erlaubniß . . .

»Von wem, Mocquet?«

»Von der Frau Generalin.«

»Komm wieder mit mir herein, Mocquet, wir wollen sie darum ersuchen.«

Meine Mutter betrachtete uns durch die Fensterscheiben hindurch.

Sie dachte sichs sogleich, daß irgend ein Complot geschmiedet wurde. Wir kamen herein.

»He, Mocquet,« sagte Sie, »Du gefällst mir gar nicht mehr.«

»Warum, Frau Generalin?« fragte er.

»Nun, weil Du dem Jungen immer den Kopf warm machst; er denkt bereits nur zu viel an Deine verdammte Jagd.«

»Ei, Frau Generalin, das ist wie mit den Hunden von guter Race: sein Vater war ein Jäger, er ist ein Jäger, sein Sohn wird ein Jäger werden; darein müssen Sie sich zu finden wissen.« »Und wenn ihm ein Unglück zustößt!«

»Bei mir! Ein Unglück! Ein Unglück bei Mocquet! Was fällt Ihnen ein? Ich bürgte mit Leib und Seele für Herrn Alexander. Ihm ein Unglück zustoßen, dem Sohn des Generals! Nein, nein, nimmermehr!«

Meine arme Mutter schüttelte den Kopf.

Ich hing mich ihr an den Hals.

»Liebes Mütterchen,« sagte ich, »laß Dich erbitten.« »Aber Du mußt ihm seine Flinte laden, Mocquet.«

»Seien Sie doch ruhig! Sechzig Körner Pulver, keins mehr, keins weniger, und eine Kugel, wovon zwanzig auf das Pfund gehen«

»Du darfst ihn nicht verlassen.«

»So wenig als sein Schatten«

»Du mußt ihn neben Dich stellen.«

»Zwischen meine Beine.«

»Mocquet! Dir allein vertraue ich ihn an.«

»Und Sie sollen ihn unversehrt zurückerhalten. Kommen Sie, Herr Alexander, nehmen Sie Ihre Siebensachen zusammen und lassen Sie uns gehen.

Die Frau Generalin erlaubt es.

»Ei wie? Du willst ihn schon heute Abend mitnehmen, Mocquet?«

»Natürlich, denn morgen wäre es zu spät, um ihn abzuholen; dem Wolf muß man mit Tagesanbruch zu Leibe gehen.«

»Also zu einer Wolfsjagd willst Du ihn mithaben?«

»Fürchten Sie etwa gar, der Wolf könnte ihn fressen?«

»Mocquet! Mocquet!«

»Wenn ich Ihnen doch sage, daß ich für Alles gutstehe!«

»Und wo soll er übernachten, der unglückliche Junge?«

»Beim alten Mocquet! Er bekommt eine gute Matratze auf dem Boden, Betttücher so weiß, wie diejenigen, welche der liebe Gott über die Ebene hingebreitet hat, und zwei gute warme Decken. Er soll sich gewiß nicht erkälten, seien Sie ganz ruhig.«

»Ach ja, liebe Mutter, sei doch ruhig. Komm jetzt, Mocquet, ich bin bereit.«

»Und Du gibst mir nicht einmal einen Kuß, unglückliches Kind?«

»O freilich, liebes Mütterchen, lieber zwei als einen.«

Und ich warf mich meiner Mutter an den Hals und erdrückte sie beinahe in meinen Armen.

»Und wann wird man Dich wieder zu sehen bekommen?«

»Machen Sie sich keine Sorgen, wenn er erst morgen Abend zurückkommt.«

»Wie so? morgen Abend! Du sagtest doch von Tagesanbruch.«

»Mit Tagesanbruch geht es auf den Wolf los; aber wenn wir das Nest leer finden, so wird der junge Herr doch wenigstens im Moor von Wallu ein Paar Enten schießen dürfen.«

»Du wirst machen, daß er ertrinkt.«

»Ei zum Teufel,« sagte Mocquet, »wenn ich nicht die Ehre hätte, mit der Frau meines Generals zu sprechen, so würde ich sagen . . .

»Was würdest Du sagen, Mocquet?«

« »Daß Sie einen Hasenfuß aus Ihrem Sohn machen wollen. Aber wenn die Mutter: des Generals hinter ihm gestanden und ihn an seinen Rockschoßen gezupft hätte, so wäre er seiner Lebtag nie übers Meer her nach Frankreich gekommen.«

»Du hast Recht, Mocquet, nimm ihn mit; ich bin unvernünftige.«

Und meine Mutter wandte sich ab, um sich eine Thräne aus dem Auge zu wischen.«

Einer Mutter Thräne ist ein Herzdiamant, köstlicher als eine Perle von Ophir.«

Ich sah sie fließen.

Ich ging zur armen Frau hin und sagte ganz leise zu ihr:

»Wenn Du willst, Mutter, so bleibe ich.«

»Nein, nein, mein Junge, geh' nur,« sagte sie; »Mocquet hat Recht; Du mußt einmal ein Mann werden.«

Ich umarmte sie noch ein letztes Mal.

Dann eilte ich Mocquet nach, der sich bereits auf den Weg gemacht hatte.

Nach etwa hundert Schritten wandte ich mich um.

Meine Mutter war bis mitten in die Straße herausgegangen um mir so lang als möglich mit ihren Blicken zu folgen.

Jetzt kam die Reihe an mich, eine Thräne aus meiner Wimper zu wischen.

»Nun das ist sauber,« sagte Mocquet zu mir, »jetzt weinen Sie also auch Herr Alexander!«

»Was fällt Dir ein, Mocquet? Das kommt blos von der Kälte her.«

Du, der Du mir diese Thränen gegeben hattest, o mein Gott, Du weißt wohl, daß ich nicht vor Kälte weinte.

---

## VIII.

Wir kamen bei dunkler Nacht in Mocquets Wohnung an.

Unser Nachtessen bestand in einer Omelette mit Speck und einer Kaninchenfricassee.

Dann bereitete mir Mocquet mein Bett.

Er hatte meiner Mutter Wort gehalten: ich erhielt eine gute Matratze, zwei weiße Betttücher und zwei gute, sehr warme Decken.

»Vorwärts!« sagte Mocquet zu mir, »schlüpfen Sie jetzt da hinein und schlafen Sie; wir werden morgen früh wahrscheinlich schon um vier Uhr ausrücken müssen.«

»So bald Du willst, Mocquet.«

»Ja, ja, am Abend sind Sie früh auf, aber morgen früh werde ich wohl einen Topf kalten Wassers in Ihr Bett schütten müssen, um Sie auf die Beine zu bringen.«

»Ich erlaube Dir das, Mocquet, wenn Du mich zweimal rufen muß.«

»Nun, es wird sich schon zeigen.«

»Aber bist Du denn heute so außerordentlich schlaflost, Mocquet?«

»Was soll ich anders thun als schlafen.«

»Ei nun, Morquet, ich denke, Du könntest mir eine von jenen Geschichten erzählen, die mir als kleinem Jungen so viel Freude machten.«

»Und wer soll dann morgen früh um zwei Uhr aufstehen, wenn ich Ihnen bis nach Mitternacht Geschichtchen vorschwatze?«

»Du hast Recht, Moquet.«

»Das meine ich auch.«

Ich zog mich aus und legte mich schlafen.

Mocquet warf sah ganz angekleidet auf sein Bett.

Nach fünf Minuten schnarchte er wie eine Baßgeige.

Ich drehte und wandte mich über zwei Stunden in meinem Bett um und um, ohne einschlafen zu können.

Wie manche schlaflose Nacht hatte ich am Vorabend von Jagderöffnungen zugebracht!

Endlich gegen Mitternacht siegte die Müdigkeit.

Morgens um vier Uhr fuhr ich in Folge, einer Empfindung von Kälte aus dem Schläfe auf.

Ich öffnete die Augen.

Mocquet hatte die Decke auf den Fuß meines Bettes zurückgeworfen und stand da, beide Hände auf seine Flinte gestemmt und das Pfeifchen im Munde.

Sein Gesicht strahlte beim Feuer seiner Pfeife, das bei jedem Athemzug einen Schein darauf warf.

»Nun, Mocquet?« sagte ich.

»Nun, er ist aufgejagt.«

»Der Wolf? Und wer hat ihn aufgejagt?«

»Dieser arme Mocquet hier.

»Ah, bravo!«

»Rathen Sie jetzt auch einmal, wo er sich einquartirt hat. Wahrhaftig, dieser Wolf ist ein guter Junge.«

»Nun wo denn, Mocquet?

»O ich wette hundert gegen eins, daß Sie's nicht herausbekommen. Er ist im Dreieichenschlupf.

Dann ist er also verkauft und verloren?«

»Das will ich meinen.«

Der Dreieichenschlupf ist eine etwa zwei Morgen lange Gruppe von Bäumen und Gebüsch, mitten in der Ebene von Largny, ungefähr fünfhundert Schritte vom eigentlichen Wald.

»Und die Waldschützen?« fuhr ich fort.

»Sind in Kenntniß gesetzt,« antwortete Mocquet; »die besten Schützen im ganzen Bezirk, Moynat, Mildet, Vatrín, Lasseuille, kurz die gewandtesten Burschen, stehen am Saum des Waldes. Wir unsererseits, Herr Charpentier aus Wallu, Herr Hochedez aus Largny, Herr Destournelles aus Fossés und wir Beide umzingeln den Schlupf; man wird die Hunde loslassen, der Feldschütz muß sie anfeuern, und dann lustig darauf los!«

»Mocquet, Du wirst mich auf einen guten Platz stellen.

»Wenn ich Ihnen sage, daß Sie ganz in meiner Nähe stehen werden. Nur sollten Sie endlich einmal aufstehen.«

»Du hast Recht, Mocquet, Brrrr!«

»Nun, ich will mit Ihrer Jugend Mitleid haben und ein Reisbüschel ins Kamin legen.«

»Mocquet, ich wagte es nicht, Dich darum zu bitten, aber wenn Du es thust, auf Ehre, so ist das sehr schön von Dir.«

Mocquet holte im Hof einen Arm voll Holz. Er warf es ins Kamin und schob es mit dem Fuß zurecht; dann steckte er ein brennendes Zündhölzchen mitten ins Rebholz.

Augenblicklich knisterte das Feuer und schlug lustig und hell im Kamin empor.

Ich setzte mich auf den Schemel vor dem Herd und kleidete mich an.

Die Toilette war bald fix und fertig, das dürft ihr glauben.

Mocquet selbst war höchlich erstaunt darüber.

»Jetzt,« sagte er, »geschwind noch einen Tropfen parfait amour, und dann Marsch!«

Und Mocquet füllte zwei Gläschen mit einer gelblichen Flüssigkeit, die ich nicht zu kosten brauchte, um sie zu erkennen.

»Du weißt, daß ich niemals Schnaps trinke, Mocquet!«

»Nun weiß Gott, Sie sind mir ein schöner Sohn Ihres Vaters. Aber was wollen Sie denn sonst genießen?«

»Nichts, Mocquet gar Nichts.

»Sie kennen das Sprichwort: Wenn das Haus leer ist, so kehrt der Teufel ein! Nein, Sie müssen Ihrem Magen irgend Etwas zum Besten geben, so lang ich Ihre Flinte lade, denn ich muß doch dieser armen Mutter mein Wort halten.

»Nun gut, Mocquet, ein Stückchen Brod und ein Glas Pignolet.«

Der Pignolet ist ein geringer Wein, den man in den Nichtweinländern erzielt.

Man nennt ihn sprichwörtlich Dreimännerwein, weil drei Männer nöthig sind, um ihn zu

trinken: derjenige, der trinkt, und zwei Andere, die den Trinkenden halten.

Ich war an den Pignolet so ziemlich gewöhnt und trank ihn ganz allein.

Ich schluckte also mein Glas Pignolet hinab, so lange Mocquet meine Flinte lud.

Ich bemerkte, daß er mit seiner Messerspitze ein Zeichen in meine Kugel machte.

»Was machst Du da, Mocquet?« fragte ich.

»Ein Kreuz in Ihre Kugel,« antwortete er. »Da Sie nahe bei mir stehen werden, so können wir zusammen schießen, und es ist nicht wegen der Prämie, ich weiß wohl, daß Sie mir diese überlassen werden, sondern wegen des Ruhmes; wenn der Wolf fällt, so ist es immer gut zu wissen, wer ihn getötet hat. Also zielen Sie richtig«

»Ich werde mein Besten thun, Mocquet.«

»Da haben Sie Ihre Flinte jetzt geladen. Also vorwärts und den Lauf in die Höhe!«

Ich befolgte die kluge Mahnung des alten Waldschützen, und wir machten uns auf den Weg.

---

## IX.

Der Sammelplatz war auf der Straße von Chavigny.

Da trafen wir unsere Waldhüter und einen Theil unserer Schützen.

Nach zehn Minuten hatten diejenigen, die noch fehlten, uns eingeholt.

Einige Minuten vor fünf Uhr waren wir vollzählig.

Es wurde beschlossen, daß man den Dreieichenschlupf in großer Distanz umgeben, dann aber allmählig näher rücken und den Feind einschließen wolle.

Die Bewegung sollte so still als möglich der sich gehen, sintemal die Herren Wölfe die Gewohnheit haben, schon beim geringsten Lärm auszureißen.

Jeder« sollte seinen Weg genau untersuchen, damit man sich versicherte, ob der Wolf noch immer im Schlupf stecke.

Der Kreis verengerte sich, ohne heiß Jemand Spuren einer Flucht anzeigte.

Der Feldschütz hielt die Hunde Mocquets an der Koppel.

Jeder stellte sich an demjenigen Theil des Schlupfes auf, wohin sein Weg ihn gerade führte.

Der Zufall wollte, daß Mocquet und ich auf die nördliche Seite des Gehäges, d.h. auf diejenige, die mit dem Wald parallel lief, zu stehen kamen. Wie Mocquet vorausgesagt, hatten wir den besten Platz.

Es war wahrscheinlich, daß der Wolf in den Wald zu entkommen suchen und folglich auf unserer Seite herausbrechen würde.

Wir lehnten uns jeder an eine Eiche und waren fünfzig Schritte Von einander entfernt.

Dann warteten wir athemlos und ohne uns zu rühren.

Die Hunde wurden auf der entgegengesetzten Seite von uns losgekoppelt.«

Sie bellten zweimal auf und dann schwiegen sie wieder.

Der Feldschütz ging hinter ihnen her in den Schlupf, Indem er mit seinem Stock an die Bäume klopfte und ho ha ho rief.

Aber die Hunde waren wie angenagelt: die Augen hingen ihnen aus dem Kopf, ihre Lefzen waren aufgeworfen, ihre Haare sträubten sich.

Es war unmöglich, sie einen Schritt vorwärts zu bringen.

»He, Mocquet,« rief der Feldschütz, »das muß ein ganz gewaltiger Kerl von einem Wolf sein, denn Rocador und Tambelle wollen nicht anbeißen.«

« Mocquet hütete sich wohl zu antworten: der Ton seiner Stimme hätte dem Thier die Richtung verrathen, wo es Feinde zu finden hatte.

Der Feldschütz drang beständig vorwärts, indem er an die Bäume klopfte.

Die beiden Hunde folgten ihm, aber behutsam, von hinten, Schritt für Schritt, ohne Gebell und bloß knurrend.

»Heiliges Gewitter!« rief der Feldschütz auf einmal, »ich bin ihm beinahe ans den Schwanz getreten. Der Wolf! der Wolf! der Wolf! Paß auf, Mocquet, paß auf!«

Und wirklich kam Etwas wie eine Kugel gegen uns.

Das Thier brach blitzschnell, gerade zwischen mir und Mocquet aus dem Schlupf hervor.

Es war ein ungeheurer Wolf, beinahe weiß vor Alter.

Mocquet feuerte seine beiden Schüsse auf ihn ab.

Er sah seine beiden Kugeln im Schnee aufprallen.

»Ei so schießen Sie doch,« rief er mir zu, »schießen Sie doch!«

Erst jetzt legte ich an, folgte dem Thier einen Augenblick und gab Feuer.

Der Wolf machte eine Bewegung, wie wenn er sich in die Schulter bisse.

»Getroffen! getroffen!« rief Mocquet; »der Junge hat getroffen! Mit den Unschuldigen ist der Herr!«

Inzwischen rannte der Wolf immer weiter und lief gerade auf Moynat und Mildet, die besten Schützen im ganzen Revier, zu.

Beide schoßen: das erste Mal in die Ebene, das zweite Mal in den Wald hinein.

Man sah die zwei ersten Kugeln sich kreuzen und Furchen im Schnee aufwerfen.

Diese zwei ersten Kugeln hatten den Wolf nicht berührt, aber ohne Zweifel war er unter den beiden andern gefallen.

Es war etwas unerhörtes, daß diese beiden Waldschützen einmal fehlschossen.

Ich hatte Moynat siebzehn Heerschnepfen hinter einander schießen gesehen.

Ich hatte Mildet ein Eichhörnchen, das von einem Baum auf den andern sprang, mitten entzweischießen gesehen.

Die Waldschützen waren dem Wolf in den Wald nachgelaufen.

Keuchend betrachteten wir die Stelle, wo sie verschwunden waren.

Wir sahen sie mit gesenkten Ohren und die Köpfe schüttelnd wieder zum Vorschein kommen.

»Nun, wie steht's?« rief Mocquet ihnen entgegen.

»Ach was!« machte Mildet mit einer Armbewegung, »er ist jetzt in Taille-Fontaine.«

»In Taille-Fontaine!« rief Mocquet ganz verduzt. »Die Tölpel haben ihn also alle zusammen gefehlt!«

»Warum denn nicht? Du hast ihn ja auch gefehlt.«

Mocquet schüttelte den Kopf.

»Ja, ja, sehe schon, es steckt irgend eine Teufelei dahinter,« sagte er. »Daß ich ihn gefehlt habe, ist zum Verwundern; doch ist es immerhin möglich. Aber daß Meynat ihn mit seinen beiden Schüssen gefehlt hat, daß Mildet ihn mit seinen beiden Schüssen gefehlt hat, nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu.«

»Es ist aber doch so, mein guter Mocquet.

»Uebrigens haben Sie ihn getroffen, Sie,« sagte er zu nur.

»Ich . . . bist Du dessen gewiß?«

»Es ist eine Schande für uns Andere; aber so wahr ich mit meinem Familiennamen Mocquet heiße, so gewiß haben Sie ihn getroffen.«

»Nun gut, wenn ich ihn getroffen habe, so wird man das leicht sehen können, Mocquet. Er wird bluten. Laß uns schnell nachlaufen, Mocquet.«

Und ich wollte schon forteilen.

»Nein, bei Gott, nicht laufen,« rief Mocquet, indem er seine Zähne zusammenbiß und mit dem



Fuß stampfte; »wir müssen im Gegentheil ganz langsam gehen, damit wir sehen, an was wir uns zu halten haben.«

Also langsam, aber jedenfalls laß uns geben.«

Und er begann der Spur des Wolfes Schritt für Schritt zu folgen.

»Bei Gott,« sagte ich »wir brauchen nicht zu fürchten, daß wir seine Fährte verlieren könnten; sie ist deutlich genug.«

»Ja, aber das ist es nicht, was ich suche.«

»Was suchst Du denn?«

»Sie werdens sogleich erfahren.«

Die Jäger, die mit uns den Schlupf umstellt, hatten sich zu uns gesellt und gingen hinter uns her, während der Feldschütz ihnen erzählte, was sich zugetragen hatte.

Mocquet und ich folgten den Spuren des Wolfes, die tief in den Schnee eingedrückt waren.

Als wir an den Platz kamen, wo ich das Thier getroffen haben sollte, sagte ich: »Siehst Du seht, Mocquet, daß ich doch gefehlt habe?

»Und warum sollten Sie gefehlt haben?«

»Ei man sieht ja kein Blut.«

»Dann suchen Sie einmal die Spur Ihrer Kugel im Schnee.«

Ich orientirte mich und ging in der Richtung weiter, die meine Kugel hatte nehmen müssen, im Fall sie wirklich den Wolf nicht berührt hatte.

Ich machte vergebens ein paar hundert Schritte.

Endlich kehrte ich zu Mocquet zurück.

Er winkte den Schützen sich um ihn zu sammeln.

»Nun,« sagte er zu mir, »und die Kugel?

»Ich habe sie nicht gefunden.«

»Da bin ich glücklicher gewesen als Sie; ich habe: sie gefunden.«

»Wie so? Du hast sie gefunden?«

»Drehen Sie sich einmal um und gehen Sie hinter mir drein.«

Ich führte das befohlene Manöver aus.

Die Jäger aus dem Schlupf hatten sich genähert.

Aber Mocquet hatte ihnen eine Linie bezeichnet, die sie nicht überschreiten sollten.

Die Schützen aus dem Walde kamen ebenfalls heran.

»Nun?« fragte Mocquet.

»Gefehlt! sagten Mildet und Meynat zugleich.

»Ich habe wohl gesehen, daß ihr in der Ebene gefehlt habt; aber im Wald . . .«

»Auch gefehlt!

Wißt ihr's gewiß?«

»Man hat beide Kugeln in Baumstämmen gefunden.«

»Das ist kaum zu glauben,« meinte Watrin.

»Nein, man kann's nicht glauben,« versetzte Mocquet, »und doch will Ich euch jetzt etwas noch Unglaublicheres zeigen.«

»Zeig's!«

»Seht einmal den Schnee an. Was sehet ihr?«

»Die Fährte eines Wolfes, bei Gott!«

»Und bei seiner rechten Tatze, — da — was ist da?«

»Ein kleines Loch.«

»Nun! und ihr begreift nicht?«

Die Schützen sahen einander Verwundert an.

»Begreift ihr jetzt?« fuhr Mocquet fort.

»Unmöglich!« sagten die Schützen.

»Und es ist doch so, und ich will euch den Beweis liefern.«

Mocquet fuhr mit seiner Hand in den Schnee suchte einen Augenblick und zog mit einem Triumphgeschrei eine Platte Kugel hervor.

»Ei sieh da,« sagte ich, »das ist meine Kugel.«

»Sie erkennen sie also?«

»Ich glaub's wohl, Du hast sie ja gezeichnet.«

»Und welches Zeichen habe ich hineingeschnitten?«

»Ein Kreuz.«

»Da seht ihr, meine Herren,« sagte Mocquet.

»Nun, so erklär' es uns.«

»Seht ihr, er hat die gewöhnlichen Kugeln von sich abgelenkt, aber über die Kugel des Jungen, die ein Kreuz hatte, hat er keine Gewalt gehabt. Er hat sie in die Schulter bekommen, ich habe gesehen, wie er die Bewegung machte, als ob er sich beißen wollte.«

»Aber wenn er die Kugel in die Schulter bekommen hat,« fragte ich verwundert über das verblüffte Schweigen der Andern, »Wie kommt's, daß sie ihn reicht getötet hat?«

»Weil sie weder von Gold noch von Silber war, mein liebes Kind, und weil bloß goldene oder silberne Kugeln die Haut des Teufels ritzen und diejenigen tödten können, die einen Vertrag mit ihm geschlossen haben.«

»Aber Mocquet,« sagten die Schützen mit einem Schauer, »glaubst Du also . . .«

»Ja, ich wollte darauf schwören, daß wir's mit dem Wolf des Holzschuhmachers Thibault zu thun gehabt haben.«

Die Waldschützen und die Jäger sahen einander an.

Zwei oder drei bekreuzten sich.

Alle schienen Mocquets Ansicht zu theilen und den Wolf des Holzschuhmachers Thibault wohl zu kennen.

Ich allein wußte Nichts von ihm.

»Ei,« drängte ich, »so sag mir doch endlich ein mal, was es mit diesem Wolf des Holzschuhmachers Thibault für eine Bewandniß hat.«

Mocquet wollte nicht sogleich antworten.

»Ach ja, wahrhaftig,« rief er endlich, »der General hat mir gesagt, ich könne Ihnen die Geschichte erzählen, wenn Sie einmal fünfzehn Jahre alt seien. Sie sind jetzt so alt, nicht wahr?«

»Ich bin sechzehn Jahre alt,« antwortete ich mit Stolz.

»Nun wohl, der Wolf des Holzschuhmachers Thibault, mein lieber Herr Alexander, das ist der

Teufel. Sie haben gestern Abend eine Geschichte von mir verlangt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Kommen Sie jetzt mit mir in mein Haus zurück, so will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, und zwar eine schöne.«

Waldschützen und Jäger trennten sich mit stillem Händedruck; jeder zog seines Wegs, und ich ging mit Mocquet heim, der mir die nachfolgende Geschichte erzählte.

Vielleicht werdet ihr mich fragen, warum ich euch diese Geschichte, da ich sie doch schon so lange wisse, noch nicht erzählt habe. Ich antworte, daß sie sich in einer Lade meines Gedächtnisses befand, die beständig verschlossen geblieben ist und sich erst vor drei Tagen wieder geöffnet hat. Ich könnte euch auch sagen, bei welcher Gelegenheit; aber wahrscheinlich würde euch diese Erzählung, die uns nur hindern würde, auf die eigentliche Geschichte einzugehen, nicht sonderlich interessieren. Ich will daher lieber meine Erzählung sogleich beginnen.

Ich sage *meine* Erzählung, während ich vielleicht sagen sollte: die Erzählung Mocquets. Aber wahrlich, wenn man achtunddreißig Jahre lang über einem Ei gebrütet hat, kann man am Ende wohl glauben, man habe es gelegt.

Samstag den 31. Mai 1856.

---

## I.

### *Der Wolfsjägermeister Sr. Hoheit.*

Er war ein gewaltiger Jäger, der edle Herr Jean, Baron von Vez.

Wenn ihr in dem schönen Thal hingehet, das von Berval nach Longpré führt; so erblicket ihr links einen alten Thurm, der euch um so höher und furchtbarer erscheinen wird, als er ganz vereinzelt steht.

Gegenwärtig gehört er einem alten Freunde des Erzählers dieser Geschichte, und Jedermann ist dermaßen an seinen furchtbaren Anblick gewöhnt, daß der nächste beste Bauer im Sommer eben so furchtlos den Schatten seiner hohen Mauern sucht, wie die Dohlen mit ihren großen schwarzen Flügeln und ihrem gellen Geschrei, und die sanft zwitschernden Schwalben die alljährlich ihre Nester hier aufhängen.

Aber zur Zeit, von welcher wir sprechen, d.h. gegen das Jahr 1780, bot das Herrenhaus von Vez nicht dasselbe Bild dar und gewährte, man muß es sagen, nicht dieselbe Sicherheit. Es war ein düsteres, strenges Gebäude aus dem 12. oder 13. Jahrhundert, und äußerlich wenigstens hatte die Reihenfolge der Jahre Nichts von seiner schreckenerregenden Physiognomie weggenommen. Allerdings ging keine Schildwache mehr in gemessenem Schritt und blankem Helm auf den Wällen hin und her; kein Bogenschütze mit gellem Horn wachte mehr auf seinem Thurme; am Schlupfthor standen keine zwei Bewaffnete mehr, um beim mindesten Lärmzeichen das Schutzgatter fallen zu lassen und die Brücken aufzuziehen. Aber schon die Einsamkeit des Gebäudes, wo sich alles Leben in den Mittelpunkt zurückgezogen zu haben schien, verlieh dem düstern Granitriefen, besonders bei Nacht, die furchtbare Majestät stummer Unbeweglichkeit.

Gleichwohl war der Herr dieser alten Burg kein böser Geselle, und, wie seine genaueren Bekannten sagten, die ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren ließen als Andere, es war bei ihm mehr Geschrei als Wolle, und er jagte den Christenmenschen mehr Angst ein, als er ihnen Leid anthat.

Wir sagen wohlverstanden den Christenmenschen, denn den Thieren des Waldes war er ein erklärter und unversöhnlicher Todfeind.

Er war Wolfsjägermeister des Herrn Ludwig Philipp von Orleans, des vierten seines Namens, und dieses Amt gestattete ihm, seiner zügellosen Leidenschaft für die Jagd nach Herzenslust zu fröhnen.

In allen Dingen, obschon es nicht so leicht ging, war es noch möglich den Baroit Jean Vernunft beizubringen; aber hatte sich der würdige Herr einmal in Jagdangelegenheiten eine Idee in den Kopf gesetzt, dann mußte er auch um jeden Preis seinen Willen durchsetzen.

Er hatte, sagte man, eine natürliche Tochter des Prinzen geheirathet, was ihm, außer seinem Titel als Wolfsjägermeister, eine beinahe unbeschränkte Gewalt über die Waldbesitzungen seines erlauchten Schwiegervaters verschaffte, eine Gewalt, die ihm auch Niemand zu bestreiten sich einfallen ließ, besonders seit der Herzog von Orleans, nach seiner abermaligen Vermählung mit Frau von Montesson im Jahre 1773, sein Schloß zu Villers-Coterets beinahe gänzlich verlassen hatte und in seinem reizenden Hause in Bagnolet blieb, wo er die Schöngeister der Zeit empfing

und Comödie spielte.

Es war daher eine große Seltenheit, wenn nicht jeden Tag, den Gott gab, ob nun die Sonne die Erde erfreute, ob der Regen ihr ein trübes Aussehen gab, ob der Winter die Felder mit seinem weißen Leichentuch bedeckte, ob der Frühling seinen grünen Teppich über die Wiesen breitete, es war, sage ich, eine große Seltenheit, wenn nicht jeden Morgen zwischen acht und neun Uhr das Hauptthor des Schlosses seine beiden Flügel öffnete, worauf dann der Zug in nachstehender Ordnung sich hinaus ergoß. Zuerst kam der Baron Jean, dann sein Oberrüdenknecht Markotte, dann die andern Rüdenknechte, dann die angekoppelten Hunde, am Riemen gehalten von den Hundejungen und unter die Oberaufsicht des Meisters Engoulevent gestellt, eines zukünftigen Rüdenknechts, der, wie einst der Scharfrichter in Deutschland, als der letzte unter den Edelleuten und der erste unter den Bürgern allein hinter dem Adel und vor der Bürgerschaft einherschritt, seinerseits unmittelbar nach den Rüdenknechten und vor den Hundejungen kam, denn er war der erste unter den Hundejungen und der letzte unter den Rüdenknechten.

Es war ein stattlicher Aufzug: englische Pferde, französische Hunde; zwölf Pferde, vierzig Hunde.

Zuvörderst müssen wir berichten, daß der Baron Jean mit diesen zwölf Pferden und diesen vierzig Hunden auf alle Thierarten Jagd machte.

Aber ohne Zweifel that er es seinem Titel zu Lieb, daß er vorzugsweise gern dem Wolf zu Leibe ging. Aechte Jäger mögen die Feinnäsigkeit und Tüchtigkeit seiner Hunde daraus erkennen, daß er, nach dem Wolf, dem wilden Schwein den Vorzug ertheilt; nach dem wilden Schwein kam der Hirsch, dann der Damhirsch, dann das Reh. Endlich, wenn die Hundejungen das Nest leer fanden, koppelte er auch aufs Gerathewohl los und band mit dem nächsten besten Hasen an; denn, wie schon gesagt, er jagte alle Tage, der würdige Herr, und er wäre lieber einen ganzen Tag ungegessen und ungetrunken geblieben, obschon er häufig Durst litt, als daß er vierundzwanzig Stunden zugebracht hätte, ohne seine Hunde laufen zu sehen.

Aber man weiß es ja, die Pferde mögen noch so schnell, die Hunde mögen noch so fein sein, die Jagd hat nun einmal ihre guten und ihre bösen Viertelstündchen.

Eines Tags erschien Markotte ganz verduzt auf dem Platze, wo der Baron Jean ihn erwartete.

»Nun, Markotte,« fragte der Baron Jean mit gerunzelten Brauen, »was gibts denn wieder, ich sehe Dir's an, daß die Jagd heute schlecht ablaufen wird.

Markotte schüttelte den Kopf.

»Ei so sprich doch!,« drängte der Baron mit ungeduldiger Geberde.

»Nun ja, gnädiger Herr, ich habe von dem schwarzen Wolf Wind bekommen.«

»Ah schön, schön!« rief der Baron Jean mit funkelnden Augen.

Und in der That war es schon das fünfte oder sechste Mal, daß der würdige Herr besagtes, an seinem ungewohnten Pelz so leicht erkenntliches Thier aufgetrieben hatte, ohne daß es ihm gelingen wollte, in Schußweite zu kommen oder es mit den Hunden zu fangen.

»Ja,« fuhr Markotte fort, »aber die Teufelsbestie hat ihre Nacht so gut angewandt, sie hat ihre Fährten dermaßen gekreuzt und vermischt, daß ich, nachdem ich den halben Wald durchstreift hatte, wieder auf meinen Ausgangspunkt zurückkam.«

»Du glaubst also, Markotte es sei keine Hoffnung vorhanden, dem Thier an den Pelz zu kommen?«

»Ich glaube nicht.«

»Alle Teufel!« rief Herr Jean, der größte Flucher, der seit dem seligen Nimrod auf dem Erdboden erschienen, »und doch ist es mir heute gar nicht recht just zu Muthe, es muß also unter allen Umständen irgend ein Thier aufgetrieben werden, um meine Lebensgeister zu erfrischen. Sag, Markotte, was können wir statt dieses verdammten schwarzen Wolfes jagen?«

»Leider,« antwortete Martern, »habe ich mich so gänzlich mit ihm beschäftigt, daß ich kein anderes Thier aufgetrieben habe.

Wenn der gnädige Herr vielleicht aufs Gerathewohl loskoppeln und das erste beste Thier, das aufstößt, jagen wollte?«

Der Baron Jean wollte eben Markotte antworten, daß ihm dies genehm sei, als er den kleinen Engoulevant mit dem Hut in der Hand herankommen sah.

»Warte,« sagte er, »da kommt Meister Engoulevant, der uns, wie es scheint, einen Rath zu ertheilen hat.«

»Ja; habe einem edlen Herrn, wie Ihr seid, einen Rath zu ertheilen,« antwortete Engoulevant; indem er seinem schlaun, verschmitzten Gesichte einen demüthigen Ausdruck gab, »aber es ist meine Pflicht, zu melden, daß ich ganz in der Nähe einem schönen Damhirsch auf die Spur gekommen bin.«

»Den wollen wir näher sehen, Engoulevant,« antwortete der Wolfsjägermeister, »und wenn Du Dich nicht getäuscht hast, so bekommst Du einen neuen Thaler.«

»Wo ist Dein Damhirsch?« fragte Markotte. »Aber nimm Deine Haut in Acht, wenn wir Deinetwegen vergebens lostoppeln müssen.«

»Gebt mir den Matador und den Jupiter, dann wollen wir bald sehen.«

Matador und Jupiter waren die zwei besten Angriffshunde des edlen Herrn von Vez.

Engoulevant war auch noch keine hundert Schritte mit ihnen im Gebüsch vorgedrungen, als er bereits aus ihrem Gewedel und Gebell ersehen konnte, daß sie die Fährte aufnahmen.

Und in der That stieß der Damhirschs ein prächtiger Zehrender, beinahe augenblicklich den Hunden auf. Die ganze Meute wurde losgekoppelt und schloß sich den beiden Veteranen an. Markotte rief: Aufgeschaut! gab mit dem Horn das Signal, daß ein Thier aufgejagt war, und nun begann die Jagd, zur großen Befriedigung des edlen Herrn von Vez, der obschon er seinen schwarzen Wolf nicht verschmerzen konnte, dennoch auch mit einem Damhirsch von zehn Enden vorlieb nahm.

Die Jagd währte schon zwei Stunden und der Damhirsch hielt noch immer Stand. Er hatte die Jagd aus dem Wäldchen von Haramont bis auf den Galgenweg und von da bis an's äußerste Ende von Oigny verlockt, und er trug noch immer seinen Kopf hoch, denn er war keines von diesen Thieren des Flachlandes, die sich von elenden Dachshunden am Schwanz zupfen lassen.

Aber als es auf den Boden von Bourfontaine kam, da mochte sich das Thier doch unbehaglich fühlen, denn es verzichtete jetzt auf die großen Kraftanstrengungen, wodurch es bisher seinen Vorsprung gewonnen hatte, und begann zu wechseln.

Zuerst sprang es in den Bach, der aus dem Teich von Baisemont in den Teich von Bour führt, und watete ihn eine Viertelstunde weit hinauf, obschon ihm das Wasser bis an die Kniee ging; dann machte es einen Sprung nach rechts, sprang von Neuem in den Bach, machte einen Sprung nach links und jagte nun in so gewaltigen Sätzen, als ihm der Rest seiner Kräfte nur immer gestattete, weiter.

Aber die Hunde des edlen Herrn Jean ließen sich durch solche Kleinigkeiten nicht irre

machen.

Als verständige Hunde und von guter Rate theilten sie sich von selbst in die Aufgabe. Die einen liefen am Bach hinauf, die andern hinab; die einen schnüffelten rechts, die andern schnüffelten links, bis sie sich endlich aus den Ränken des Thieres zurechtfinden und seine Fährte wieder bekamen; beim ersten Schrei, den einer von ihnen ausstieß, sammelten sie sich dann um diesen, Und nun begannen sie ihre Verfolgung aufs Neue mit einem Feuereifer, als ob der Damhirsch zwanzig Schritte vor ihnen stände.

In beständigem Galopp, unter beständigem Blasen und Gebell, kamen Baron Jean, die Rüdenknechte und die Meute an die Teiche von Saint-Antoine, einige hundert Schritte von dem Waldsaum von Oigny.

Hier, zwischen dem Waldsaum von Oigny und der Hecke von Osoraies, erhob sich die Hütte des Holzschuhmachers Thibault.

Sagen wir mit ein paar Worten, wer der Holzschuhmacher Thibault, d. h. der eigentliche Held unserer Geschichte, war.

Vielleicht wird man mich fragen, wie ich, der ich Könige auf den Schauplatz beschied, der ich Prinzen, Herzöge und Barone gezwungen habe, untergeordnete Rollen in meinen Romanen zu spielen, wie ich jetzt auf einmal dazu komme, einen simplen Holzschuhmacher zum Helden dieser Geschichte zu erkiesen.

Ich antworte fürs Erste, daß es in meinem lieben Villers-Coterets mehr Holzschuhmacher als Barone, Herzoge und Prinzen gibt, und daß ich, wenn ich einmal die Absicht hatte, den umliegenden Wald zum Schauplatz der Ereignisse zu machen, die ich erzählen will, schlechterdings einen der wirklichen Bewohner desselben nehmen mußte, da ich keine Fantasiebilder, wie die *Incas* des Herrn den Marmontel oder die *Abencerragen* des Herrn von Florian, zum Besten geben möchte.

Ferner nimmt der Autor sein Sujet nicht, sondern das Sujet nimmt ihn, und so ist es mir mit diesem ergangen, mag man es nun gut oder schlecht finden.

Ich will also ein Bild des Holzschuhmachers Thibault zu entwerfen versuchen, und werde auf das Conterfei dieses ganz simplen Sterblichen so viel Fleiß verwenden, als ein Maler auf ein Portrait, das ein regierender Fürst seiner Braut schicken will.

Thibault war ein Mann von fünf- bis siebenundzwanzig Jahren, groß, schlank, kräftig, aber mit einer natürlichen Hinneigung zur Wehmuth. Diese Wehmuth entsprang bei ihm aus einer kleinen Dosis Neid, den er, vielleicht ohne Willen und Wissen, gegen seinen vom Glück mehr Begünstigten Nebenmenschen empfand.

Sein Vater hatte einen Fehler begangen, der zu allen Zeiten schwer ist, aber in jener Epoche des Absolutismus, wo Niemand sich über seinen Stand emporzuschwingen vermochte, noch weit schwerer war, als in unserer Zeit, wo ein fähiger Bursche es zu Allem bringen kann.

Er hatte ihm eine Erziehung geben lassen, die weit über seine sociale Stellung hinausging. Thibault war beim Abbé Fortier, dem Lehrer von Villers-Coterets, in die Schule gegangen; er konnte lesen, schreiben und rechnen; er hatte sogar etwas Latein gelernt, worauf er sich nicht wenig einbildete.

Thibault hatte viel Zeit auf das Lesen verwendet. Er hatte besonders diejenigen Bücher gelesen, die am Ende des vorigen Jahrhunderts an der Tagesordnung waren. Ein ungeschickter Chemiker, hatte er das Gute vom Schlechten nicht zu scheiden verstanden, oder vielmehr, er

hatte das Schlechte ausgeschieden, hatte dieses hauptsächlich in großen Dosen verschlungen und das Gute auf den Grund des Glases hinabsinken lassen.

Freilich hatte Thibault mit zwanzig Jahren von etwas ganz Anderem geträumt, als daß er Holzschuhmacher werden sollte. Er dachte einen Augenblick an den Kriegerstand.

Aber seine Kameraden, welche die doppelte Livree des Königs und Frankreichs getragen hatten und als Soldaten in den Dienst getreten waren, hatten sämtlich als Gemeine den Abschied bekommen und sich in fünf- oder sechsjähriger drückendster Knechtschaft nicht einmal die Corporalsborten erwerben können.

Thibault dachte einen Augenblick an den Marinedienst.

Aber eine Laufbahn in der Marine war den Plebejern noch weit strenger verschlossen als in der Landarmee.

Nach fünfzehn bis zwanzig Jahren, voll von Gefahren aller Art, von Stürmen und Kämpfen, konnte er es im besten Fall bis zum Bootsmann bringen.

Nun war Thibaults Ehrgeiz nicht aus das kurze Wamms und die Hose von Segeltuch gerichtet, sondern auf den königsblauen Frack, die rothe Weste und die goldene Epaulette, die einer Katzenpfote gleicht.

Aber es war nicht ein einziges Beispiel vorhanden, daß der Sohn eines Holzschuhmachers Fregattencapitain, oder auch nur Lieutenant, ja selbst Fähnrich geworden wäre.

Er mußte auf den Marinedienst verzichten.

Thibault wäre auch nicht ungern Notar geworden. Er dachte einen Augenblick daran, bei Herrn Niquet, dem königlichen Gerichtsschreiber, als Laufjunge einzutreten und sich mit seinen Kniekehlen und der Federspitze seine Grade zu erwerben.

Aber wenn er es einmal bis zum Oberschreiber mit hundert Thalern jährlich gebracht hatte, woher sollte er dann die dreißigtausend Franken nehmen, die selbst das armseligste Dorfbureau kostet?

Es war also ebenso unmöglich, Gerichtsschreiben als Land- oder Marineoffizier zu werden.

Mittlerweile starb Thibaults Vater.

Er hinterließ wenig baares Geld, blos ungefähr die Beerdigungskosten.

Man beerdigte ihn also, und da blieben für Thibault noch drei oder vier Pistolen übrig.

Thibault verstand sein Handwerk sehr gut: er war ein ausgezeichneter Holzschuhmacher. Aber die beständige Beschäftigung mit dem Bohrer und dem Holzmesser sagte seinen Neigungen nicht zu.

So geschah es denn, daß er, nachdem er in einer letzten Regung von Klugheit das Handwerkszeug seines Vaters bei einem Freund in Verwahrung gegeben, alle seine Möbel, vom ersten bis zum letzten, verkaufte und mit dem Erlös, der sich auf 540 Franken belief, die sogenannte Tour durch Frankreich zu machen beschloß.

Thibault blieb drei Jahre unterwegs. Er hatte auf seiner Wanderschaft kein Glück gemacht, aber er hatte Mancherlei gelernt, was er noch nicht gewußt, und sich Talente erworben, die er noch nicht besessen hatte.

Er hatte gelernt, daß es zwar schicklich und rätlich sein möge, einem Geschäftsmann gegenüber sein Wort: einzulösen, daß es aber ganz und gar unnöthig sei, einem Mädchen einen Liebesschwur zu halten.



So viel von seiner moralischen Ausbildung.

Was seine physische Entwicklung betraf, so war er ein Meister im Guiguentanz geworden, hatte das Stockfechten so gut gelernt, daß er sich gegen vier Mann vertheidigen konnte, und führte den Spieß trotz dem besten Jägeburschen.

Alles das hatte nicht: wenig dazu beigetragen, Thibaults angeborenen Stolz noch zu vergrößern, und da er sah, daß er schöner, kräftiger und gewandter war, als mancher Adelige, so fragte er die Vorsehung: »Warum bin ich nicht als Edelmann geboren worden, und warum ist dieser und jener Edelmann nicht als Bauer auf die Welt gekommen?«

Aber da es der Vorsehung gar nicht einfiel, auf Thibaults Interpellationen Rede zu stehen, da er ferner mit seinem Tanzen, Stockfechten und Spießwerfen sich nur ermüdete, ohne für seines Leibes Nothdurft und Nahrung zu sorgen, so dachte er zuletzt wieder an sein altes bescheidenes Handwerk und sagte zu sich, so gut es den Vater ernährt habe, so gut werde es wohl auch den Sohn ernähren.

Er holte also sein Handwerkszeug wieder und ging damit schnurstracks zum Intendanten der Güter des Herzogs Ludwig Philipp von Orleans. Er bat um Erlaubniß eine Hütte im Wald zu bauen, wo er sein Gewerbe treiben könnte, und dies wurde ihm gern gewährt, weil der Intendant aus Erfahrung wußte daß der Herr Herzog von Orleans ein sehr menschenfreundlicher Herr war und nicht weniger als 240,000 Franken jährlich den Armen schenkte. Warum sollte er also nicht einem brauen Handwerker, der arbeiten wollte, dreißig oder vierzig Fuß Land vergönnen?

Da es Thibault freigestellt wurde, seinen Wohnsitz an irgend einem beliebigen Platz in; Walde: aufzuschlagen, so wählte er den Kreuzweg von Osières, der in der schönsten Gegend des Waldes lag, eine Viertelstunde von Oigny und drei Viertelstunden von Villers-Coterets.

Der Holzschuhmacher baute also seine Werkstatt, halb mit den alten Brettern, die Herr Parisis, ein Holzhändler in der Nachbarschaft, ihm schenkte, halb mit der Aesten, die ihm der Intendant im Wald abzuhauen erlaubte.

Die Hütte bestand aus einem wohlverwahrten Schlafzimmer, wo er im Winter, und einem Schirmdach, wo er im Sommer arbeiten konnte. Als sie fertig war, bereitete er sich auch ein Bett.

Dieses Bett war für den Anfang weiter nichts, als eine Streu von Farnkraut.

Nachdem er sodann etwa hundert Paar Holzschuhe gemacht und an den Krämer Bedeu in Villers-Coterets verkauft hatte, gab er von diesem ersten Gelde ein Draufgeld auf eine Matratze, zu deren Abbezahlung man ihm ein Vierteljahr Zeit ließ.

Die Bettstatt war nicht schwer herzustellen.

Thibault war nicht blos Holzschuhmacher, sondern auch ein wenig Schreiner. Er machte steh eine hölzerne Bettstatt, flocht aus Garten und Weidenzweigen eine Unterlage zusammen, legte seine Matratze darauf, und das Nachtlager war fertig.

Dann kamen allmählig und nach und nach die Betttücher und die Decken.

Hierauf das Kohlenbecken, um Feuer zu machen, die irdene Casserolle, um auf dem Kohlenbecken zu kochen, endlich das Fayencegeschirr, um das Gekochte darauf zu essen.

Nach Jahresfrist vermehrte sich Thibaults Mobiliar um eine schöne eichene Mulde und einen schönen Nußbaumschrank, zwei Stücke, die er, wie seine Bettstatt, ganz allein machte.

Und bei all dem ging das Handwerk, denn Thibault suchte Seinesgleichen, um aus einem Stück Buchenholz ein Paar Holzschuhe herauszubekommen und die Abfälle seiner Hauptarbeit noch zu Löffeln, Salzbüchsen, kleinen Mulden und dergl. zu verwerthen.

Thibault war also seit drei Jahren, d.h. seit seiner Rückkehr von seiner Reise durch Frankreich, in seiner Werkstatt eingerichtet, und während dieser ganzen Zeit hatte man ihm nur eins vorwerfen können, was wir Ihm bereits vorgeworfen haben, nämlich, daß er das Glück seiner Nebenmenschen mit neidischeren Augen ansah, als für sein Seelenheil ersprießlich sein mochte.

Aber diese Empfindung war bis jetzt noch so harmlos bei ihm, daß höchstens sein Beichtvater ein Recht hatte, ihm ein Verbrechen vorzuhalten, das in seiner Seele vorläufig erst im Stadium der Sünde existierte.

---

## II.

### *Der gnädige Herr und der Holzschuhmacher.*

Der Damhirsch war also, wie wir bereits erzählt haben, bis auf den Waldsaum von Oigny gehetzt worden, wo er sich um Thibaults Hütte herum drehte und wand.

Nun arbeitete Thibault, da es ein schöner Spätherbsttag war, unter seinem Schirmdach an einem Holzschuh.

Auf einmal bemerkte er, dreißig Schritte vor sich, den Damhirsch, der schauernd und zitternd auf seinen vier Beinen stand und ihn angstvoll mit seinen klugen Augen anschaute.

Thibault hörte schon lange die Jagd, die in der Umgegend von Oigny angestellt wurde, und bald näher kam, bald sich entfernte, jetzt aber von Neuem in die Nähe des Dorfes rückte.

Der Anblick des Damhirsches überraschte ihn also nicht im Geringsten.

Er stellte, die Bewegung mit seinem Bohrer, den er so fleißig handhabte, ein und besah sich das Thier.

»Beim heiligen Holzschuhtag!« sagte er — wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß der heilige Holzschuhtag das Fest der Holzschuhmacher ist — »beim heiligen Holzschuhtag, das ist ein schönes Exemplar und gäbe ein herrliches Seitenstück zu der Gemse, von der ich in Vienne beim großen Bankett der Handwerksburschen vom Dauphiné gegessen habe. Glücklicherweise diejenigen, die sich alle Tage ein Stück von einem solchen Thiere unter die Zähne schieben können. Ich habe ein einziges Mal in meinem Leben, vor bald vier Jahren, ein solches Stück gegessen, und noch nach vier Jahren läuft mir das Wasser im Munde zusammen, so oft ich daran denke. O die vornehmen Herrn! die vornehmen Herrn! Sie haben bei jedem Mahl frisches Fleisch und alte Weine, während ich die ganze liebe Woche lang Kartoffeln essen und Wasser trinken muß; kaum daß ich mir Sonntags mit einem elenden Brocken ranzigen Speck, mit einem Teller voll Kohl, der meistens schon mufft, und einem Glas Pignolet, der Einem die Löcher in den Strümpfen zusammenziehen könnte, gütlich thun darf.«

Begreiflicherweise war der Damhirsch schon beim Beginn dieses Selbstgesprächs weiter geteilt.

Thibault hatte Satz für Satz mit Gefühl ausgesprochen und war eben bei dem glücklichen Schluß, den wir mitgeteilt haben, angelangt, als eine derbe, rauhe Stimme ihm zurief:

»Holla! Du Lümmel, gib mir Antwort!«

Es war der edle Herr Jean, dessen Hunde nicht recht im Klaren waren, und der sich versichern wollte, ob sie keine falsche Richtung eingeschlagen hatten..

»Hollah! Du Lümmel,« sagte der Wolfsjägermeister, »hast Du das Thier gesehen?«

Ohne Zweifel mißfiel die Frageweise des Barons dem philosophischen Holzschuhmacher; denn obschon er recht gut wußte, von was es steh handelte, so fragte er doch:

»Was für ein Thier?«

»Zum Henker, den Damhirsch, auf den wir Jagd machen! Er kann höchstens fünfzig Schritte von da vorüber gekommen sein, und da Du doch weiter nichts thust, als Maulaffen feil halten, so

mußt Du ihn gesehen haben. Es ist ein Zehrender, nicht wahr? Wohin hat er seinen Wechsel genauem? Ei so sprich doch, Schlingel, oder ich lasse Dir mit dem Steigbügelriemen aufmessen.«

»Daß Du die Pest kriegst, Du Hurensohn!« sagte der Holzschuhmacher vor sich hin.

Dann antwortete er laut und mit erkünstelter Naivität:

»Ja wohl, ich habe ihn gesehen.«

»Ein Männchen, nicht wahr, mit prächtigem Geweih; ich hab' es gesehen, wie ich den gnädigen Herrn sehe. Laufen und springen kann es, daß es eine wahre Lust ist, ihm zuzusehen.«

In einem andern Augenblick würde der Baron Jean über diese letzte Bemerkung gelacht haben, aber jetzt hatte er über den Ränken des Thieres das St. Hubertusfieber bekommen.

»Höre, Kerl, schwatz mir kein dummes Zeug. Wenn Du vielleicht bei guter Laune bist, so bin doch ich es nicht.«

»Ich werde bei derjenigen Laune sein, die der gnädige Herr befehlen wird.«

»So antworte einmal.«

»Der gnädige Herr hat ja noch Nichts gefragt.«

»Sah der Damhirsch müde aus?«

»Nicht sonderlich.«

»Woher kam er?«

»Er kam nicht, er stand da.«

»Er mußte aber doch irgendwoher kommen.«

»Das ist allerdings wahrscheinlich, aber ich habe ihn nicht kommen gesehen.«

»Und wohin ist er gegangen?«

»Das würde ich Euch gerne sagen, aber ich habe ihn nicht weggehen gesehen.«

Der edle Herr von Vez warf Thibault einen zornigen Blick zu.

»Ist es schon lange her, daß der Damhirsch da vorbeikam, Du Schlingel?«

»Noch nicht sehr lange, gnädiger Herr.«

»Wie lange etwa?«

Thibault that, als ob er in seinen Erinnerungen suchte.

»Es war, glaube ich, vorgestern,« antwortete er zuletzt.

Nur konnte der Holzschuhmacher bei diesen Worten ein Lächeln nicht verbergen.

Dieses Lächeln entging dem Baron Jean nicht.

Ei: gab seinem Pferde die Sporen und kam mit aufgehobener Peitsche auf Thibault zu.

Thibault war flink. Mit einem Sprung befand er sich unter seinem Schirmdach, wohin ihm der Wolfsjäger nicht folgen konnte, so lang er auf seinem Pferd sitzen blieb.

Thibault befand sich also für den Augenblick in Sicherheit.

»Du spottest und Du lügst,« rief der Jäger; »denn zwanzig Schritte von da schlägt Marcassino, mein bester Hund, von Neuem an; wenn also der Damhirsch da vorbeigekommen ist, wo Marcassino steht, so muß er über die Hecke gesprungen sein, und dann mußt Du ihn nothwendig gesehen habe.«

»Bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, aber unser Pfarrer sagt, daß nur der Papst unfehlbar sei, und Herr Marcassino kann sich täuschen.«

»Marcassino täuscht sich nie, verstehst Du mich, Du Lumpenhund? und der beste Beweis ist, daß ich von hier aus die Stelle sehe, die der Damhirsch aufgescharrt hat.«

»Gleichwohl, gnädiger Herr, kann ich Euch versichern und sogar schwören . . . « sagte Thibault, der mit Unruhe bemerkte, wie die schwarzen Brauen des Barons sich zusammenzogen.

»Halts Maul und komm heraus, Du Lümmel!« rief Herr Jean.

Thibault besann sich einen Augenblick, aber das Gesicht des Jägers wurde immer drohender; er begriff, daß ein Ungehorsam ihn noch mehr in Harnisch jagen würde, und in der Hoffnung, der Wolfsjäger könnte ihn vielleicht: um irgend einen Dienst anzusprechen, beschloß er, sein Asyl zu verlassen.

Es bekam ihm schlecht, denn kaum war er vier Schritte unter dem schützenden Dach hervorgetreten, als der edle Herr von Vez sein Pferd emporriß und spornte, so das; es mit einer einzigen Flucht neben den Holzschuhmacher zu stehen kam, der im selben Augenblick einen wüthenden Hieb mit dem Peitschenstiel über den Kopf erhielt.

Betäubt taumelte er vorwärts, verlor das Gleichgewicht und würde eben mit dem Gesicht auf die Erde gefallen sein, wenn nicht der Baron Jean seinen Fuß ans dem Steigbügel gezogen und ihm einen so derben Tritt auf die Brust versetzt hätte, daß der arme Teufel nicht bloß wieder emporschnellte sondern sogar eine ganz andere Richtung nahm und rücklings gegen die Thür seiner Hütte fiel.

»Siehst Du,« sagte der Baron, indem er ihn zuerst mit dem Peitschenstiel und dann mit dem Fußtritt bedachte, »das hast Du für Dein Lügen und das für Dein Spotten.«

Ohne sich weiter um Thibault zu bekümmern, der alle Viere von sich streckte, gab Herr Jean jetzt, da er bemerkte, daß seine Meute sich auf Marcassino's Gebell wieder gesammelt hatte, seinen Hunden ein lustiges Hornsignal und ritt in kurzen: Galopp davon.

Thibault stand mit großen Schmerzen wieder auf und befühlte sich von Kopf zu Fuß, um sich zu überzeugen, ob er nichts gebrochen habe.

»Schon gut,« sagte er, nachdem er ein Glied ums andere gestreichelt hatte, »ich bin noch zufrieden, daß ich weder oben noch unten etwas gebrochen habe. Ha, Herr Baron, so gehet Ihr also mit den Leuten um, weil Ihr die Bastardtochter eines Prinzen geheiratet habt? Aber obschon Ihr Wolfsjägermeister und ein gewaltiger Nimrod seid, so sollt Ihr doch den Damhirsch nicht essen, den Ihr jaget; der Lumpenhund, der Lümmel, der Schlingel von Thibault soll ihn essen. Ja, ja, ich schwöre es, daß ich ihn essen werde,« rief der Holzschuhmacher, indem er sich immer mehr in seinem waghalsigen Entschluß bestärkte, »und ich müßte kein Mann sein, wenn ich diesen Eid nicht halten sollte.«

Er steckte schnell seine Hippe in den Gürtel, nahm seinen Speiß, horchte aus das; Gebell der Hunde, orientirte sich, und indem er selbst die Saite des Bogens wurde, dessen Kreis der Damhirsch und die Meute bildeten, suchte er, so schnell als ihn seine Beine trugen, ihnen den Rang abzulaufen.

Thibault hatte freie Wahl: er konnte dem Damhirsch auflauern und ihn mit seinem Speiß erlegen, oder er konnte in dem Augenblick, wo das Thier den Hunden erliegen mußte, über dasselbe herfallen und sich seiner bemächtigen.

Der Wunsch, sich wegen der Brutalität des Barons Jean zu rächen, war bei Thibault nicht so überwiegend, daß er nicht während seines Eilmarsches zugleich an die leckern Mahlzeiten gedacht hätte, die er sich beinahe einen ganzen Monat lang aus den Schultern, Rückenstücken

und Lenden des Damhirsches bereiten konnte, ob er sie nun gehörig in Essig legte, ob er sie am Spieß oder schnittenweise in der Pfanne briet.

Im Uebrigen zerschmolzen diese beiden Ideen Rache und Eßgier in seinem Hirn dermaßen mit einander, daß er, während er aus Leibeskräften seinem Ziele zulief, nicht umhin konnte, in seinen Bart zu lachen, wenn er sich die jammervollen Gesichter dachte, welche der Baron und seine Leute bei ihrer Heimkehr von dieser schmähhch verunglückten Expedition schneiden würden; wie behaglich es dagegen ihm selbst zu Muthe sein müßte, wenn er sich bei verschlossener Thüre und einem guten Schoppen Wein an einer Keule des Thieres erlabte, wenn eine köstlich duftende, blutige Brühe ans derselben hervorliefe, während er zum dritten oder vierten Mal mit dem Messer über sie käme.

Der Damhirsch nahm, so weit Thibault es beurtheilen konnte, seine Richtung nach der Ourcqbrücke zwischen Noroy und Troësne.

Zur Zeit, in welche diese Ereignisse fallen, war eine Brücke, bestehend aus zwei starken Dielen und einigen Brettern, von einem Ufer zum andern geworfen.

Da das Ufer sehr hoch und steil war, so dachte Thibault, der Damhirsch würde es nicht wagen, den Bach zu durchwaten.

Er verbarg sich deßhalb hinter einem Felsen nahe bei der Brücke und wartete.

Bald sah er, zehn Schritte von dem Felsen, auf einmal den zierlichen Kopf des Damhirsches sich emporrichten, der seine Ohren nach der Windseite hielt, um das Getöse zu vernehmen, das seine Feinde machten.

Freudig erregt über diese plötzliche Erscheinung, erhob sich Thibault hinter seinem Stein, nahm seinen Spieß fest in die Hand und schleuderte ihn hastig nach dem Thiere.

Der Damhirsch machte einen Sprung bis mitten auf die Brücke, dann einen zweiten, der ihn bis ans andere Ufer brachte, und endlich einen dritten, womit er den Blicken Thibaults entchwand.

Der Spieß war wenigstens einen Fuß von dem Thier und fünfzehn Schritte von seinem Besitzer hinweg in den Rasen gefahren.

Niemals hatte sich Thibault eine solche Ungeschicklichkeit zu Schulden kommen lassen, Thibault, der sicherste Werfer unter allen französischen Handwerksburschen.

Er war auch ganz wüthend über sich selbst, raffte seine Waffe auf und sprang ebenso schnell als der Damhirsch über die Brücke, welche das Thier passirt hatte.

Thibault kannte die Gegend so gut wie der Damhirsch selbst. Ei: lief ihm also weitaus den Rang ab und stellte sich hinter einer Buche auf der Mitte des Abhangs, nicht sehr weit von einem kleinen Fußsteig, auf die Lauer.

Diesmal kam der Damhirsch so nahe an Thibault vorbei, daß dieser sich fragte, ob er ihn nicht lieber mit seinem Spieß todtschlagen als todtwerfen solle.

Dieser Augenblick der Unschlüssigkeit dauerte nicht länger als ein Blitz, aber der Blitz selbst ist nicht schneller, als das Thier war, denn es befand sich bereits zwanzig Schritte von Thibault weg, als dieser seinen Spieß nach ihm schleuderte, ohne jedoch das zweite Mal glücklicher zu sein, als das erste.

Inzwischen hörte er das Hundegebell immer näher kommen, und er sah wohl ein, daß es ihm in einigen Minuten unmöglich wurde, seinen Plan auszuführen.

Aber man muß es seiner Beharrlichkeit nachrühmen, daß sein Wunsch, sich des Damhirsches

zu bemächtigen, immer heftiger wurde, je schwieriger sich das Unternehmen gestaltete.

»Und doch muß ich ihn bekommen,« rief er; »und wenn es einen guten Gott für die armen Leute gibt, so muß; ich mich an diesem elenden Baron rächen, der mich wie einen Hund geschlagen hat, während ich doch so gut ein Mensch bin als er und ihm dies jeden Augenblick beweisen will.«

Thibault raffte seinen Speiß auf und lief von Neuem weiter.

Aber der liebe Gott, den er so eben angerufen, mußte ihn nicht gehört haben, oder wollte er ihn zur Verzweiflung treiben, denn sein dritter Versuch fiel ebenso unglücklich aus wie die beiden ersten.

»Kreuz Donnerwetter!« rief Thibault, »der liebe Gott muß heute ganz taub sein. Nun wohl, so mag denn der Teufel seine Ohren aufthun und mich erhören. In Gottes oder der; Teufels Namen will und muß ich Dich haben, verwünschtes Thier!«

»Thibault hatte diese doppelte Gotteslästerung noch nicht vollendet, als der Damhirsch umkehrte, zum vierten Mal an ihm vorbeirannte und im Gebüsche verschwand.

Dieses letzte Vorüberkommen ging so schnell und so unerwartet vor sich, daß Thibault nicht einmal Zeit hatte, seinen Speiß aufzuheben.

In diesem Augenblick kam ihm das Hundegebell so nahe, daß er es für unklug gehalten hätte, die Verfolgung fortzusetzen.

Er schaute um sich, und als er eine dichtbelaubte Eiche erblickte, warf er seinen Speiß in ein Gebüsch, kletterte auf den Baum und versteckte sich hinter seinem Laubwerk.

Er dachte mit Recht, daß, nachdem der Damhirsch seine Flucht von Neuem begonnen hatte, die Jagd und die Jäger nur eilends an ihm vorüberkommen und dann die Fährte des Thieres weiter verfolgen würden.

Die Hunde hatten trotz aller Ränke und Wechsel des Damhirsches seine Spur nicht verloren.

Thibault stand noch keine fünf Minuten hinter seinem Baum, als er zuerst die Hunde, dann den Baron Jean, der sich trotz seiner fünfundfünfzig Jahre an der Spitze des Jagdzuges behauptete, wie wenn er erst zwanzig gezählt hätte, ankommen sah.

Nur war der edle Herr Jean in einer Wuth, an deren Schilderung wir uns nicht versuchen wollen!

Vier Stunden mit einem elenden Damhirsch verlieren und ihn immer noch nicht erwischen!

So Etwas war ihm seiner Lebtag noch nie zugestoßen.

Er schimpfte seine Leute aus, er peitschte seine Hunde, und sein Pferd hatte er dermaßen mit den Sporen bearbeitet, daß das aus seinem Bauch fließende Blut dem dicken Koth, der auf seinen Gamaschen lag, eine röthliche Färbung gab.

Als jedoch die Jagd auf der Ourcqbrücke ankam, war dem Baron wenigstens eine kurze Genugthuung zu Theil geworden: die Meute hatte mit solcher Verständnißsinnigkeit die Fährte aufgenommen, daß der Baron alle seine Hunde zusammen mit seinem Mantel hätte bedecken können, als sie über die Brücke sprangen.

In diesem Augenblick war Herr Jean so vergnügt, daß er nicht bloß ein lustiges Liedchen trillerte, sondern auch sein Jagdhorn herab nahm und aus vollem Hals zu blasen anfang, was er nur bei außerordentlichen Veranlassungen that.

Aber unglücklicher Weise sollte die Freude des Herrn Jean nicht lange währen.

Just unter dem Baum, auf welchen Thibault hinaufgeklettert war, in demselben Augenblicke, wo die Hunde alle zusammen lauter anschlügen und ein Concert veranstalteten, das die Ohren des Barons immer mehr Weite, wurde die ganze Meute aus einmal wieder lautlos, und Alles schwieg wie behext.

Jetzt stieg Markotte aus Befehl seines Herrn vom Pferd und suchte der Sache auf den Grund zu kommen.

Die Hundejungen schloßen sich ihm an und unterstützten ihn in seinen Nachforschungen.

Man fand Nichts.

Aber Engoulevent, dem Alles daran lag, daß das von ihm selbst aufgetriebene Thier wieder in den Wurf kam, Engoulevent machte sich jetzt ebenfalls daran, zu suchen.

Alles suchte und schrie, um die Hunde anzufeuern, als man die Stimme des Barons donnergleich alle andern übertönen hörte.

»Tausend Teufel!« heulte er, »sind die Hunde denn in ein Loch gefallen, Markotte?«

»Nein, gnädiger Herr, sie sind da, aber: sie können nimmer schreien.«

»Nimmer schreien?« rief der Baron.

»Ich begreife es selbst nicht, gnädiger Herr, aber es ist so.«

»Nimmer schreien!« wiederholte der Baron; »nimmer schreien, hier im Wald, mitten im Wald, wo das Thier weder in einem Bach wechseln, noch auf einen Felsen klettern konnte. Du bist ein Narr, Markotte!«

»Ich ein Narr, gnädiger Herr?«

»Ja, Du ein Narr, so gewiß als Deine Hunde Schindmähren sind.«

Markotte ertrug die Schimpfreden, womit der Baron in den kritischen Augenblicken der Jagd seine ganze Umgebung so verschwenderisch zu bedenken pflegte, gewöhnlich mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Geduld; daß man aber seine Hunde Schindmähren nennen konnte, das brachte ihn aus seiner gewöhnlichen Langmuth. Er richtete sich in seiner ganzen Höhe auf und sagte heftig:

»Wie so, gnädiger Herr? Meine Hunde Schindmähren? Hunde, die nach einer so wüthenden Hetzjagd, daß Euer bestes Pferd davon crepirt ist, einen alten Wolf zu Schanden gerissen haben? Meine Hunde Schindmähren.

»Ja, Markotte, ich sag's noch einmal, Deine Hunde sind Schindmähren. Nur Schindmähren können von einer lumpigen Jagd von ein paar Stunden, von einer Jagd auf einen elenden Damhirsch so lendenlahm werden.«

»Gnädiger Herr,« versetzte Markotte mit einer zugleich würdevollen und schmerzlichen Erregung, »gnädiger Herr, schiebet alle Schuld auf mich, nennt mich einen Dummkopf, ein Vieh, einen Lümmel, einen Tölpel, einen Schöps; beschimpfet mich in meiner Person, in der Person meiner Frau, in der Person meiner Kinder, das ist mir Alles gleich; aber beleidigt mich nicht in meinen Verrichtungen als Oberrüdenknecht, beschimpfet Eure Hunde nicht, ich bitte Euch darum bei allen Diensten, die ich Euch je geleistet habe.«

»Aber wie erklärst Du ihr Schweigen? Sag' mir nur das. Wie erklärst Du es? Ich will Dich ja ganz gerne anhören. Sprich nur.«

»Wie die Hunde die Spur verlieren konnten, das kann ich mir so wenig erklären, als Ihr selbst, gnädiger Herr; dieser verwünschte Damhirsch muß in die Wolken hinaufgeflogen oder in den Tiefen der Erde verschwunden sein.«



»Dummes Zeug!« sagte der Baron Jean, »als ob ein Damhirsch wie ein Kaninchen sich in die Erde eingraben oder wie ein Auerhahn aufstiegen könnte!«

»Gnädiger Herr, das alles ist recht schön gesagt. Aber wahr und gewiß ist, daß hier Zauberei dahinter steckt. So gewiß es in diesem Augenblick Tag ist, so gewiß haben meine Hunde ganz plötzlich und auf einmal alle Lust und Liebe verloren. Fragt nur unsere Leute, die mit mir bei ihnen waren. Sie schnüffeln seht nicht einmal mehr. Da liegen sie auf dem platten Bauch, wie Hirsche in der Ruhe. Kann das mit natürlichen Dingen zugehen?«

»Peitsche sie tüchtig durch!« rief der Baron; peitsche sie durch, daß die Haare davon fliegen; es gibt kein besseres Mittel, um den bösen Geist zu bannen.«

Der Baron Jean wollte eben hinzureiten, um die Teufelsbeschwörungen, die Markotte auf seinen Befehl an den armen Thieren vornahm, durch einige Peitschenhiebe zu fördern, als Engoulevant mit dem Hut in; der Hand herkam und schüchtern das Pferd des Barons zurückhielt.

»Gnädiger Herr,« sagte der Hundejunge, »ich glaube auf diesem Baum da einen Kuckuck entdeckt zu haben, der uns vielleicht nähere Aufschlüsse über Alles ertheilen könnte, was uns heute widerfahren ist.«

»Was zum Teufel schwatzt Du da von einem Kuckuk, Du Affengesicht?« sagte der Baron Jean. »Wart, Schlingel, ich werde Dich lehren, wie man seinen Herrn foppt.«

Und der Baron erhob seine Peitsche.

Aber mit dem Stoicisrnus eines Lycurg hob Engoulevant seinen Arm als Schild über feinen Kopf und fuhr fort:

»Schlagt zu, wenn Ihr wollt, gnädiger Herr, aber dann schaut einmal diesen Baum an, und wenn Ew. Gnaden den Vogel gesehen haben wird, der da oben sitzt, so werdet Ihr mir eine Pistole geben und keinen Hieb.«

Und« der wackere Bursche deutete mit dem Finger auf die Eiche, wo Thibault eine Zuflucht gesucht hatte, als er die Jäger kommen hörte.

Er war von Ast zu Ast bis an den Gipfel hinauf geklettert. Herr Jean hielt sich die Hand über die Augen und bemerkte Thibault.

»Sonderbar!« sagte er. »Im Wald von Villers-Coterets graben sich die Damhirsche ein wie die Füchse, und die Menschen sitzen auf den Bäumen wie die Raben. Im Uebrigen,« fuhr der würdige Herr fort, »werden wir jetzt bald erfahren, an was wir uns zu halten haben.«

Dann hielt er seine Hand wie ein Rohr vor den Mund und rief hinauf:

»He, guter Freund, könnte man Dich nicht vielleicht auf ein paar Minuten sprechen?«

Aber Thibault blieb mäuschenstill.

»Gnädiger Herr,« sagte Engoulevant, »wenn Ihr vielleicht wünschet . . . «

Und er machte ein Zeichen daß er hinaufklettern wolle.

»Nein, nein,« sagte der Baron.

Und er begleitete diese Worte mit einer abwehrenden Handbewegung.

»He guter Freund,« rief der Baron, der Thibault noch immer nicht erkannte, »wirst Du mir gefälligst antworten oder nicht?«

Er machte eine kleine Pause.

»Ah, Du willst also nicht, wie es scheint; Du stellst Dich taub; wart ein wenig, ich will mein Sprachrohr holen.«

Und er streckte seine Hand gegen Markotte aus, der die Absicht seines Herrn bereits errathen hatte und ihm seinen Carabiner hinhielt. Der Baron legte auf Thibault an.

Um die Jäger zu täuschen, stellte sich dieser, als ob er dürres Holz bräche, und betrieb dieses scheinbare Geschäft mit solchem Eifer, daß er die Geberde des Herrn Jean nicht sah oder sie jedenfalls für eine bloße Drohung hielt und ihr die verdiente Wichtigkeit nicht beilegte.

Der Wolfsjäger wartete noch einige Zeit auf die verlangte Antwort; als sie aber nicht erfolgte, da ließ er knallen, und man hörte das Knacken eines Astes.

Der knackende Ast war derselbe, auf welchem Thibault saß.

Der feine Schütze hatte ihn zwischen dem Baumstamm und dem Fuß des Holzschuhmachers zerbrochen.

Seines Stützpunktes beraubt, rollte Thibault von Ast zu Ast hinab.

Glücklicher Weise war der Baum dicht belaubt und seine Aeste stark; dadurch wurde die Schnelligkeit des Falles gebrochen, und Thibault kam in seinem ricochettartigen Sturz zuletzt auf dem Boden an, ohne anderen Schaden genommen zu haben, als seine große Angst und einige unbedeutende Quetschungen an demjenigen Theil seines Körpers, der zuerst die Erde berührt hatte.

»Bei den Hörnern des Herrn Beelzebub!« rief der Baron Jean entzückt über seine eigene Geschicklichkeit, »das ist ja mein Spottvogel von heute früh. So, so, Du Schlingel, Du bist also mit der kurzen; Unterhaltung, die Du bereits mit meiner Peitsche gepflogen, nicht zufrieden, und willst sie deßhalb beim alten Trum wieder aufnehmen?«

»Was das betrifft, so kann ich das Gegentheil beschwören,« antwortete Thibault im Ton vollkommenster Aufrichtigkeit.

»Um so besser für Deine Haut, Bursche! Und jetzt sag' mir einmal, was machtest Du da oben auf der Eiche.?«

»Gnädiger Herr,« antwortete Thibault, indem er auf einige kurze und krumme Reiser zeigte, die da und dort herumlagen, »da seht, daß ich bloß dürres Holz zu meiner Feuerung abgebrochen habe.«

»Ganz recht, Bursche.

Ader jetzt wirst Du uns wohl ohne lange Flausen berichten, was aus unserem Damhirsch geworden ist.«

»Ja, beim Teufel, er muß es wissen, denn er saß hoch genug, um alle seine Bewegungen beobachten zu können,« sagte Markotte.

»Gnädiger Herr,« antwortete Thibault, »ich schwöre Euch, daß ich gar nicht weiß, was Ihr mit diesem verwünschten Damhirsch sagen wollt.«

»Ei so wollt' ich doch!« rief Markotte, hoch vergnügt, die üble Laune seines Herrn auf einen Andern ableiten zu können; »er hat ihn nicht gesehen, er hat das Thier nicht gesehen, er weiß gar nicht, was wir mit unserem verwünschten Damhirsch sagen wollen! Seht, gnädiger Herr, seht, an diesen Blättern hier erkennt man noch die Spitze des Thieres; dies ist der Maß, wo die Hunde stehen geblieben sind, und trotz dieser schönen Fährte können wir doch auf zehn, auf zwanzig, ja auf hundert Schritte keine Spur von dem Thiere mehr finden.«

»Hörst Du?« versetzte Herr Jean, indem er an die Rede seines Oberrüdenknechts anknüpfte, »Du warst da oben, der Damhirsch war zu Deinen Füßen. Zum Teufel, er muß im Vorbeikommen doch mehr Lärm gemacht haben als eine Maus, und es ist rein unmöglich, daß

Du ihn nicht bemerkt haben solltest.«

»Er hat das Thier getödtet und in irgend einem Gebüsch versteckt,« sagte Markotte; »das ist so klar wie das liebe Tageslicht.«

»Ach, gnädiger Herr,« rief Thibault, der am allerbesten wußte, wie grundlos diese Beschuldigung des Oberrüdenknechts war, »gnädiger Herr, bei allen Heiligen im Paradies! Ich schwöre Euch, daß ich Euern Damhirsch nicht getödtet habe, ich schwöre es Euch beim Heil meiner armen Seele, und ich will auf der Stelle sterben, wenn ich ihn nur im mindesten geritzt habe. Auch hätte ich ihn ja nicht tödten können, ohne ihm irgend eine Wunde beizubringen, und aus dieser Wunde hätte Blut fließen müssen. Suchet selbst, Herr Oberrüdenknecht, und Ihr werdet keine Blutspur finden. Und mit was denn, lieber Gott! Wo ist denn meine Waffe? Gott sei Dank, ich habe keine andere Waffe als meine Hippe. Da seht selbst, gnädiger Herr.«

Unglücklicher Weise hatte Thibault kaum ausgeredet, als Meister Engoulevant, der seit einigen Augenblicken rings um den Baum herum gestreift hatte, wieder zum Vorschein kam, und zwar mit dem Spieß in der Hand, welchen Thibault in ein Gebüsch geworfen hatte, bevor er auf die Eiche geklettert war.

Er bot die Waffe dem Herrn Jean hin.

Engoulevant war offenbar der böse Engel Thibaults.

---

### III.

#### *Agnelette.*

Herr Jean nahm die Waffe aus Engoulevents Händen und betrachtete den Speiß lange von der Spitze bis zum Stiel, ohne ein Wort zu sagen.

Dann zeigte er dem Holzschuhmacher einen kleinen Holzschuh, der in den Griff eingeschnitten war und die Bestimmung hatte, daß Thibault sein Eigenthum daran erkennen sollte.

Dieser Holzschuh war sein Zeichen als Handwerksgesell.

»Ha, ha, Schlingel,« sagte der Wolfsjägermeister, »sieh, dieses Ding da zeugt furchtbar gegen Dich. Weißt Du auch, daß dieser Speiß verdammt nach Wild schmeckt? Ich habe Dir also bloß noch Folgendes zu sagen: Du hast gewildert, und das ist ein grobes Verbrechen; Du hast einen Meineid geschworen, und das ist eine grobe Sünde; deßhalb wollen wir Dich jetzt zum Heil Deiner Seele, bei welchem Du geschworen hast, für alles das büßen lassen.«

Darauf wandte er sich gegen den Oberrüdenknecht zurück und sprach:

»Markotte, nimm zwei Koppeln und binde mir diesen Gesellen da, nachdem Du ihm Wamms und Hemd ausgezogen, an einen Baum; dann miß ihm mit Deinem Schultergehänge sechsunddreißig Hiebe auf, ein Dutzend für den Meineid und zwei Dutzend für das Wildern; doch nein, damit ich's recht sage, im Gegentheil ein Dutzend für das Wildern und zwei Dutzend für den Meineid; wir müssen dem lieben Gott den Vorrang lassen.«

Dieser Befehl war ein freudiges Ereigniß für das Bedientenpack, das laut aufjubelte, einen armen Sünder zu haben, an dem es seinen Aerger über das heutige Mißgeschick auslassen konnte.

Vergebens betheuerte und schwor Thibault bei allen Heiligen im Kalender, daß er weder einen Hirsch noch eine Hirschkuh, weder einen Bock noch eine Geiß getödtet habe; man zog ihm sein Wamms aus und band ihn fest an einen Baumstamm.

Sodann begann die Execution.

Der Rüdenknecht schlug so derb darauf, daß der arme Sünder, obschon er im Stillen geschworen hatte, nicht zu klagen, und obschon er auf seine Lippen biß, um diesen Schwur halten zu können, schon beim dritten Schlag seinen Mund öffnete und einen Schrei ausstieß.

Herr Jean war, wie man bereits ersehen konnte, vielleicht der brutalste Herr auf zehn Meilen in der Runde, aber dennoch nicht hartherzig; das immer stärker werdende Jammergeschrei des Mißhandelten war ihm peinlich.

Da jedoch die Wilderei in den Forsten Sr. Hoheit mit jedem Tag frecher wurde, so war er entschlossen, das Urtheil vollstrecken zu lassen.

Nur beschloß er sich vom Schauplatz zu entfernen und drehte sein Pferd, um wegzureiten.

Im Augenblick, wo er dieses Manöver ausführte, warf sich ein junges Mädchen, das aus dem Schlag hervortrat, vor seinem Pferd auf die Kniee und schlug ihre großen schönen Augen thränenfeucht zu Herrn Jean auf.

»Gnädiger Herz« sagte sie, »Um Gottes Barmherzigkeit willen, Gnade für diesen Mann!«  
Herr Jean senkte seine Augen auf das junge Mädchen.

Es war in Wahrheit ein allerliebstes Kind; kaum sechzehn Jahre alt, zart und schlank gebaut, ein Gesichtchen wie Milch und Blut, große blaue Augen voll Sanftmuth und Zärtlichkeit, und ein so üppiges blondes Haar, daß es trotz der schlechten schwarzen Leinwandhaube, die ihren Kopf bedeckte, von allen Seiten herabwallte.

Obschon das Costüm der schönen Bittstellerin im höchsten Grad bescheiden war und aus ganz einfachem Linnen bestand, so bemerkte doch Herr Jean alles das, und da er hübschen Gesichtern keineswegs abhold war, so beantwortete er den beredten Blick der reizenden Bauerndirne mit einem Lächeln.

Da er sie aber bloß ansah, ohne ihr laut zu antworten, und da die Prügelei inzwischen ihren Fortgang nahm, so fuhr sie mit noch flehentlicheren Geberden fort:

»Gnade, um«s Himmels willen, gestrenger Herr! Sagt Euern Leuten, daß sie diesen armen Mann gehen lassen, denn sein Geschrei zerreißt mir das Herz.

»Tausend Karren voll grüne Teufel!« antwortete der Wolfsjäger; »Du interessirst Dich also für diesen Kerl, mein schönes Kind? Ist er denn Dein Bruder?«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Dein Vetter?«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Dein Geliebter?«

»Mein Geliebter? Ew. Gnaden belieben zu scherzen.«

»Warum denn nicht? In diesem Fall, mein schönes Kind, gestehe ich, daß ich ihn beneiden würde.«

Das Mädchen schlug die Augen nieder.

»Ich kenne ihn nicht, gnädiger Herr, und ich sehe ihn heute zum ersten Mal.«

»Und zwar nur von hinten,« erfrechte sich Engoulevent hinzuzusetzen, der den Augenblick zu einem schlechten Spaß gekommen glaubte.

»Halt's Maul, Bursche!« schnauzte der Baron ihn an.

Dann wandte er sich lächelnd gegen das schöne Mädchen zurück und sagte:

»Nun wahrhaftig, wenn er weder Dein Verwandter noch Dein Geliebter ist, so bin ich doch begierig, wie weit Du Deine Menschenliebe treibst.

Laß uns einen Handel schließen, schönes Kind.«

»Welchen, gnädiger Herr?«

»Ich begnadige den Lümmel, wenn Du mir einen Kuß gibst.«

»O von Herzen gern!« rief das junge Mädchen. »Ein Menschenleben mit einem Kuß erkaufen! Ich bin überzeugt, daß der Herr Pfarrer selbst dies für keine Sünde erklären wird.«

Und ohne abzuwarten, bis Herr Jean sich herabbückte, um selbst zu nehmen, was er begehrte, schleuderte sie ihren Holzschuh von sich, stemmte ihr zierliches Füßchen auf den Stiefel des Wolfsjägers, nahm die Mähne seines Pferdes in die Hand, schnellte sich mit einer Kraftanstrengung bis in die Höhe vom Gesicht des rauhen Jägers empor und bot seinen Lippen von selbst ihre runden, frischen Wangen, so sammtart wie der Flaum einer Augustpfirsiche zum Kusse dar.

Herr Jean war für einen Kuß handelseins geworden, nahm aber zwei; sodann gab er, um seinen Schwur treu zu halten, Markotte ein Zeichen, daß er die Execution einstellen solle.

Markotte zählte die Schläge gewissenhaft, der zwölfte schwebte in der Luft, als; er den Befehl bekam innezuhalten. Markotte glaubte ihn nicht zurückhalten zu müssen; Vielleicht mochte es ihm sogar angemessen erscheinen, ihm den Werth von zwei gewöhnlichen Schlägen zu verleihen, um gutes Maß und den dreizehnten obendrein zu geben; jedenfalls ist so viel gewiß, daß der letzte Hieb die Schultern Thibaults noch ärger zerfetzte als die andern.

Es ist wahr, daß man ihn unmittelbar darauf losband.

Während dieser Zeit plauderte Baron Jean mit dem jungen Mädchen.

»Wie heißest Du denn, meine holde Dirne?«

»Georgine Agnelet, gnädiger Herr, meiner Mutter nach; aber die Leute in der Gegend nennen mich bloß Agnelette.«

»Ei zum Teufel! Agnelette, Lämmlein, das ist ein schlimmer Name, mein Kind,« sagte der Baron.

»Warum, gnädiger Herr?« fragte das Mädchen.

»Weil er Dich dem Wolf verspricht, meine Holde. Und woher bist Du denn, Agnelette?«

»Aus Preciamont, gnädiger Herr.«

»Und Du kommst so ganz allein in den Wald, mein Kind? Dass ist sehr keck für ein Lämmlein.«

»Ich muß wohl, gnädiger Herr. Wir haben drei Ziegen, von denen wir leben, nämlich meine Großmutter und ich.«

»Dann gehst Du also Deiner Ziegen wegen in's Gras?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Und Du hast keine Angst, so ganz allein, ein so schönes junges Mädchen?«

»Manchmal kommt mich allerdings ein Zittern an, gnädiger Herr.«

»Und warum zitterst Du?«

»Seht, gnädiger Herr, man erzählt an den Winterabenden so viele Geschichten von Währwölfen, daß mich, wenn ich mich ganz allein mitten unter den Bäumen sehe, und wenn ich gar Nichts höre, als den Westwind, der sausend durch die Aeste fährt, ein kalter Schauer überläuft und mir die Haare zu Berg stehen. Wenn ich dann Euer Jagdhorn und das Gebell Eurer Hunde höre, so bin ich sogleich wieder beruhigt.«

Diese Antwort gefiel dem Baron Jean ungemein: er strich wohlgefällig seinen Bart und versetzte:

»Es ist wahr, daß wir den Herren Wölfen ziemlich scharf zu Leibe gehen; aber beim Blute Gottes, mein schönes Kind, es gibt ein Mittel, das Dich für die Zukunft aller solchen Beängstigungen überhebt. Komm in's Schloß Vez, da ist noch nie ein Währ- oder sonstiger Wolf anders als an einem Strick und einer Stange über den Graben und zum Schlupfthor hineingekommen.«

Agnelette schüttelte den Kopf.

»Du willst nicht? Und warum weigerst Du Dich?«

»Weil ich dort noch schlimmere Dinge finden würde als den Wolf.«

Ueber diese Antwort schlug Baron Jean ein lustiges Gelächter auf, und die ganze Jägerbande

machte, als sie ihren Herrn lachen sah, Chorus.

In der That hatte Agnelette's Erscheinung dem edlen Herrn von Vez seine ganze gute Laune wieder gegeben, und vielleicht würde er noch lange gelacht und mit ihr geplaudert haben, wenn nicht Markotte, der zum Rückzug geblasen und die Hunde angekoppelt, den gestrengen Herrn ehrerbietigst erinnert hätte, daß ihnen noch ein langer Ritt bis in's Schloß bevorstand. Herr Jean machte dem jungen Mädchen ein freundlich drohendes Zeichen mit dem Finger und zog mit seinem Gefolge ab.

Agnelette blieb allein bei Thibault zurück.

Wir haben erzählt, was Agnelette für Thibault gethan hatte, und wie hübsch sie war.

Gleichwohl war Thibaults erster Gedanke, als er sich mit dem Mädchen allein sah, nicht voll Liebe auf seine Retterin, sondern vielmehr voll Haß und Rachedurst auf seine Quäler gerichtet.

Wie man sieht, wandelte Thibault seit dem Morgen offen auf der Bahn der Sünde.

»Ha, verwünschter Edelmann!« rief er, seine Faust gegen die eben verschwindende Jagd ballend, »wenn mich der Teufel diesmal erhört, so bezahle ich Dir Alles, was Du mir heute gethan hast, mit Wucher heim. Wart nur, Kerl!«

»Ei wie möget Ihr Euch so versündigen!« sagte Agnelette, indem sie ihm näher trat. »Der Baron Jean ist ein guter Herr, sehr mildthätig gegen die armen Leute und immer höflich gegen die Frauenzimmer.«

»Am Ende bin ich ihm wohl gar noch Dank schuldig für die Prügel, die er mir aufmessen ließ?«

»Seid aufrichtig, Gevatter,« sagte das junge Mädchen lachend; »gestehet nur, daß Ihr diese Prügel nicht so ganz unverdient bekommen habt.«

»Ha ha!« machte Thibault, »es scheint, daß der Kuß des Herrn Jean Euch ganz den Kopf verrückt hat, schöne Agnelette?«

»Ich hätte nie geglaubt, daß Ihr mir diesen Kuß zum Vorwurf machen würdet; aber ich bleibe bei meiner Behauptung: Herr Jean war in seinem Recht.«

»Indem er mich halb todtrügeln ließ?«

»Ei warum jaget Ihr auf den Besitzungen der vornehmen Herrn?«

»Ist das Wild nicht für Jedermann da, für die Bauern so gut als für die vornehmen Herrn?«

»Nein, denn das Wild lebt in den Wäldern der vornehmen Herrn, es frißt ihr Gras, und Ihr habt kein Recht, Euern Spieß nach einem Damhirsch des Herrn Herzogs von Orleans zu werfen.«

»Wer hat Euch denn gesagt, daß ich meinen Spieß nach seinem Damhirsch geworfen habe?« antwortete Thibault, indem er mit beinahe drohender Geberde auf Agnelette zutrat.

»Wer mir's gesagt hat? Meine Augen haben mir's gesagt, und ich versichere Euch, daß *die* nicht lügen. Ich habe Euch Euern Spieß werfen sehen; Ihr standet dort und hattet Euch hinter dieser Buche versteckt.«

Die Sicherheit, womit das Mädchen ihn seiner Lüge überwies, besänftigte Thibaults Zorn sogleich.

»Ei was wäre es auch gewesen,« sagte er, »wenn ein armer Teufel sich einmal mit dem Ueberfluß eines vornehmen Herrn gütlich gethan hätte? Jungfer Agnelette denket Ihr vielleicht auch wie die Richter, daß ein Mensch um eines elenden Hasen willen den Galgen verdiene? Glaubt Ihr, daß der liebe Gott diesen Damhirsch eher für den Baron Jean erschaffen habe, als für

mich?«

»Der liebe Gott, Herr Thibault, hat uns gesagt, daß wir uns nach den Gütern unseres Nächsten nicht gelüsten lassen sollen; befolget die Gebote des lieben Gottes, so wird es Euch wohl ergehen.«

»Ei wie, Ihr kennt mich also, schöne Agnelette da Ihr mich so mir Nichts Dir Nichts bei meinem Namen nennet?«

»Natürlich. Ich erinnere mich noch gut, wie ich Euch einmal bei der Kirchweihe von Boursonne gesehen habe; Ihr galtet für den schönsten Tänzer, und Alles schaarnte sich um Euch.«

Dieses Compliment entwaffnete Thibault vollends ganz.

»Ja, ja,« sagte er, »ich erinnere mich jetzt auch, »daß ich Euch gesehen habe. Ei wahrhaftig, wir haben ja damals mit einander getanzt, nur waret Ihr damals noch nicht so groß wie jetzt; deßhalb erkannte ich Euch nicht gleich wieder, aber jetzt erkenne ich Euch ganz gut. Ja, Ihr truget einen rosarothern Rock und ein weißes Mieder; wir haben den Milchtanz mit einander getanzt. Ich wollte Euch küssen, aber Ihr wolltet es nicht leiden und sagtet, daß man blos seine Nachbarin küssen dürfe, aber nicht seine Tänzerin.«

»Ei, Ihr habt ein gutes Gedächtniß, Herr Thibault.«

»Wißt Ihr auch, Agnelette, daß Ihr in diesem Jahr denn es ist jetzt gerade ein Jahr her nicht blos viel größer, sondern auch noch weit schöner geworden seid? Ja, ja, Ihr versteht es, zwei Dinge auf einmal fertig zu bringen.«

Das Mädchen schlug erröthend die Augen nieder.

Ihre Röthe und ihre Verlegenheit gaben ihrem Gesicht erhöhten Reiz.

Thibault betrachtete sie jetzt aufmerksamer denn je.

»Habt Ihr einen Geliebten, Agnelette?« fragte er das Mädchen in einem Ton, der eine gewisse Bewegung verrieth.

»Nein, Herr Thibault,« antwortete sie; »ich habe keinen, und ich kann und will auch keinen haben.«

»Warum das? Ist denn die Liebe etwas so Schlimmes, daß Ihr Angst davor habt?«

»Nein, aber ein Geliebter ist es nicht, was ich brauche.«

»Was brauchet Ihr denn?«

»Einen Mann.«

Thibault machte eine Bewegung, welche Agnelette entweder nicht sah oder wenigstens nicht zu sehen sich den Anschein gab.

»Ja,« wiederholte sie, »einen Mann. Die Großmutter ist alt und krank, und ein Geliebter würde mich nur zerstreuen, so daß ich sie nicht recht verpflegen könnte; ein Mann dagegen, wenn ich einen braven Burschen finde, der mich heirathen will, ein Mann wird mir helfen, sie in ihrem hohen Alter zu unterstützen; er wird die Aufgabe, die mir der liebe Gott auferlegt hat, ihre letzten Tage zu versüßen, mit mir theilen.«

»Aber,« sagte Thibault, »wird dieser Mann Euch erlauben, daß Ihr Eure Großmutter mehr liebet, als ihn selbst, und wird er nicht eifersüchtig auf die Zärtlichkeit sein, die Ihr der alten Frau erzeigen werdet?«

»O,« versetzte Agnelette mit einem anbetungswürdigen Lächeln, »du hat es keine Gefahr; ich werde ihm so viel zukommen lassen, daß er sich nicht zu beklagen braucht; je freundlicher und



geduldiger er gegen die gute Frau ist, um so inniger werde ich mich ihm anschließen, um so fleißiger werde ich arbeiten, damit es unserem kleinen Haushalt an Nichts gebricht. Ich sehe elend und schwächlich aus, und Ihr trauet mir nicht viel Stärke zu; aber ich habe Kraft und Muth zur Arbeit, das dürft Ihr glauben. Wenn das Herz sein Wörtchen mitspricht, so kann man Tag und Nacht arbeiten, ohne müde zu werden. Ich werde denjenigen, der die Großmutter lieben wird, recht herzlich lieben. O ich versichere Euch, sie, mein Mann und ich, wir werden alle drei recht glücklich sein.«

»Das heißt, ihr werdet alle drei recht arm sein, Agnelette?«

»Ah bah! Ist denn die Liebe und Freundschaft der Reichen auch nur einen Pfennig mehr werth, als die der armen Leute? Wenn ich meine Großmutter recht gepflegt habe, Herr Thibault, wenn sie mich auf Ihren Schooß nimmt und mit ihren magern zitternden Armen umschlingt, wenn ihr gutmüthiges, altes, runzliges Gesicht sich an das meinige legt, wenn meine Wangen naß werden von den Thränen der Rührung, die aus ihren Augen strömen, da fange ich auch an zu weinen, und diese Tränen, Herr Thibault, sind so leicht und süß, daß ganz gewiß niemals eine Dame oder ein Fräulein, und wäre sie eine Königin oder eines Königs Tochter, in ihren glücklichsten Tagen eine so lebhaftige Freude empfunden hat; und doch sind wir beide, meine Großmutter und ich, wahrlich die ärmsten Geschöpfe meilenweit in der Runde.«

Thibault hörte das alles, antwortete aber nicht, sondern blieb in jene nachdenkliche Träumerei versunken, die bei ehrgeizigen Menschen so eigenthümlich ist.

Und gleichwohl hatte er inmitten seiner ehrgeizigen Pläne Augenblicke der Ermüdung und des Ueberdrusses.

Er, der so oft ganze Stunden damit vertändelt hatte, die schönen und edlen Damen am Hof des Herrn Herzogs von Orleans zu betrachten, wenn sie die Freitreppe herauf oder herab gingen; er, der so oft ganze Nächte lang zu den spitzbogigen Fenstern des Schloßthurms von Vez emporgeschaut, wenn sie in festlicher Beleuchtung erglänzten, er fragte sich seht, ob das, was so oft seinem Ehrgeiz als höchstes Ziel vorgeschwebt, eine vornehme Dame und ein prächtiges Haus, einem Strohdach mit diesem holden und schönen Kind, das sich schlechtweg Agnelette nannte, an Werth gleichkäme.«

Allerdings war dieses brave Mädchen auch so hübsch, daß alle Grafen und Barone der Umgegend ihn ganz gewiß um ihren Besitz beneidet haben würden.

»Je nun, Agnelette,« sagte Thibault, »wenn z.B. ein Bursche wie ich sich zu Eurem Mann anböte, würdet Ihr ihn nehmen?«

Wir haben bereits gesagt, daß Thibault ein hübscher Junge war, daß er schöne Augen und schöne schwarze Haare besaß, daß er sich auf seinen Reisen zu Etwas mehr als zu einem gewöhnlichen Handwerker herangebildet hatte. Ueberdies wird man Leuten, denen man Gutes gethan hat, bald hold, und Agnelette hatte höchst wahrscheinlich Thibault das Leben gerettet, denn so wie Markotte zerschlug, würde der Delinquent vor dem sechsunddreißigsten Hieb gestorben sein.

»Ja,« sagte sie, »wenn er gegen meine Großmutter gut wäre.

Thibault ergriff ihre Hand.

»Nun Wohl, Agnelette,« sagte er, »wir werden darauf zurückkommen, und zwar so bald wie möglich, mein Kind.«

»So bald Ihr wollt, Herr Thibault.«

»Und Ihr müßt mir schwören, daß Ihr mich recht lieben wollt, wenn ich Euch heirathe, Agnelette.«

»Kann man auch einen Andern lieben, als seinen Mann?«

Gleichviel; ich wünschte dennoch einen ganz kleinen Schwur, der ungefähr so lauten müßte: Herr Thibault, ich schwöre Euch, daß ich nie einen Andern lieben werde als Euch.«

»Was soll ein Schwur nützen? Das Versprechen eines braven Mädchens muß einem braven Burschen genügen.«

»Und wann soll die Hochzeit sein, Agnelette?« sagte Thibault, indem er seinen Arm um die Hüfte des Mädchens zu schlingen versuchte.

Aber Agnelette entwand sich sanft.

»Kommt zu meiner Großmutter,« sagte sie; »Sie hat darüber zu entscheiden; für heute Abend aber begnügt Euch damit, daß Ihr mir meinen Bund Haidekraut machen helfet, denn es wird spät, und ich habe beinahe eine Stunde nach Preciamont.«

Thibault half ihr wirklich ihren Bund zusammen machen, und begleitete sie dann, bis man den Kirchthurm ihres Dorfes sah.

Hier bat er die schöne Agnelette so lange, bis sie ihm erlaubte, auf Abschlag seines zukünftigen Glückes einen Kuß zu rauben.

Weit mehr bewegt von diesem einzigen Kuß, als von dem doppelten des Barons, eilte Agnelette ihres Wegs, obschon die Last, die sie auf ihrem Kopfe trug, für ein so schwächlich aussehendes Mädchen viel zu schwer schien.

Thibault schaute ihr noch eine Zeit lang nach, wie sie über die Heide ging.

Die schönen Arme des verführerischen Mädchens, womit sie die Last auf ihrem Kopfe festhielt, ließen ihren Wuchs in seiner ganzen Zierlichkeit hervortreten und schienen seine Biagsamkeit und Anmuth zu verdoppeln.

Ihre seine Silhouette zeichnete sich auf eine anbetungswürdige Art am blauen Grund des Horizontes ab.

Kurz und gut, das Mädchen war beinahe schon an den ersten Häusern, als sie auf einmal hinter einer Erhöhung den Blicken Thibaults entchwand.

Dieser stieß einen Seufzer aus und blieb einen Augenblick in seine Betrachtungen versunken.

Dieser Seufzer wurde seiner Brust nicht durch den wonnevollen Gedanken erpreßt, daß dieses gute und reizende Geschöpf sein werden könne.

Nein, er hatte Agnelette gewünscht, weil sie jung und schön war, und weil es in der unglückseligen Natur Thibaults lag, alles das zu wollen, was einem Andern gehörte oder gehören konnte.

Er hatte sich unter dem Eindruck der Naivität, womit sie zu ihm gesprochen hatte, diesem Wunsch hingegeben.

Aber Agnelettes Bild war in seinem Kopf und nicht in seinem Herzen.

Thibault war unfähig, so zu lieben, wie man lieben muß, wenn man, selbst arm, ein armes Mädchen liebt, d.h. ohne etwas Anderes im Auge zu haben oder zu begehren, als volle, innige Gegenliebe.

Nein, im Gegentheile, je weiter er sich von Agnelette, von seinem guten Engel, entfernte, um so heftiger regten sich in seiner Seele die neidischen Gelüste wieder, die ihn so häufig quälten.

Es war Nacht, als er nach Hause kam.



## IV.

### *Der schwarze Wolf.*

Thibault ließ sein erstes Geschäft darin bestehen, daß er sich Etwas zu Gemüthe führte, denn er war sehr erschöpft.

Der Tag war ereignißreich, und unter seinen Ereignissen waren mehrere von der Art gewesen, daß er wohl einen langen Magen davon bekommen konnte.

Sein Abendbrod war bei Weitem nicht so schmackhaft, als er sich bei seiner Jagd auf den Damhirsch gelobt hatte.

Aber der Damhirsch hatte sich, wie wir bereits erzählt, von Thibault nicht erlegen lassen, und so mußte der schreckliche Heißhunger, der den unglücklichen Wilderer quälte, seinem schwarzen Brod den Damhirschgeschmack verleihen.

Kaum hatte dieses äußerst bescheidene Mahl begonnen, als Thibault bemerkte, daß seine Ziege — wir glauben gesagt zu haben, daß er eine Ziege besaß — ganz verzweifelt blöckte.

Er dachte, daß sie ebenfalls nach einem Abendbrod verlange, holte also unter dem Schirmdach einen Armvoll frisches Gras und wollte es ihr bringen.

Als er das Stallthürchen öffnete, sprang die Ziege so heftig heraus, daß sie ihren Herrn beinahe umgeworfen hätte.

Sodann jagte sie, ohne das Futter zu berühren, das Thibault ihr brachte, ins Haus.

Thibault warf seinen Vorrath zur Erde und fing das Thier ein, um es in seine Wohnung zurück zubringen. Aber es wollte ihm nicht gelingen. Er mußte Gewalt anwenden, und auch der Gewalt setzte das arme Thier die ganze Widerstandskraft entgegen, deren eine Ziege fähig ist, indem es sich auf seine Hinterbeine stemmte, während der Holzschuhmacher es an den Hörnern zertrte.

Nach langem Kampf gab sich die Ziege endlich überwunden und ging in ihren Stall zurück.

Aber obschon Thibault ihr mehr als genug Futter dagelassen hatte, stieß sie fortwährend klägliche Töne aus.

Voll Ungeduld und Aerger stand der Holzschuhmacher zum zweiten Male von seinem Tische auf und öffnete den Stall von Neuem, aber so behutsam, daß die Ziege nicht ausreißen konnte.

Dann tappte er mit seinen Händen in allen Ecken und Winkeln umher, um der Ursache dieser Beängstigung auf den Grund zu kommen.

Auf einmal geriethen seine Finger in den dicken und warmen Pelz eines fremden Thieres.

Thibault war kein Hasenfuß, nichts weniger.

Gleichwohl zog er sich eiligst zurück.

Er ging in seine Stube, nahm das Licht und kam in den Stall zurück.

Die Lampe wollte seinen Händen entfluten, als er in dem Thier, das seine Ziege so sehr erschreckt hatte, den Damhirsch des Barons Jean erkannte, denselben, den er verfolgt, gefehlt und sich im Namen des Teufels gewünscht hatte, da er ihn in Gottes Namen nicht bekommen konnte; denselben, an welchem sämmtliche Hunde irre geworden waren, und der ihm so schöne Prügel eingetragen hatte.

Thibault näherte sich ihm sachte, nachdem er sich versichert, daß die Thüre fest verschlossen war.

Das arme Thier war entweder so abgehetzt oder so merkwürdig zahm, daß es keine Bewegung machte, um zu entfliehen, sondern blos mit seinen großen schwarzen Sammtaugen, denen die Angst noch mehr Ausdruck verlieh, Thibault ansah.

»Ich muß die Thüre offen gelassen haben,« brummte der Holzschuhmacher vor sich hin, »und so hat sich der Damhirsch, der kein anderes Versteck mehr finden konnte, hierher geflüchtet.«

Aber als er seine Erinnerungen zusammensuchte, entsann er sich ganz genau, daß, als er vor zehn Minuten den Stall zum ersten Male hatte öffnen wollen, der hölzerne Thürschieber so fest zgedrückt gewesen war, daß er ihn mit einem Stein hatte aufschlagen müssen.

Ueberdies würde die Ziege, die, wie man gesehen hat, der Gesellschaft des neuen Gastes keinen sonderlichen Geschmack abzugewinnen schien, diese Gelegenheit zur Flucht benützt haben, wenn die Thüre offen gestanden hätte.

Sodann bemerkte Thibault bei genauerer Betrachtung, daß der Damhirsch mit einem Strick an die Raufe gebunden war.

Obschon es unserem Holzschuhmacher, wie gesagt, »keineswegs an Muth gebrach, so begann doch jetzt ein kalter Schweiß in dicken Tropfen an seinen Haarwurzeln zu Perlen, ein seltsamer Schauer überlief ihn am ganzen Leib, und seine Zähne klapperten laut an einander.

Er verließ den Stall, verschloß ihn und suchte seine Ziege wieder auf, welche den Augenblick, wo der Holzschuhmacher Licht geholt, zur Flucht benützt und sich in der Herdecke niedergelegt hatte, allem Anschein nach fest entschlossen, diesmal einen Platz nicht wieder aufzugeben, den sie, wenigstens für die kommende Nacht, ihrem gewöhnlichen Lager weit vorzuziehen schien.

Thibault erinnerte sich ganz genau des gottlosen Wunsches, den er an den Satan gerichtet; aber obschon er zugestehen mußte, daß dieser Wunsch auf eine wunderbare Art in Erfüllung gegangen war, so konnte er doch an keine wirkliche Einmischung des Teufels glauben.

Da ihm jedoch diese Gönnerschaft des Geistes der Finsternis; instinctmäßig Furcht einflößte, so versuchte er zu beten; aber als er seine Hand zur Stirne erheben wollte, um das Zeichen des Kreuzes zu machen, da versagte ihm sein Arm allen Dienst, und obschon er bisher tagtäglich sein Ave Maria gesprochen hatte, so fiel ihm doch seht nicht ein einziges Wörtchen davon ein.

Während unser armer Thibault sich mit diesen beiden vergeblichen Versuchen abquälte, ging es in seinem Innern schrecklich wild und wirr durch einander.

Die bösen Gedanken strömten ihm von Neuem so massenhaft zu, daß er ihr Geflüster in sein Ohr zu hören meinte, wie man das Getöse der Wogen hört, wenn die Fluth steigt, oder das Geknister in den Bäumen, wenn der Winterwind durch die entblätterten Zweige fährt.

»Am Ende,« murmelte er mit bleicher Stirne und starrem Auge, »ist dieser Damhirsch, ob er nun von Gott oder vom Teufel kommt, immerhin ein guter Fund, und ich müßte ein großer Narr sein, wenn ich meinen Kittel abschütteln wollte, so lange es Manna darauf regnet. Wenn ich fürchte, daß dieses Thier Höllenfleisch haben könnte, so bin ich ja nicht gezwungen, es zu essen; ohnehin könnte ich es nicht allein essen, und diejenigen, die ich etwa dazu einluden wollte, würden mich nur anzeigen, aber ich kann diesen Hirsch lebendig ins Kloster von Saint-Remy führen, wo ihn mir die Aebtissin für schweres Geld abkaufen wird, um ihren Nonnen eine Freude zu machen; die Luft eines heiligen Hauses wird ihn reinigen, und die Handvoll guter geweihter Thaler, die ich an Zahlungsstatt erhalten werde, kann weine Seele nicht in Gefahr bringen. Wie

manchen Tag müßte ich bei der Arbeit schwitzen und wie viel hundert Mal meinen Bohrer drehen, um nur den vierten Theil von dem zu verdienen, was ich da bekommen werde, ohne mir eine andere Mühe zu nehmen, als daß ich das Thier in seinen neuen Stall führe! Ein Teufel, der mir Gutes thut, muß mir natürlich lieber sein, als ein Engel vom Himmel, der mich im Stich läßt. Wenn mich der gnädige Herr Satan gar zu weit führen will, so habe ich ja immernoch Zeit, mich aus seinen Klauen zu ziehen; ich bin, bei Gott, kein Kind, und auch kein Lämmlein, wie Georgine, ich kann geradeaus gehen und wohin ich will.«

Der unselige, der geradeaus und in der ihm beliebigen Richtung zu gehen behauptete, vergaß jetzt blos, daß er vor kaum fünf Minuten nicht im Stande gewesen war, seine Hand an seine Stirne zu führen.

Thibault gab sich selbst so gute und so triftige Gründe an, daß er den Damhirsch, von welcher Seite er ihm nun zugekommen sein mochte, zu behalten beschloß, und den Erlös zum Anlauf des Hochzeitskleides seiner Braut bestimmte.

Denn sonderbarer Weise trat auf einmal Agnelette wieder vor seine Augen.

Er sah sie in einem langen weißen Kleid mit einem weißen Lilienkranz auf der Stirne und einem großen Schleier.

Ihm war zu Muth, als könnte, wenn er einen so lieblichen Schutzengel in seinem Haus hätte, der Teufel, trotz all seiner Stärke und List, es niemals wagen, seine Schwelle zu überschreiten.

»Ja, so ist's,« sagte er, »ich habe noch ein Mittel: wenn mich der gnädige Herr Satan gar zu arg quält, so laufe ich stracks zu Agnelettes Großmutter, halte um die Dirne an und heirathe sie. Fallen mir dann auch meine Gebete nicht mehr ein, und kann ich auch kein Kreuz mehr schlagen, so habe ich jedenfalls ein hübsches Weibchen, das mit dem Satan nicht verhängt ist und alles dies für mich thun wird.«

Und mit dieser Art von Vergleich, immer vorausgesetzt, daß der Damhirsch Nichts von seinem Werth verlor und der heiligen Damen würdig blieb, an die ihn zu verkaufen gedachte, beruhigte sich Thibault so ziemlich, steckte Futter in die Raufe, und überzeugte sich, ob die Streu dicht genug war, damit der Gast weich ruhen konnte.

Die Nacht verging ohne ein neues Ereigniß und sogar ohne einen bösen Traum.

Am folgenden Tag jagte der edle Herr Jean von Neuem.

Nur gingen die Hunde diesmal keinem schüchternen Damhirsch zu Leibe, sondern dem Wolfe, welchen Markotte Tags zuvor ausgekundschaftet und erst diesen Morgen von Neuem aufgetrieben hatte.

Es war dies ein ächter Wolf.

Er mochte viele Jahre zählen, obschon man ihn beim Austreiben nur flüchtig gesehen und mit Staunen bemerkt hatte, daß er ganz schwarz war.

Bei Verte-Feuille, im Thalgrund von Argent, angegriffen, war er über die Felder von Meutard gelaufen, hatte Fleury und Ampleux links liegen lassen, war von da über die Straße von Fertémilon gesprungen, und trieb sich: dann im Thalgrund von Ivors herum.

Hier hatte er auf einmal sein bisheriges System aufgegeben, war umgekehrt und hatte so genau den bereits zurückgelegten Weg wieder eingeschlagen, daß der Baron Jean, obschon er beständig Galopp ritt, die Hufspuren wieder fand, die sein Pferd am Morgen zurückgelassen hatte.

In den Bezirk von Bourg-Fontaine zurückgekehrt, hatte der Wolf ihn nach allen Richtungen durchschnitten und sodann die Jäger just in die Gegend gelockt, wo ihre unglücklichen

Abenteuer von gestern begonnen hatten, nämlich in die Nähe der Hütte des Holzschuhmachers.

Thibault, der, seinen gestrigen Entschlüssen gemäß, auf den Abend seiner Agnelette einen Besuch zudachte, hatte sich schon in aller Frühe an die Arbeit gemacht.

Ihr werdet mich fragen, warum er, statt auf einem Handwerk zu arbeiten, das ihm, nach seinem eigenen Geständnis, so wenig einbrachte, nicht lieber den Damen von St. Remy seinen Damhirsch zuführte.

Thibault würde sich wohl gehütet haben.

Er konnte unmöglich mit einem Damhirsch am Strick bei Tag durch den Wald von Villers-Coterets gehen.

Was hätte er dem nächsten besten Waldschützen, der ihm in den Wurf kam, antworten sollen?

Nein, Thibault gedachte sich einmal bei Anbruch der Nacht auf die Beine zu machen, sich rechts zu halten, sodann über die Sandgrube und den Galgenweg auf die Ebene von Saint-Romy, nur zweihundert Schritte vom Kloster, zu kommen.

Als Thibault zum ersten Male Waldhorntöne und Hundegebell hörte, warf er in aller Eile einen gewaltigen Haufen dürres Haidekraut vor dem Stall auf, wo er seinen Gefangenen eingesperrt hielt, damit die Rüdenknechte und ihr Herr, wenn sie zufällig wieder vor seiner Hütte anhalten sollten, diese Thüre nicht bemerken möchten.

Sodann hatte er sein Handwerkszeug wieder vorgenommen und arbeitete mit einem Eifer, den er selbst niemals bei sich gesehen hatte, indem er gar nicht über die Holzschuhe wegsah, die er herrichtete.

Auf einmal meinte er ein Gescharre an seiner Thüre zu hören.

Er wollte eben aufstehen, um zu öffnen, als die Thüre nachgab und zu Thibaults großer Verwunderung ein ungeheurer schwarzer Wolf, auf seinen beiden Hinterpfoten gehend, ins Zimmer trat.

In der Mitte angekommen, setzte er sich nach Art der Wölfe und sah den Holzschuhmacher starr an.

Thibault ergriff ein Beil, das er bei der Hand hatte, um den wunderlichen Gast würdig zu empfangen, und um ihm Angst zu machen, schwang er das Beil über seinem Kopfe.

Aber die Physiognomie des Wolfes nahm einen eigenthümlich spöttischen Ausdruck an.

Er begann zu lachen.

Es war das erste Mal, daß Thibault einen Wolf lachen hörte.

Er hatte oft sagen gehört, daß die Wölfe bellen wie die Hunde.

Aber niemals hatte er sagen gehört, daß die Wölfe lachen wie die Menschen.

Und welch ein Lachen!

Ein Mensch, der so gelacht hätte wie dieser Wolf, würde Thibault sehr erschreckt haben.

Er ließ seinen bereits aufgehobenen Arm wieder fallen.

»Bei dem Herrn mit dem gespaltenen Fuß,« sagte der Wolf mit voller und wohltonender Stimme, »habe ich diesem Kerl hier auf seinen Wunsch den schönsten Damhirsch aus den Waldungen Sr. Königlichen Hoheit zugeschickt, und nun will er mir zur schuldigen Danksagung mit seinem Beil den Kopf spalten; eine menschliche Dankbarkeit, die wohl würdig ist mit der Dankbarkeit der Wölfe zu heulen.«

Als Thibault eine Stimme, die seiner eigenen glich, aus dem Leib des Thieres kommen hörte,

da begannen seine Kniee zu zittern, und das Beil entfiel seinen Händen.

»Komm her,« fuhr der Wolf fort, »sei vernünftig und laß uns freundschaftlich mit einander plaudern.

Du hast Dir gestern den Damhirsch des Barons Jean gewünscht, und nun habe ich ihn selbst in Deinen Stall geführt, ja sogar an Deine Raufe gebunden, damit er Dir nicht entspringen könnte; dies sollte doch wohl einen bessern Dank verdienen, als einen Beilhieb.

»Weiß ich, wer Ihr seid?« antwortete Thibault.

»Ah, Du hattest mich also nicht erkannt? das ist ein Grund.«

»Ich appellire an Euch selbst: wie konnte ich unter diesem garstigen Fell einen Freund vermuthen?«

»Garstig!« sagte der Wolf, indem er mit einer blutrothen Zunge sein Fell glänzte; »zum Henker, Du machst gewaltige Ansprüche. Inzwischen handelt es sich jetzt nicht um mein Fell. Sag einmal, willst Du den Dienst anerkennen, den ich Dir geleistet habe?«

»Natürlich,« sagte der Holzschuhmacher mit einer gewissen Verlegenheit, »aber ich möchte doch vorher Eure Forderungen hören. Um was handelt es sich? Was begehrt Ihr? Sprecht.«

»Erstlich und vor allen Dingen begehre ich ein Glas Wasser, denn diese verfluchten Hunde haben mich ganz außer Athem gebracht.«

»Augenblicklich, Herr Wolf.«

Und Thibault holte einen Napf voll frischen, klaren Wassers an der Quelle, die zehn Schritte von seiner Hütte floß.

Er bewies durch diesen Eifer, wie glücklich er sich schätze, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen.

Er stellte den Napf vor den Wolf hin und machte eine tiefe Reverenz.

Der Wolf schleppte mit Wollust den Napf aus und streckte dann seine Pfoten, die sphinxartig länglich waren, über den Boden hin.

»Jetzt,« sagte er, »höre mich an.«

»Was gibt es denn sonst noch?« fragte Thibault mit einer Gänsehaut.

»Eine höchst dringende Sache, bei Gott,« antwortete der schwarze Wolf. »Hörst Du das Hundegebell?«

»Natürlich, ja; es kommt immer näher, und in fünf Minuten werden Jäger und Hunde hier sein.«

»Du mußt mich von ihnen befreien.«

»Ich Euch befreien? Und wie denn? « rief Thibault, der sich noch gar zu wohl erinnerte, wie theuer es ihn«gestern zu stehen gekommen war, daß er dem Baron Jean in seine Jagd gepfuscht hatte.

»Besinne, Dich; zeig, ob Du Grütze im Kopf hast.«

»Der Baron Jean hat wahrlich furchtbare Hunde, Herr Wolf, und Ihr verlanget also ganz einfach, daß ich Euch das Leben retten soll, denn wenn sie Euch erwischen, und das werden sie höchst wahrscheinlich thun, so seid Ihr im Nu zu Schanden gerissen. Wenn ich Euch nun diese Unannehmlichkeit erspare,« fuhr Thibault fort, der den Vortheil wieder auf seiner Seite zu erblicken glaubte, »welchen Lohn habe ich dann zu erwarten?«

»Ei wie? Du verlangst noch einen Lohn? Und der Damhirsch?« sagte der Wolf.



»Und der Napf Wasser?« entgegnete Thibault, »Wir sind quitt, mein lieber Wolf. Wenn Ihr jetzt neue Geschäfte abschließen wollt, so bin ich von Herzen gern bereit.«

»Es sei! Was verlangst Du von mir? Sprich schnell.«

»Ein Mancher,« begann Thibault, »würde seine und Eure Stellung mißbrauchen und ganz unverschämte Forderungen machen: er würde Reichthümer, Macht, hohe Stellung im Leben und was weiß ich? verlangen. Ich werde das nicht thun. Gestern habe ich mir den Damhirsch gewünscht, und es ist wahr, Ihr habt ihn mir gegeben; aber morgen werde ich etwas Anderes wünschen. Seit einiger Zeit hat sich ein Wahnwitz meiner bemächtigt, ich hecke Nichts als Wünsche ans, und Ihr werdet nicht immer übrige Zeit haben, um mich anzuhören. Thut also eine einzige Sache: da Ihr doch der Teufel selbst oder wenigstens etwas Aehnliches seid, so gewähret mir die Gnade, daß ich alle meine Wünsche in Erfüllung gehen sehe.«

Der Wolf machte eine spöttische Grimasse.

»Weiter Nichts?« sagte er. »Dein Schlußsatz paßt schlecht zur Einleitung.«

»O,« versetzte Thibault, »Ihr könnt ruhig sein; meine Wünsche sind ehrsam und mäßig, wie dies einem armen Bauersmann zusteht: einige elende Winkel Land, ein paar lumpige Reiser Holz, das ist Alles, was ein Mensch von meinem Caliber verlangen kann.«

»Ich würde Deinen Wunsch mit dem größten Vergnügen erfüllen,« sagte der Wolf, »aber das Ding ist mir rein unmöglich.«

»In diesem Fall werdet Ihr Euch durch diese furchtbaren Doggen durchzuschlagen suchen müssen.«

»Du glaubst das, und Du sitztest auf den höchsten Gaul, weil Du meinst, ich bedürfe Deiner?«

»Ich meine es nicht, ich weiß es gewiß.«

»Nun, so sieh einmal her.«

»Wohin?« fragte Thibault.

»An den Platz, wo ich bisher war,« sagte der Wolf.

Thibault wich einige Schritte zurück.

An dem Platz, wo der Wolf bis jetzt gelegen hatte, war Nichts mehr. Der Wolf war verschwunden, man wußte nicht wo oder wie. Der Platz, wo er gewesen, war gänzlich unverändert. In der Decke fand sich kein Loch von der Größe eines Nadelöhrs; im Boden war keine Ritze, durch welche ein Wassertropfen hätte sickern können.

»Nun, glaubst Du immer noch, daß ich mich ohne Deine Hilfe nicht aus der Schlinge ziehen kann?« sagte der Wolf.

»Wo zum Teufel seid Ihr denn?«

»Ah! wenn Du mich bei meinem wahren Namen aufrufst,« sagte die Stimme höhnisch, »so werde ich Dir wohl antworten müssen. Ich befinde mich noch immer auf dem alten Fleck.«

»Aber ich sehe Euch ja nicht mehr.«

»Ganz natürlich, weil ich unsichtbar bin.«

»Aber die Hunde und die Rüdeneckten und Herr Jean werden Euch hier suchen.

»Ohne Zweifel; nur werden sie mich nicht finden.«

»Aber wenn sie Euch hier nicht finden, so werden sie sich wieder an mir vergreifen.«

»Gerade wie gestern. Nur wurdest Du gestern, weil Du die Jäger um die Fährte des Damhirsches gebracht hast, bloß zu sechsunddreißig Riemenhieben verurtheilt; heute wirst Du,

weil Du den Wolf verbargest, zu zweiundsiebzig verurtheilt werden, und Agnelette wird nicht mehr an Ort und Stelle sein, um Dich mit einem Kuß zu retten.«

»Uf! was soll ich thun?«

»Laß schnell den Damhirsch springen; die Hunde werden sich dann in der Fährte täuschen und statt Deiner die Hiebe bekommen.«

»Ei wie sollten sich so feine Spürhunde dermaßen täuschen können, daß sie die Losung eines Damhirsches für die eines Wolfes ansähen?«

»Dafür laß mich sorgen,« antwortete die Stimme; »nur verliere keine Zeit, sonst werden die Hunde hier sein, ehe Du in den Stall läufst, und das wäre unangenehm, mich, den sie nicht finden könnten, sondern für Dich, den sie finden würden.«

Thibault ließ sich das nicht zweimal sagen.

Er eilte in den Stall.

Er band hurtig den Damhirsch los, der, wie von einer Springfeder geschneit, aus dem Hause sprang, die Runde um dasselbe machte, die Fährte des Wolfes durchkreuzte und in die Gebüsch des Waldes von Baisemont eindrang.

Die Hunde waren nur noch hundert Schritte von der Hütte entfernt.

Thibault hörte voll Angst ihr Gebell.

Die ganze Meute kam und schnüffelte an seiner Thüre.

Dann wurden auf einmal einige Stimmen laut, die sich in der Richtung gegen Baisemont entfernten und die ganze Meute mit sich fortrissen.

Die Hunde hatten sich täuschen lassen.

Sie waren auf die Fährte des Damhirsches gerathen und hatten die Fährte des Wolfes aufgegeben.

Thibault athmete tief auf.

Als ersah, daß die Meute sich immer weiter entfernte, ging er auf sein Zimmer zurück, während der Baron aus vollen Backen in sein Waldhorn stieß und ein lustiges Jagdsignal blies.

Der schwarze Wolf lag ganz ruhig auf demselben Platze, und man sah ebenso wenig, wo er hereingekommen, als man hatte sehen können, wo er hinausgegangen war.

---

## V.

### *Der Vertrag.*

Thibault blieb ganz verduzt über sein Wiedererscheinen auf der Thürschwelle stehen.«

»Wir sagten also,« begann der Wolf wieder, wie wenn gar Nichts vorgefallen wäre, »ich könne Dir nicht gewähren, daß alles Gute, was Du Dir wünschest, eintreffe.«

»Somit habe ich Nichts von Euch zu erwarten.«

»Doch, denn ich kann machen, daß das Böse, was Du Deinem Nächsten wünschest, in Erfüllung geht.«

»Was hilft mich das?«

»Dummkopf! Ein Morallehrer hat gesagt: Das Unglück selbst unseres liebsten Freundes hat immer Etwas, was uns angenehm ist.«

»Das wird wohl ein Wolf gesagt haben. Ich wußte nicht, daß die Wölfe auch Moralisten unter sich haben.«

»Nein, ein Mensch.«

»Hat man ihn gehängt?«

»O nein; man hat ihn zum Gouverneur einer Provinz im Poitou gemacht. Es ist wahr, daß es in dieser Provinz viele Wölfe gibt. Wenn nun selbst im Unglück des besten Freundes immerhin etwas Angenehmes für den Menschen liegt, so mußt Du doch begreifen, daß man am Unglück seines größten Feindes eine ungeheure Freude haben kann.«

»Es ist etwas Wahres daran,« sagte Thibault.

»Ganz abgesehen davon, daß man aus dem Unglück seines Nächsten, sei er nun ein Freund oder ein Feind, immer einigen Nutzen ziehen kann.«

»Ihr habt, meiner Treu, Recht, Herr Wolf,« antwortete Thibault nach kurzem Besinnen, »Und was würdet Ihr für diesen Dienst von mir verlangen? Laßt hören, Wurst wieder Wurst, nicht wahr?«

»Ja. So oft Du einen Wunsch thust, der keinen Vortheil für Dich selbst bezweckt, verlange ich einen kleinen Theil von Deiner Person als Eigentum.«

»Hoho! « rief Thibault, indem er ganz erschrocken zurückwich.

»Sei ruhig, ich verlange kein Pfund von Deinem Fleisch, wie ein gewisser Jude aus meiner Bekanntschaft seinen Schuldner tractirte.«

»Was« verlangt Ihr denn?«

»Wenn ersten Wunsch, den Du thust, ein Haar, beim zweiten zwei, beim dritten vier, und sofort, immer duplirt.«

Thibault lachte.

»Wenn es weiter Nichts ist, Herr Wolf, so nehme ich's an, und ich werde darauf bedacht sein, mir gleich das erste Mal etwas so Gutes zu wünschen, daß ich niemals einer Perrücke bedürfen werde. Also schlägt ein.«

Thibault streckte seine Hand hin.

Der schwarze Wolf erhob seine Pfote, ließ sie aber erheben.

»Nun?« drängte Thibault.

»Da fällt mir gerade ein,« sagte der Wolf, »daß ich spitzige Klauen habe und Dir ohne meinen Willen sehr weh thun könnte. Aber ich weiß ein anderes Mittel, unsern Handel abzuschließen, wodurch man diesen Uebelstand umgehen kann. Du hast einen silbernen Ring, ich einen goldenen; laß uns tauschen. Du siehst, der Handel ist ganz zu Deinem Vortheil.«

Und der Wolf zeigte seine Pfote, an deren Goldfinger wirklich ein Ring vom feinsten Gold durch das Haar hindurch blinkte.

»Ah!« sagte Thibault, »ich bin's zufrieden.«

Der Ringwechsel ging vor sich.

»Jetzt sind wir also verheirathet,« sagte der Wolf.

»O nein,« erwiderte Thibault, »bloß versprochen, Herr Wolf. Ihr betreibt die Sache gar zu eilig.«

»Wir werden bald sehen, wer am meisten Eile hat, Meister Thibault. Jetzt kannst Du übrigens wieder an Deine Arbeit gehen. Ich gehe an die meinige.«

»Adieu, Herr Wolf.«

»Auf Wiedersehen, Meister Thibault!«

Mit diesen Worten »Auf Wiedersehen!« die er auffallend betonte, verschwand der Wolf wie ein Fingerchen voll Pulver, das man anzündet, und gleich diesem mit Hinterlassung eines Schwefelgeruchs.

Thibault war einen Augenblick ganz kopfscheu. Er konnte sich an diese Art abzutreten, wie man es in der Theatersprache nennt, nicht gewöhnen; er schaute sich nach allen Seiten um: kein Wolf mehr.

Thibault glaubte einen Augenblick, daß ihn eine Vision genarrt habe.

Aber bei einem Blick auf seine rechte Hand fiel ihm der Teufelsring am Goldfinger in die Augen.

Er zog ihn ab und betrachtete ihn genau. Er sah eine Chiffer im Innern des Ringe eingravirt und erkannte, daß sie aus zwei Buchstaben bestand, einem T und einem S.

»Ha ha!« sagte er, indem ihm ein kalter Schweiß ausbrach, »Thibault und Satan, die Familiennamen der beiden contrahirenden Theile. Jetzt ist's einmal so: wenn man sich dem Teufel ergibt, so muß man sich ihm recht und ohne Rückhalt ergeben.«

Und Thibault stimmte ein Liedchen an, um sich zu betäuben.

Aber seine Stimme hatte einen so eigenthümlichen Klang, daß sie ihm selbst Angst machte.

Er schwieg also und ging, um sich zu zerstreuen, wieder an seine Arbeit.

Aber kaum hatte er drei oder viermal seinen Bohrer umgedreht, so hörte er in der Ferne, von Baisemont her, neues Rüdengebell und neue Waldhornsignale.

Er stellte seine Arbeit ein, um dem Gebell und den Horntönen zu lauschen.

»Renne, mein lieber Herr,« sagte er, »renne immerzu Deinem Wolf nach. Die Pfote von diesem da wirst Du, dafür stehe ich Dir, nicht an Dein Schloßthor nageln. Saperlot, welch ein Glück! Ich bin jetzt beinahe eine Art von Fee geworden, und während Du an nichts Böses denkst, mein ehrlicher Prügelmeister, kann ich Dir jeden Augenblick einen Zauber auf den Kopf werfen und herrliche Rache an Dir nehmen.«

Bei diesem Gedanken hielt Thibault plötzlich inne.

»Ja, wahrhaftig,« sagte er, »wenn ich mich an diesem verdammten Baron und an Markotte rächt? Ei was? für ein Härchen kann ich mir diesen Spaß wohl erlauben.«

Thibault fuhr mit der Hand in sein dichtes, seidenweiches Haar, das so voll und stark war wie eine Löwenmähne.

»Nun ja,« sagte er, »Haare habe ich genug zu verlieren; also munter eines dran gewagt! Ueberdies kann ich dadurch Gewißheit erlangen, ob mein Gevatter, der Teufel, mich nicht belogen hat. Ich wünsche also einen tüchtigen Unfall für den Herrn Jean, und was diesen langen Lummel von Markotte betrifft, der mich gestern so schändlich ausgepeitscht hat, so wäre es nicht mehr als billig, daß er doppelt, so arg mitgenommen würde, als sein Herr.«

Während Thibault diesen doppelten Wunsch that, war er sehr aufgeregt. Trotz Allem, was er von der Macht des schwarzen Wolfes gesehen, fürchtete er, dieser möchte seine Leichtgläubigkeit mißbraucht haben. Es war ihm daher auch, als er den Wunsch gethan hatte, unmöglich, weiter zu arbeiten. Er zerstach sich die Finger an seinem Schabeisen, das er verkehrt in die Hand nahm, und er verderbte ein Paar Holzschuhe von zwölf Saus, die er mit aller Gewalt noch poliren wollte.

Während er diesen unersetzlichen Schaden beklagte und seine blutende Hand schüttelte, hörte er vom Thale her großen Lärm.

Er eilte auf die Straße von Chretiennelle und sah von ferne eine Art von Procession, die langsam einher kam.

Es waren die Rüdenknechte und die Hundejungen des edlen Herrn von Vez.

Die Straße von Chretiennelle ist ungefähr drei Viertelstunde lang.

Thibault brauchte also einige Zeit, um genau zu erkennen, was diese Männer thaten, die ihm langsam und feierlich, wie bei einem Leichenzug, einher zuschreiten schienen.

Aber als sie auf fünfhundert Schritte nahe kamen, bemerkte Thibault, daß sie zwei Tragbahren trugen.

Auf diesen beiden Bahren lagen zwei leblose Körper.

Er erkannte in ihnen den Herrn Jean und seinen Oberrüdenknecht Markotte.

Ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne.

»O! o!« sagte er, »was soll das heißen?«

Es hatte sich Folgendes zugetragen.

So lange der Damhirsch sich im Gebüsche hielt, hatte Thibaults Mittel, um die Hunde irre zu führen, einen glücklichen Erfolg gehabt; Aber als das Thier von Markotte her zurücklief und über eine Haide hinjagte, kam es auf zehn Schritte an Herrn Jean vorbei.

Dieser glaubte Anfangs: der Damhirsch sei durch das Hundegebell aufgejagt worden und suche zu entfliehen.

Aber kaum hundert Schritte hinter sich sah er die ganze Meute zum Vorschein kommen, vierzig Hunde, welche kläfften, bäfften, heulten, schrieten, die einen im Baß wie Domkirchenglocken, die andern mit vollen Stimmen wie Tamtams, wieder andere in der Fistel wie detonirende Clarinetten, alle aber aus voller Kehle, mit solcher Lust und Freudigkeit, als hätten sie niemals die Fährte eines andern Thieres gerochen.

Herr Jean gerieth jetzt in eine jener Zornesergießungen, gegen welche die Wuthausbrüche des

Polichinells abgeblaßte Schatten sind.

Er schrie nicht mehr, er heulte.

Er fluchte nicht mehr, er lästerte.

Er begnügte sich nicht: mehr, seine Hunde herumzupeitschen, er ließ sein Pferd mit allen vier Hufen aus ihnen herumstampfen, kurz, er geberdete sich in seinem Sattel wie ein Teufel in einem Weihkessel.

Alle seine Fläche galten seinem Oberrüdenknecht, den er geradezu einen Esel schalt.

Diesmal war Nichts mehr zu sagen, es war keine Entschuldigung möglich: der arme Markotte schämte sich in tiefster Seele über den Mißgriff seiner Hunde und war äußerst unruhig über die schreckliche Wuth des gnädigen Herrn.

Er beschloß also alles Menschenmögliche und noch mehr zu thun, um ersteren wieder gut zu machen und letztere zu beschwichtigen.

Demgemäß jagte er sein Pferd im Galopp durch Hoch- und Niederwald, indem er aus vollem Halse schrie:

»Zurück, Hunde, zurück!«

Zugleich theilte er nach allen Seiten so kräftige Peitschenhiebe aus, daß jeder von ihnen einen Striemen im Fell der armen Thiere zurückließ.

Aber er mochte toben, schreien, peitschen, so lang er wollte, die Hunde schienen nur noch toller auf ihre Fährte erpicht.

Man hätte meinen können, sie haben ihren Damhirsch von gestern erkannt, und ihre gereizte Eigenliebe verlange nach Rache.

Jetzt faßte Markotte einen verzweifelten Entschluß, nämlich durch den nahen Ourcq zu reiten, über welchen die Jagd eben setzte oder vielmehr zu setzen im Begriff stand. Er wollte sich dann über das andere Ufer hinbeugen und die Hunde, wenn sie ans Land steigen wollten, dermaßen durch peitschen, daß er hoffen konnte, ihren Starrsinn zu brechen.

Er jagte sein Pferd nach dem Fluß und war mit einem Sprung, mitten in der Strömung.

Beide, Pferd und Reiter, waren ziemlich glücklich im Wasser angelangt.

Aber unglücklicher Weise war, wie wir bereits gemeldet, der Fluß durch Regen schrecklich; angeschwollen; das Pferd vermochte sich nicht gegen die Strömung zu halten, es drehte sich mehrere Male um und um, dann aber verschwand es.

Markotte seinerseits wollte, als er sein Pferd verloren sah, es seinen: Schicksal überlassen, um wieder festes Land zu gewinnen.

Aber seine Füße waren dermaßen in die Steigbügel verwickelt, daß er sie nicht mehr herausziehen konnte und drei Secunden nach seinem Pferde ebenfalls verschwand.

Inzwischen war der Baron mit seinen Leuten am Ufer angelangt, und sein Zorn hatte sich ganz einfach in Verzweiflung verwandelt, als er die kritische Lage seines Oberrüdenknechtes wahrgenommen hatte. Der edle Herr von Vez liebte aufrichtig alle diejenigen, die ihm zu seinen Vergnügungen behilflich waren, sowohl die Menschen als die Thiere.

Er schrie mit der ganzen Kraft seiner Lunge:

»Kreuz Donnerwetter! rettet Markotte! fünfundzwanzig Louisd'or, fünfzig Louisd'or, hundert Louisd'or demjenigen, der ihn rettet!«

Menschen und Pferde sprangen gleich aufgeschreckten Fröschen ins Wasser.

Er selbst trieb sein Pferd an den Fluß, aber hier hielten ihn seine Leute zurück und zeigten einen solchen Eifer, um den würdigen Baron an der Ausführung seines heroischen Entschlusses zu verhindern, daß die Liebesbeweise, welche der Herr erhielt, dem unglücklichen Rüdenknecht den Untergang brachten.

Man vergaß ihn eine Minute lang.

Diese Minute reichte hin, um ihn ins Verderben zu stürzen.

Markotte kam an einer Biegung des Ourcq noch einmal zum Vorschein, schlug mit seinen Armen auf das Wasser, konnte auch sein Gesicht noch emporstrecken und rief zum letzten Mal:

»Zurück, Hunde, zurück!«

Aber das Wasser das ihm in den Mund drang, erstickte die letzte Silbe des letzten Wortes, und erst nach einer Viertelstunde fand man seine Leiche auf einer kleinen Sandbank, wohin der Strom sie getrieben hatte.

Markotte war todt.

Dieses Ereigniß hatte unheilvolle Folgen für Herrn Jean.

Als edler Rittersmann war er den edlen Weinen nicht abhold, und diese Neigung hatte ihm eine gewisse Disposition zum Blutsturz gegeben.

Nun wurde er Angesichts der entseelten Hülle seines Dieners von einer so heftigen Gemüthsbewegung ergriffen, daß das Blut ihm gewaltsam nach dem Hirn strömte und einen Schlagfluß veranlaßte.

Thibault entsetzte sich über die gewissenhafte Pünktlichkeit, womit der schwarze Wolf seine Verpflichtung erfüllt hatte. Er dachte nicht ohne einen gewissen Schauer an die Genauigkeit, die Meister Isegrim seinerseits von ihm zu fordern berechtigt war. Dann fragte er sich unruhvoll, ob der Wolf sich wohl immer mit einigen Haaren begnügen würde, und dieser Gedanke beängstigte ihn um so mehr, als er im Augenblick des Wunsches und in den nächstfolgenden Secunden, d.h. Im Augenblick seiner Erfüllung, nicht die mindesten Empfindung, ja nicht einmal den geringsten Kitzel in seiner Haarhaut verspürt hatte.

Der Leichnam des armen Markotte machte einen garstigen Eindruck auf ihn. Er liebte ihn allerdings nicht und glaubte sich dazu vollkommen berechtigt; allein seine Abneigung gegen den Verstorbenen war niemals so weit gegangen, daß er ihm den Tod gewünscht hätte, und der Wolf hatte offenbar seine Wünsche überschritten.

Freilich hatte Thibault seinen eigentlichen Willen nicht genau angegeben, sondern der eigenen Bosheit des Wolfes einen gewaltigen Spielraum gelassen.

Er nahm sich vor, seine Wünsche in Zukunft bestimmter auszusprechen und namentlich auch rückhaltender darin zu sein.

Der Baron seinerseits war nicht todt, doch stand es nicht viel besser um ihn.

Er war seit dem Augenblick, wo Thibaults Wunsch ihn wie ein Blitzstrahl getroffen, noch nicht wieder zum Bewußtsein gelangt.

Man hatte ihn im Freien auf den Haufen Haidekraut gelegt, welchen der Holzschuhmacher zusammengetragen hatte, um seine Stallthüre zu verbergen, und seine Leute warfen in ihrer Herzensangst Alles im Haus drunter und drüber, um irgend ein Mittel zu Finden, das ihren guten Herrn ins Leben zurückriefe.

Der Eine verlangte Essig, um ihm die Schläfen einzureiben, der Andere einen Schlüssel, um ihn dem Patienten hinter den Rücken zu halten, der Dritte ein Stückchen Holz, um ihn damit in

die Hände zu schlagen, der vierte Schwefel, um denselben unter der Nase des Kranken zu verbrennen.

Mitten unter all diesen sich durchkreuzenden Vorschlägen hörte man den kleinen Engoulevant rufen: »So wahr Gott im Himmel lebt, wir brauchen das alles nicht, sondern nur eine Ziege. Ach wenn wir nur eine Ziege hätten!«

»Eine Ziege!« rief Thibault, der aufrichtig die Genesung des Herrn Jean wünschte, weil er dadurch sein Gewissen von der Hälfte der Last, die ihn bedrückte, zu befreien und seine arme Hütte vor Plünderung zu schützen hoffte.

»Ei wie! solltet Ihr wirklich eine Ziege besitzen?« rief Engoulevant. »Ach, liebe Freunde, dann ist unser theurer Herr gerettet.«

Und voll Entzücken sprang Engoulevant dem Holzschuhmacher an den Hals, mit den Worten:

»Bringt Eure Ziege her, bringt Eure Ziege her!«

Thibault ging in den Stall und zog das Thier nach, das ihm blöckend folgte.

»Haltet sie fest an den Hörnern,« sagte der kleine Hundejunge, »und hebet ihre Vordertatze in die Höhe.«

So sprechend hatte der angehende Jägersmann das Messerchen, das er im Gürtel trug, aus seiner Scheide gezogen und schärfte es sorgfältig an dem Schleifstein, woran Thibault sein Handwerkszeug wetzte.

»Was wollt Ihr denn machen?« fragte der Holzschuhmacher, den diese Vorbereitungen nicht wenig beunruhigten.

»Ei wie?« sagte Engoulevant, »wißt Ihr denn nicht, daß die Ziegen ein kreuzförmiges Beinchen im Herzen haben, das, zu Pulver zerrieben, das beste Mittel gegen den Blutsturz ist?«

»Ihr wollt meine Ziege umbringen?« rief Thibault, indem er auf einmal das Horn und die Pfote des armen Thieres losließ; »das dulde ich nicht.«

»Pfui doch!« sagte Engoulevant, »das ist nicht schön von Euch, Herr Thibault. Wie könnt Ihr das Leben unseres guten Herrn und das Leben dieses elenden Thieres auf die gleiche Linie stellen! Wahrhaftig, ich schäme mich für Euch.«

»Ihr habt gut schwatzen. Die Ziege bildet mein ganzes Vermögen, sie ist all mein Hab' und Gut. Sie versorgt mich mit Milch, und darum ist sie mir theuer und werth.«

»Ach Herr Thibault, das Alles kann Euch nicht Ernst sein, und zum Glück hört Euch der Herr Baron nicht, denn sonst würde es ihn schwer betrüben, daß ein Bauer auf solche Art merken kann, wenn es sich um die kostbare Gesundheit des edlen Herrn handelt.«

»Ueberdies,« bemerkte einer der Rüdenknechte mit spöttischem Lachen, »wenn Meister Thibault seine Ziege so hoch im Preise hält, daß nur der gnädige Herr sie bezahlen kann, so wird ihn Nichts hindern, aufs Schloß Vez zu kommen und diesen Preis zu verlangen. Man wird ihm denselben sammt dem Rest von seiner gestrigen Rechnung ausbezahlen.«

Thibault war nicht der Stärkere, wenn er nicht von Neuem den Teufel um Hilfe anrief.

Aber er hatte kaum erst vom Herrn Satan eine so schöne Lection erhalten, daß er wenigstens für heute keinen ähnlichen Freundschaftsdienst mehr von ihm beehrte.

Er hatte also für den Augenblick nur eine einzige Sorge: nämlich keinem von allen Anwesenden etwas Böses zu wünschen.

Ein Mensch todt, ein anderer im Sterben, das war ihm eine genügende Warnung.



So kam es denn, daß er, obschon die Anwesenden ohne Unterschied entweder drohende oder spöttische Gesichter gegen ihn schnitten, seine Blicke von ihnen abwandte, um sich nicht darüber ärgern zu müssen.

Während er wegschaute, wurde die Ziege umgebracht, und er erfuhr die Todesqualen des armen Thieres nur aus dem Schmerzensschrei den es ausstieß.

Als die Ziege todt war, suchte man in ihrem noch zuckenden Herzen nach dem Beinchen, von welchem Engoulevent gesprochen hatte.

Man nahm es, zerrieb es zu Pulver, verdünnte es mit Essig, in welchen man dreizehn Tropfen ans der Gallenblase geträufelt hatte, und rührte dann das Ganze mit dem Kreuz eines Rosenkranzes in einem Glas Wasser um; hierauf brach man Herrn Jean mit einer Dolchklinge die Zähne auf und goß ihm die Mixtur ganz sachte ein.

Der Trank wirkte schnell und wahrhaft wunderbar.

Herr Jean nieste, setzte sich aufrecht und sagte mit einer etwas stockendem aber doch bereits verständlichen Stimme:

»Gebt mir zu trinken!«

Engoulevent reichte ihm Wasser in einem hölzernen Becher, einem Erbstück, auf welches sich Thibault gewaltig viel einbildete.

Aber kaum hatte der Baron seine Lippen damit geneigt, kaum hatte er bemerkt, welche abscheuliche Flüssigkeit man sich unterstanden ihm zu bieten, so stieß er ein höchst Bedeutsames Pfui aus und schleuderte den Becher mit aller Macht: an die Wand, so daß er in tausend Scherben zerflog.

Dann rief er mit einer vollen und wohltönenden Stimme, die seine vollkommene Genesung verrieth:

»Wein her!«

Einer der Rüdenknechte schwang sich aus sein Roß und jagte nach dem Schloß von Oigny, um den Burgherrn um einige Flaschen alten Burgunder zu bitten.

Nach zehn Minuten war er wieder da.

Man öffnete zwei Flaschen, welche der edle Herr Jean, in Ermangelung von Gläsern, ohne langen Umschweif an den Mund setzte und eine um die andere auf einen einzigen Zug leerte.

Dann drehte er sich gegen die Wand, indem er vor sich hin tummelte:

»Macon, 1745er!«

Und er versank in einen tiefen Schlaf.

---

## VI.

### *Das Haar des Teufels.*

Die Knechte waren jetzt über die Gesundheit ihres Herrn beruhigt und brachen also auf, um die Hunde zu suchen, denen man die Jagd allein überlassen hatte.

Sie fanden dieselben schlafend auf einem von Blut gerötheten Platze.

Es war klar, daß sie den Damhirsch eingeholt, erwischt und aufgeessen hatten; wäre noch ein Zweifel daran möglich gewesen, so hätte er Angesichts des Geweihs und eines Restes vom Kiefer, der einzigen Körpertheile, welche sie nicht hatten zermalmen und vertilgen können, schwinden müssen.

Jedenfalls waren sie die einzigen Jagdgenossen welche Ursache hatten, mit ihrem Tag zufrieden zu sein.

Man führte sie in Thibaults Stall, und da der Baron noch immer schlief, so dachten die Jäger an ein Abendbrod.

Sie bemächtigten sich des Brodes, das der arme Teufel in seinem Kasten hatte, brien die Ziege und luden Thibault höflich zur Theilnahme an diesem Mahle ein, dessen Kosten er bestreiten mußte.

Thibault lehnte die Einladung ab unter dem scheinbaren Vorwand, daß er sich immer noch nicht von der tiefen Gemüthsbewegung erholt habe, welche Markotte's Tod und der Unfall des Barons ihm verursacht.

Er las die Trümmer seines schönen Bechers auf, und nachdem er sich genau versichert, daß es vergebliche Mühe wäre, ihn wieder zusammensetzen zu wollen, stellte er Betrachtungen darüber an, was er wohl thun könnte, um so schnell als möglich aus dem elenden Leben hinauszukommen, das ihm die zwei letzten Tage unerträglicher als je machten.

Das erste Bild, das vor sein geistiges Auge trat, war Agnelette.

Wie die Kinder im Traum schöne Engel kommen sehen, so sah er Agnelette immer in ganz weißer Kleidung und mit großen weißen Flügeln über einen blauen Himmel hingleiten. Sie sah ganz selig aus, gab ihm ein Zeichen, ihr zu folgen, und sagte:

»Diejenigen, die mit mir kommen, werden selig sein.«

Aber dieser lieblichen Erscheinung antwortete Thibault mit Kopfschütteln und Achselzucken, als wollte er sagen:

»Ja, ja, Agnelette, ich erkenne Dich wohl, Du bist's. Gestern konnte ich Dir wohl nachlaufen, aber heute, wo ich wie ein König über Leben und Tod gebiete, habe ich nicht im Sinn, um einer Liebe willen, die kaum einen Tag alt ist und noch ihr erstes Wörtchen lallt, dumme Streiche zu machen. Wenn ich Dein Mann würde, meine gute Agnelette, so würden wir uns nicht von den bitteren Nöthen des Lebens befreien, sondern vielmehr die Last, die uns beide gleich sehr bedrückt, verdoppeln und verdreifachen. Nein, Agnelette, nein! Du gäbest ein allerliebstes Schätzchen, aber zur Frau brauche ich eine, die ebenso viele Thaler ins Haus mitbringt, als meine Macht werth ist.«

Sein Gewissen sagte ihm allerdings, daß es Agnelette gegenüber eine förmliche Verpflichtung

eingegangen habe, aber er antwortete sich, es geschehe ja im Interesse des holden Geschöpfes selbst, wenn er diese Verbindlichkeit nicht einhalte.

»Ich bin ein ehrlicher Mann,« murmelte er leise, »und ich muß meine persönlichen Wünsche dem Glück des theuren Kindes opfern. Ueberdies ist sie jung, hübsch und klug genug, um ein weit besseres Loos zu finden, als sie an der Seite eines simpeln Holzschuhmachers zu erwarten hätte.«

Aus all diesen Erwägungen ging für Thibault der Schluß hervor, daß er die lächerlichen Versprechungen von gestern in die Winde streuen und ein Eheversprechen, daß nur die zitternden Blätter der Birken und die Haideröslein zu Zeugen gehabt, als nichtgegeben betrachten müsse.

Ueberdies befand sich in der Mühle von Coholles eine schöne Müllerin, deren Bild dem neuen Entschlusse Thibaults nicht ganz fremd war.

Sie war eine junge Wittve von sechs bis achtundzwanzig Jahren, frisch und rund, mit schalkhaften, herausfordernden Augen.

Dabei galt sie für die reichste Partie in der ganzen Umgegend, denn ihre Mühle feierte niemals, und sie paßte, wie man sieht, in allen Beziehungen besser für Thibault.

In anderen Zeiten würde Thibault es nie gewagt haben, seine Blicke bis zu Madame Polet zu erheben.

So hieß die Müllerin, deren Name sich jetzt zum ersten Mal unter unserer Feder befindet.

Und in der That trat die Trägerin dieses Namens jetzt zum ersten Male ernstlich vor das geistige Auge unseres Helden.

Er wunderte sich selbst höchlich darüber, daß er nicht schon früher an die schöne Müllerin gedacht, und er sagte sich, daß er zwar an sie gedacht habe, aber ohne alle Hoffnung, während er es jetzt, da er sich der Gönnerschaft des Wolfes und durch ihn einer bereits erprobten übernatürlichen Macht erfreute, für kinderleicht hielt, alle seine Mitbewerber zu Verdrängen und zu seinem Ziel zu gelangen.

Man sagte allerdings, die Müllerin von Coyolles sei ein wenig böse und zänkisch.

Aber der Holzschuhmacher dachte, daß er mit dem Teufel in seinem Aermel sich wohl nicht viel um den bösen Geist, den armseligen kleinen Dämon zweiten Ranges, welcher der Frau Wittve Polet im Leib stecken könne, zu kümmern brauche.

Als daher der Tag kam, war Thibault entschlossen, sich nach Coyolles zu begeben, denn alle diese Visionen waren natürlich bei Nacht aufgetreten.

Herr Jean erwachte mit dem ersten Sang der Grasmücke Er hatte sich von seinem gestrigen Unwohlsein vollkommen erholt, er brachte seine Leute durch derbe Peitschenhiebe schnell auf die Beine, und nachdem er Markotte's Leichnam nach dem Schloß Vez abgeschickt, beschloß er, nicht unverrichteter Dinge nach Hause zurückzukehren, sondern ein wildes Schwein zu jagen, wie wenn sich am vorhergehenden Tag gar nichts Außerordentliches zugetragen hätte.

Endlich, gegen sechs Uhr Morgens, zog er ab, nachdem er Thibault seines Dankes für die gute Gastfreundschaft versichert, die er selbst, seine Hunde und seine Leute in dieser armen Hütte genossen; er schwur sogar, daß er aus Rücksicht darauf Alles verzeihen wolle, was der Holzschuhmacher sonst gegen ihn verschuldet haben möge.

Man kann sich denken, daß Thibault ohne sonderlichen Schmerz Herrn, Hunde und Leute scheiden sah.

Als sodann Herr, Hunde und Leute fort waren, betrachtete er eine Weile sein ausgeplündertes Häuschen, seine leere Mulde, seine zerbrochenen Möbel, seinen verödeten Stall, den mit Trümmern übersäeten Boden.

Aber er sagte sich, dies sei die natürliche Folge vom Besuch eines großen Herrn, und die Zukunft erschien ihm zu leuchtend, als daß er sich lange bei diesem Anblick hätte aushalten sollen.

Er zog seine Sonntagskleider an, putzte sich so zierlich als möglich heraus, aß zu seinem letzten Stück Brod den letzten Brocken von seiner Ziege, trank ein großes Glas Quellwasser und machte sich aus den Weg nach Coyolles.

Thibault war fest entschlossen, heute noch sein Heil bei Madame Polet zu versuchen.

Ei: brach also gegen neun Uhr Morgens auf.

Der kürzeste Weg nach Coyolles führte über Oigny und Pisseleux.

Wie kam es seht, daß Thibault, der den ganzen Wald von Villers-Coterets so gut kannte, wie ein Schneider die Taschen kennt, die er gemacht hat, wie kam es, daß Thibault den eine gute halbe Stunde längeren Weg nach Chretiennelle einschlug?.

Das kam daher, daß dieser Weg von Chretiennelle ihn zu dem Platz führte, wo er Agnelette zum ersten Mal gesehen hatte, und daß, wenn er auch auf Berechnung nach der Mühle von Coyolles ging, sein Herz ihn nach Preciamont zog.

Und in der That bemerkte er unweit von Forté-Milon am Rand des Weges die schöne Agnelette, die für ihre Ziegen Gras holte.

Er hätte ganz leicht ungesehen vorbeigehen können, denn sie kehrte ihm den Rücken zu.

Aber der Teufel versuchte ihn, und so ging er gerade auf sie zu.

Agnelette ihrerseits, die sich gebückt hatte, um mit ihrer Sichel Gras abzuschneiden, schaute, als sie Jemand kommen hörte, auf und erkannte Thibault.

Sie erröthete.

Zugleich aber breitete sich ein vergnügtes Lächeln über ihr ganzes Gesicht, was deutlich genug bewies, daß in diesem Erröthen keine Feindseligkeit gegen Thibault lag.

»Ah!« sagte sie, »Ihr seid da; ich habe heute Nacht viel an Euch gedacht und viel für Euch gebetet.«

Thibault erinnerte sich seht wirklich, daß er selbst in seinen Träumen Agnelette gesehen hatte, wie sie mit gefalteten Händen, in weißem Kleid und mit Engelsflügeln, in den Himmel fuhr.

»Und warum habt Ihr an mich gedacht und für mich gebettet, mein schönes Kind? « fragte Thibault so unbefangen, wie nur irgend ein junger Herr vom Hofe des Prinzen hätte thun können.

Agnelette sah ihn mit ihren großen himmelblauen Augen an.

Ich habe an Euch gedacht, weil ich Euch liebe, Thibault,« sagte sie; »ich habe für Euch gebetet, weil ich das Unglück, das dem Herrn Jean und seinem Rüdenknecht zustieß, wie auch die ganze Verlegenheit sah, die für Euch daraus erwuchs. Ach! hätte ich nur auf mein Herz hören wollen, ich wäre so gern zu Euch gelaufen, um Euch zu helfen.«

»Ihr hättet kommen sollen, Agnelette; Ihr hättet lustige Gesellschaft getroffen, das kann ich Euch versichern.«

»O das hätte ich nicht gesucht, Herr Thibault, ich hätte Euch bloß beistehen mögen, um sie zu empfangen. Ach! aber was bedeutet denn dieser schöne Ring, den Ihr am Finger habt, Herr

Thibault?

Und das Mädchen deutete aus den Ring, welchen Thibault vom Wolf erhalten hatte.

Dem Holzschuhmacher lief es eiskalt durch die Adern.

»Dieses Ring?« sagte er.

»Ja, dieser Ring?«

Als Agnelette sah, daß Thibault nicht mit der Sprache herausrücken wollte, wandte sie sich ab und stieß einen Seufzer aus.

»Ohne Zweifel ein Geschenk von irgend einer schönen Dame?« murmelte sie.

»Ihr täuscht Euch, Agnelette,« versetzte Thibault mit der Dreistigkeit eines vollendeten Lügners:

»das ist unser Verlobungsring, den ich gestern gekauft habe, um ihn an unserem Hochzeittag an Euern Finger zu stecken.«

Agnelette schüttelte traurig den Kopf.

»Warum saget Ihr mir nicht die Wahrheit, Herr Thibault?« fragte sie.

»Ich sage sie Euch ja, Agnelette.«

»Nein.«

Und sie schüttelte ihren Köpf noch trauriger.

»Warum, glaubet Ihr, daß ich lüge?«

»Weil dieses: Ring so groß ist, daß man zwei von meinen Fingern hineinstecken könnte.«

In« der That war Thibaults Finger so dick wie zwei Finger des Mädchens.

»Wenn er zu groß ist, Agnelette,« sagte er, »so lassen wir ihn kleiner machen.«

»Adieu, Herr Thibault.«

»Wieso, Adieu?«

»Ja.«

»Ihr geht?«

»Ja.«

»Und warum, Agnelette?«

»Weil ich die Lügner nicht liebe.«

Thibault suchte nach einem Schwur, um Agnelette zu beruhigen, aber er konnte keinen finden.

»Hört,« sagte Agnelette mit Thränen in den Augen, denn es kostete sie große Selbstüberwindung zu gehen, »wenn dieser Ring wirklich für mich bestimmt ist . . . «

»Ich schwöre es Euch.«

»Nun, so gebt ihn mir bis zu unserem Hochzeittag in Verwahrung, und dann will ich ihn Euch heimgehen, damit Ihr ihn einsegnen lasset.

»Ich würde ihn Euch von Herzen gern geben, Agnelette,« antwortete Thibault; »aber ich will ihn an Eurer schönen Hand sehen. Ihr habt mir eine sehr richtige Bemerkung gemacht, nämlich daß er Euch zu weit sei. Ich gehe heute nach Villers-Coterets, wir wollen sogleich das Maß Eures Fingers nehmen, und dann lasse ich den Ring von Herrn Dugué dem Goldschmied, kleiner machen.«

Das Lächeln erschien wieder auf Agnelette's Lippen, und die Thränen trockneten sich plötzlich in ihren Augen.

Sie bot Thibault ihr Händchen hin.

Thibault nahm die Hand einen Augenblick zwischen die seinigen, drehte sie um und um, und drückte dann einen Kuß darauf.

»O,« sagte Agnelette, »küsst doch meine Hand nicht so, sie ist nicht schön genug, Herr Thibault.«

»So gebt mir etwas Anderes.«

Agnelette bot ihm ihre Stirne dar.

Dann sagte sie mit kindlichem Vergnügen:

»Laßt laßt mich den Ring sehen.«

Thibault zog den Ring vom Finger und wollte ihn lachend an Agnelettes Daumen stecken.

Aber zu seiner Verwunderung zeigte sich, daß der Ring zu eng war und nicht über das zweite Glied hinauskam.

»Ei, ei,« sagte Thibault, »wer hätte das gedacht?«

Agnelette lachte,

»Ja der That,« sagte sie, »das ist sonderbar.«

Thibault versuchte den Ring an Agnelette's Zeigefinger.

Der Ring ging da ebenso wenig hinein als in den Daumen.

Jetzt probirte es Thibault mit dem Mittelfinger.

Es war, als verengere sich der Ring nach Bedürfniß, um diese jungfräuliche Hand nicht zu beschmutzen.

Nach dem Mittelfinger wollte Thibault den Ring an den Goldfinger stecken.

Er trug ihn ebenfalls an diesem.

Dieselbe Unmöglichkeit wie bei den andern Fingern.

Während dieser Versuche spürte Thibault, wie Agnelette's Hand in der seinigen zitterte, und der Schweiß rann ihm von der Stirne, als hätte er die ermüdendste Arbeit vollbracht.

Er sah ein, daß irgend eine Teufelei dahinter steckte.

Endlich versuchte er es noch mit Agnelette's kleinem Finger.

Dieser kleine Finger, beinahe durchsichtig und so dünn, daß der Ring ebenso leicht um ihn herum spielen mußte, wie ein Armband um den Finger Thibaults, dieser kleine Finger konnte, trotz aller Anstrengungen Agnelette's, nicht in den Ring kommen.

»Ach, Herr Thibault.« rief das Kind, »was soll das Alles bedeuten, mein Gott?«

»Satansring, geh' zum Satan zurück!« rief Thibault.

Und er schleuderte den Ring gegen einen Felsen, in der Hoffnung, daß er zerbrechen würde.

Der Ring gab Feuer, wie wenn Thibault mit dem Fuß an den Granit gestoßen hätte, prallte gegen ihn zurück und steckte sich von selbst wieder an seinen Finger.

Agnelette sah diese Bewegungen des Ringes und betrachtete Thibault mit Entsetzen.

»Nun,« fragte Thibault, der es jetzt mit Keckheit versuchen wollte, »was gibt?«

Agnelette antwortete nicht.

Sie betrachtete ihn bloß mit immer größerer Angst.

Thibault wußte nicht, warum sie ihn so ansah.

Aber sie erhob langsam ihre Hand bis zu Thibaults Kopf, streckte den Finger aus und sagte:

»Ach Herr Thibault, ach Herr Thibault, was habt Ihr denn da?«

»Wo?« fragte Thibault.

»Da! Da!« rief Agnelette, indem sie immer blässer wurde.

»Wo denn?« rief der Holzschuhmacher, auf den Boden stampfend. »Sagt was Ihr sehet.«

Aber statt zu antworten, hielt Agnelette ihre Hände vor die Augen, stieß dann einen Angstschrei aus und entfloh, so schnell sie konnte.

Thibault war von dem ganzen Vorgang dermaßen verblüfft, daß er nicht einmal einen Versuch machte, ihr zu folgen.

Er blieb unbeweglich, stumm, vernichtet auf dem Platze stehen.

Was hatte denn Agnelette so Erschreckliches gesehen und was bezeichnete sie mit ihrem Finger?

War es das Zeichen, das Gott dem ersten Mörder auf die Stirne gedrückt?

Warum nicht? Hatte Thibault nicht, gleich Cain, einen Menschen getötet, und hatte nicht der Pfarrer von Oigny in seiner letzten Predigt gesagt, daß alle Menschen Brüder seien?

Diese Ungewißheit peinigte Thibault.

Er mußte vor allen Dingen erfahren, was Agnelette so sehr erschreckt hatte.

Thibault beschloß nach Bourg-Fontaine zu gehen und sich in einem Spiegel zu betrachten.

Aber wenn er wirklich mit dem unseligen Zeichen gestempelt war, und wenn dieses unselige Zeichen noch von andern Leuten als von Agnelette gesehen wurde?

Nein, er mußte ein anderes Mittel ausfindig machen.

Er konnte allerdings seinen Hut tief in die Stirne drücken, in aller Eile nach Oigny zurückgehen und sich in einem Trümmer seines Spiegels betrachten.

Aber der Weg war sehr lang.

Hundert Schritte von da befand sich eine krystallquelle Quelle, welche die Teiche von Baisemont und von Bourg mit Wasser versah.

Thibault konnte sich darin so gut besehen, wie in dem feinsten Spiegel von Saint-Gobain.

Er kniete am Rand der Quelle nieder und betrachtete sich.

Er hatte noch immer dieselben Augen, dieselbe Nase, denselben Mund, und nicht das geringste Zeichen auf der Stirne.

Thibault athmete neu auf.

Aber Etwas mußte doch jedenfalls da sein. Agnelette hatte sich offenbar nicht ohne allen Grund so geängstigt.

Thibault beugte sich etwas mehr über den Krystall der Quelle hin.

Jetzt bemerkte er mitten in seinen Haaren etwas Glänzendes, was in den schwarzen Locken funkelte und auf feine Stirne herabfiel - Er beugte sich noch mehr über.

Es war ein rothes Haar, das er bemerkt hatte.

Aber es war ein eigentümliches Roth: weder röthlich blond, noch möhrenartig, weder die Schattirung Ochsenblut, noch das eigentliche Hochroth.

Es war ein blutiges Roth, das die Farbe und den Glanz der hellsten Flamme hatte.

Ohne sich lange den Kopf zu zerbrechen, durch welches Wunder ein Haar von so ungewöhnlicher Farbe hier habe wachsen können, versuchte Thibault es auszureißen.

Er ließ die Locke, in welcher das furchtbare rothe Haar funkelte, bis auf die Wasserfläche herabhängen, faßte sie sachte zwischen den Daumen und den Zeigefinger, und zerrte dann heftig daran.

Das Haar leistete Widerstand.

Thibault dachte, er habe es nicht fest genug gefaßt, und ergriff ein anderes Mittel.

Er wickelte das Haar um seinen Finger und zerrte mit aller Kraft.

Das Haar ritzte die Fingerhaut auf, gab aber nicht nach.

Thibault wickelte das widerspenstige Haar um zwei Finger und zerrte.

Das Haar hob die Kopfhaut in die Höhe, bewegte sich aber eben so wenig als die Eiche, die ihre schattigen Zweige über der Quelle ausbreitete.

Thibault dachte zuerst daran, seinen Weg nach Coyolles fortzusetzen, denn er sagte zu sich selbst, daß doch wohl die zweideutige Schattirung eines einzigen Haares seine Heirathspläne nicht vereiteln könnte.

Aber dieses unglückselige Haar neckte und quälte ihn, denn es flitterte ihm beständig vor den Augen mit dem tausendfachen blendenden Schimmer, welchen die Flamme mit sich bringt, wenn sie von einem Feuerbrand auf den andern hüpfet.

Endlich riß ihm die Geduld.

Er stampfte mit dem Fuß und rief:

»Tausend Teufel, ich bin noch nicht so weit von meiner Wohnung entfernt, und ich will mit diesem gottverfluchten Haar schon fertig werden.«

Er ging in großer Hast zurück trat in seine Hütte, fand sein Haar wieder, indem er sich in seinem Spiegeltrümmer besah, nahm eine Tischlerscheere, erfaßte damit das Haar so nahe als möglich beim Kopf, brachte Haar und Scheere in dieser Lage auf seinen Werk Tisch und drückte mit aller Kraft auf die Scheere.

Diese schnitt tief in das Holz des Werk Tisches, aber das Haar blieb unversehrt.

Er wiederholte sein Manöver, nahm aber diesmal einen Klöpfel, fuhr mit seinem Arm bis über seinen Kopf empor und schlug einmal ums andere auf die Scheere.

Aber Alles das half Nichts.

Er bemerkte blos, daß die Schneide seiner Scheere eine kleine Scharte just von der Breite eines Haares bekommen hatte.

Thibault seufzte und begriff, daß dieses Haar, der Preis des Wunsches, den er gethan, dem schwarzen Wolf gehöre. Er verzichtete also auf sein Vorhaben.

---



## VII.

### *Der Mühlknecht.*

Als Thibault sah, daß er das verwünschte Haar weder abschneiden noch ausraufen konnte, so beschloß er es so gut wie möglich unter den andern zu verstecken. Vielleicht sah nicht Jedermann so scharf wie Agnelette. Im Uebrigen besaß Thibault, wie wir bereits gesagt haben, ein sehr schönes schwarzes Haar, und durch einen Scheitel auf der Seite, sowie durch eine gewisse Frisur hoffte er das einzelne Unglückshaar unbemerktbar zu machen.

Wie beneidete er die jungen Herrn, die er am Hof der Frau von Maintenon gesehen hatte, und welche Puder trugen, unter dem sie jede beliebige Haarfarbe verstecken konnten!

Leider war es unmöglich, Puder zu tragen: die Luxusgesetze des Augenblicks gestatteten es nicht.

Nachdem Thibault vermöge einer geschickten Führung des Kammes sein rothes Haar glücklich unter den andern verborgen hatte, beschloß er der schönen Müllerin seinen Besuch abzustatten.

Nur suchte er diesmal einer Begegnung mit Agnelette auszuweichen und hütete sich also wohl, denselben Weg wieder einzuschlagen; statt sich links zu halten, hielt er sich rechts.

So geschah es, daß er auf die Straße von Ferté-Milon kam und sodann einen Fußweg durch die Felder einschlug, der ihn geradezu nach Pisseleux führte.

Von da ging er in das Thal hinab, das nach Coyolles führt.

Kaum war er fünf Minuten in demselben, als er vor sich, zwei kornbeladene Esel treibend, einen großen Burschen wahrte, den er als seinen Vetter Landry erkannte.

Vetter Landry war der erste Mühlknecht bei der schönen Müllerin.

Da Thibault die Wittve Polet noch nicht persönlich kannte, so hatte er darauf gerechnet, daß Landry ihn in der Mühle vorstellen würde.

Er betrachtete also dieses Zusammentreffen als ein großes Glück.

Thibault verdoppelte seine Schritte und hatte Landry bald eingeholt.

Als dieser Fußritte hinter den seinigen hörte, drehte er sich um und erkannte Thibault.

Thibault, der in Landry immer einen fröhlichen Cumpan gefunden hatte, war ganz erstaunt, als er diesmal ein trauriges und verdrießliches Gesicht zu schauen bekam.

Landry blieb stehen, während seine Esel weiter liefen, und erwartete Thibault.

Dieser redete den Andern zuerst an.

»Nun, nun, Vetter Landry,« fragte er, »was soll das bedeuten? Ich hänge heute mein Handwerk an den Nagel, um einen Vetter und Freund zu begrüßen, den ich schon über sechs Wochen nicht mehr gesehen habe, und jetzt machst Du mir ein solches Gesicht?«

»Ach nein, mein guter Thibault,« antwortete Landry, »glaube das nicht. Ich mache mein ganz gewöhnliches Gesicht, und dennoch bin ich, Du magst es nun glauben oder nicht, im Grunde sehr erfreut Dich zu sehen.«

»Im Grund, ja, aber nicht auf der Oberfläche.«

»Wie so?«

»Weil Du Deine Freude in einem Ton äüßerst, womit Du den Teufel in die Hölle zurückjagen könntest. Sonst, mein lieber Landry, warst Du lustig und munter, wie das Ticketack Deiner Mühle, das Du beständig mit Deinen Liedern accompagnirtest; aber jetzt bist Du trübselig wie ein Kirchhofkreuz. Zum Henker, treibt denn das Wasser Deinen Mühlstein nicht mehr herum?«

»O freilich, Thibault, an Wasser fehlt es nicht; im Gegentheile, daß Wasser kommt besser als je, und die Schleuse laßt uns nie im Stich; aber, siehst Du, statt des Kornes ist mein Herz, jetzt unter dem Mühlstein, und dieser Mühlstein geht so gut und so fest herum, daß mein Herz ganz zermalmt ist und Nichts als Staub davon übrig bleibt.«

»Fühlst Du Dich denn so unglücklich in der Mühle der Polet?«

»Ach wollte Gott, ich wäre unter das Mühlrad gefallen, als ich sie zum ersten Mal betrat!«

»Wahrhaftig, Du erschreckst mich, Landry. Erzähle nur Deine Leiden, mein Junge.«

Landry stieß einen schweren Seufzer aus.

»Wir sind Geschwisterkinder,« fuhr Thibault fort, »und beim Teufel, wenn ich auch zu arm bin, um Dir ein paar Thaler leihen zu können, falls Du in einer Geldverlegenheit bist, so kann ich Dir doch vielleicht einen guten Rath ertheilen, wenn Du Herzenskummer hast.«

»Dank, Thibault; aber was ich habe, da kann weder guter Rath noch Geld helfen«

»So sag« mir's doch; man macht sich das Herz immer leichter, wenn man seinen Kummer erzählt.«

»Nein, nein, Du magst mir zureden, so lange Du willst, ich werde es nicht sagen.«

Thibault lachte.

»Du lachst? « fragte ihn Landry verwundert und beleidigt zugleich; »Du lachst über meinen Kummer!«

»Nein, Landry, ich lache nicht über Deinen Kummer, sondern bloß darüber, daß Du meinst, Du könntest mir die Ursache desselben verbergen, während sie doch ganz leicht zu errathen ist.«

»Nun, so rathe einmal.«

»Du bist verliebt, bei Gott! Das ist sehr leicht zu merken.«

»Ich verliebt?« rief Landry. »Woher hast Du dieses Lüge?«

»Es ist keine Lüge, sondern die klare Wahrheit.«

Landry stieß einen zweiten Seufzer aus, der noch verzweiflungsvoller war als der erste.

»Nun ja,« sagte er, »es ist wahr, ich bin verliebt.«

»Gestehst Du es doch endlich?« sagte Thibault, nicht ohne ein gewisses Herzklopfen, denn er ahnte in seinem Vetter einen Nebenbuhler. »Und in wen bist Du verliebt?«

»In wen ich verliebt bin?«

»Ja, das frage ich Dich.«

»Was das betrifft, Vetter Thibault, so kannst Du mir eher das Herz aus der Brust reißen, als daß ich Dir's sage.«

»Du hast mir's ja schon gesagt.«

»Wie kannst Du das behaupten?« rief Landry, « indem er den Holzschuhmacher starr ansah.

»Allerdings.«

»Das möchte ich doch sehen.«

»Hast Du nicht gesagt, es wäre besser gewesen, Du wärest an dem Tag, wo Du bei der Polet Arbeit suchtest, unter das Mühlrad gefallen, als daß sie Dich als Oberknecht annahm? Du bist unglücklich in der Mühle, Du bist verliebt, also bist Du in die Müllerin verliebt, und diese Liebe macht Dich unglücklich.«

»Ach, schweige doch, Thibault! Wenn sie uns hörte!«

»Wie soll sie uns hören können, wenn sie nicht anders die Kunst bellt, sich unsichtbar zu machen oder sich in einen Schmetterling oder eine Blume zu verwandeln?«

»Gleichviel, Thibault, schweig!«

»Ist sie denn so streng, die Müllerin? Hat sie denn gar kein Mitleid mit Deiner Verzweiflung, armer Junge?« fuhr Thibault fort.

Aus diesen scheinbar vom reinsten Mitgefühl eingegebenen Worten ließ sich allerdings ein gewisses Vergnügen, ein gewisser Spott heraushören.

Landry aber war nicht der Mann dazu.

»Ach ja, ich glaub's wohl, daß sie streng ist,« klagte er. »Im Anfang hatte ich mir eingebildet, daß sie meine Liebe nicht verschmähe; den ganzen Tag verschlang ich sie mit den Augen, und von Zeit zu Zeit ließ auch sie ihren Blick auf mir haften, und wenn sie mich angesehen hatte, so lächelte sie. Ach mein lieber Thibault, es that mir so wohl, wenn sie mich so ansah und anlächelte. Mein Gott, warum habe ich mich nicht immer damit begnügt?«

»Das ist ganz natürlich,« erklärte Thibault als Philosoph, »der Mensch ist unersättlich.«

»Ach ja, ich habe ganz vergessen, daß sie vornehmer ist als ich, und ich habe gesprochen. Da ist Frau Polet in großen Zorn gerathen; sie hat mich einen armseligen Lumpen und einen Unverschämten Kerl geheißen, und hat gesagt, in der nächsten Wache werde sie mich aus dem Hause werfen.«

»Uf!« sagte Thibault, »und wie lange ist es her?«

»Ungefähr drei Wochen«

»Und die nächste Woche ist also immer noch nicht gekommen? « fragte der Holzschuhmacher, der sich auf Weiberherzen besser verstand als sein Vetter Landry, und bei dem seine auf einen Augenblick zum Schweigen gebrachten Besorgnisse sich wieder einstellten.

Dann sagte er nach einer kurzen Pause:

»Es hat keine Gefahr, Du bist nicht so unglücklich, als ich glaubte.«

»Nicht so unglücklich, als Du glaubtest?«

»Nein.«

»Ach, wenn Du wüßtest, was ich für ein Leben führe! Kein Blick, kein Lächeln mehr. Wenn sie mir begegnet, wendet sie sich ab, und wenn ich ihr über einen Vorfall in der Mühle zu berichten habe, so hört sie mich mit so höhnischer Miene an, daß ich, statt von Kleie, Korn, Roggen, Gerste oder Hafer, von Mehl und Nachmehl zu sprechen, weinen muß, und dann sagt sie in so drohendem Tone: *Gib Acht!* zu mir, daß ich davon laufe und mich schnell hinter meinen Mehlbeuteln verstecke.«

»Aber warum muß Du Dir auch gerade Deine Meisterin aussuchen? Es fehlt ja im Bezirk nicht an Mädchen, die seelenfroh wären, wenn sie Dich zum Liebhaber hätten.«

»Ach, ich kann wahrhaftig Nichts dafür, daß ich mich in sie verliebt habe.«

»Such' Dir eine Andere und Denk« nicht mehr an sie.«

»Ich kann nicht.«

»Probir's einmal. Gib Acht, sobald die Müllerin sieht, daß Du Dein Herz einer Andern schenkst, so wird sie eifersüchtig, und dann wird sie Dir ebenso nachlaufen, wie Du jetzt ihr nachläufst. Diese Weiber sind so eigen!'

»O wenn ich das hoffen könnte, so würde ich's sogleich versuchen . . . obschon jetzt . . .«

Und Landry schüttelte den Kopf.

»Nun, was jetzt?«

»Obschon jetzt nach dem, was vorgefallen ist, Alles doch vergeblich wäre.«

»Was ist denn vorgefallen?« fragte Thibault, der Alles wissen wollte.

»O Nichts,« antwortete Landry, »ich wage es gar nicht davon zu sprechen.«

»Warum?«

»Weil man, wie die Leute bei uns sagen, das Unglück nicht wecken soll, wenn es schläft.«

Thibault würde darauf bestanden haben, zu erfahren, welches Unglück Landry meinte, aber sie waren schon nahe bei der Mühle, und eine Erklärung würde also, vorausgesetzt, daß sie begonnen hätte, in keinem Fall ihr Ende erreicht haben.

Aber Thibault glaubte genug zu wissen.

Landry liebte die schöne Müllerin, aber die schöne Müllerin liebte Landry nicht.

Und in der That schien ihm ein solcher Nebenbuhler nicht sehr gefährlich.

Er verglich mit einem gewissen Stolz und nicht ohne innere Befriedigung das kindische, läppische Aussehen seines Veters, eines Bürschchens von achtzehn Jahren, mit seinen fünf Fuß sechs Zoll und seinem schlanken Wuchs, eine Vergleichung, die ihn ganz natürlich zu der Ueberzeugung führte, daß, wenn Madame Polet auch nur einigen Geschmack besitze, die Erfolglosigkeit Landry's unfehlbar seinen eigenen Sieg herbeiführen müsse.

Die Mühle von Coyolles liegt reizend in einem anmuthigen Thal; das Wasser, welches sie speist, bildet einen kleinen Teich, beschattet von dickbewipfelten Weiden und schlanken Pappeln; die Zwergbäume und die Riesenbäume stehen durch prächtige Erlen und durch gewaltige Nußbäume mit duftendem Blätterwerk unter sich in Verbindung. Nachdem das schäumende Wasser das Mühlrad umgetrieben, fließt es in einen kleinen Bach, der seine ewige Hymne singt, indem er über die Kieselsteine seines Bettes dahinhüpft und im Aufspringen mit seinen feuchten Diamanten die Blumen bespritzt, die sich kokett herabneigen und in der Flut bespiegeln.

Die Mühle selbst sitzt dermaßen in einer Gruppe von Platanen, Maulbeerfeigenbäumen und Trauerweiden versteckt, daß man erst, wenn man auf hundert Schritte nahe gekommen ist, das Kamin bemerkt, aus welchem der Rauch gleich einer Säule von blauem Alabaster zwischen den Bäumen aufsteigt.

Obschon Thibault diese Lage gar wohl kannte, so versetzte sie ihn doch diesmal in ein Entzücken, das er noch nie empfunden, denn er hatte sich noch nie in einer ähnlichen Gemüthsverfassung befunden; jetzt regte sich in ihm bereits Etwas von der egoistischen Befriedigung des Eigenthümers, welcher ein Gut besichtigt, das er durch einen Andern hat kaufen lassen.

Aber noch weit größer war seine Freude, als er in den Hof trat und das Gemälde sich belebte. Tauben mit blauen und purpurrothen Hälsen girrten auf den Dächern, die Enten führten schreiend tausenderlei Bewegungen im Bache aus, die Hühner glucksten auf dem Mist, die

Truthähne schlugen blähend ihre Räder bei ihren Weibchen, schöne braune und weiße Kühe kehrten mit vollen Eutern von den Feldern heim. Hier lud man einen Wagen ab, dort schirte man zwei schöne Perchepferde aus, die wiehernd ihre gutmüthigen entfesselten Köpfe zu ihren Raufen emporstreckten. Ein Knecht trug einen Sack aus den Speicher, eine Magd brachte einen Kübel voll Spülicht einem ungeheuren Schwein, das sich in der Sonne wärmte und abwartete, bis seine Verwandlung in eingesalzenes Fleisch, in Blut- und Bratwürste vor sich ging. Alle Thiere aus der Arche, vom schreienden Esel an bis zum singenden Hahn, lieferten ihre Mißtöne zu diesem ländlichen Concert, während das Ticketack der Mühle den Tact dazu schlug und den Rythmus zu regeln schien.

Thibault war wie geblendet.

Er betrachtete sich zum Voraus als Eigenthümer von all dieser Herrlichkeit und rieb sich so vergnügt die Hände, daß Landry diese durch Nichts motivirte Lustigkeit nothwendig hätte bemerken müssen, wenn er nicht allzu tief in seinen Schmerz versunken gewesen wäre, der mit jedem weiteren Schritt nach dem Wohnhaus zu überhand nahm.

Die Wittve, die sich gerade im Speisezimmer aufhielt, bemerkte die Kommenden auf der Thürschwelle.

Die Neugierde, zu erfahren, wer der Fremde war, der mit ihrem Oberknecht heimkam, schien sie gewaltig zu plagen.

Thibault ging über den Hof, schritt ganz unbefangen auf das Wohnhaus zu, nannte seinen Namen und erklärte der Müllerin, wasmaßen sein Wunsch, seinen einzigen Verwandten Landry zu besuchen, ihn bestimmt habe, ihr seine Aufwartung zu machen.

Die Müllerin war ungemein höflich.

Mit einem Lächeln, worin Thibault die schönsten Verheißungen erblickte, lud sie ihren Gast ein, einen Tag in der Mühle vorliebzunehmen.

Thibault rückte mit seinem Geschenk heraus.

Während seines Ganges durch den Wald hatte er einige Krammetsvögel befreit, die an leimbestrichenen Vogelbeerzweigen hängen geblieben waren.

Die Müllerin gab sie augenblicklich zum Rupfen, mit dem Bemerkten, sie hoffe, daß Herr Thibault selbst davon kosten werde.

Inzwischen bemerkte Thibault, daß die schöne Müllerin, während sie mit ihm plauderte, über seine Schulter hinweg Zerstreungen zu suchen schien.

Er wandte sich schnell um und sah, daß der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit Niemand anders als Landry war, der die beiden Esel ablud.

Als Madame Polet sah, daß ihre Nebenbeschäftigung Thibault nicht entgangen trat, wurde sie kirschroth.

Doch faßte sie sich sogleich.

»Herr Thibault,« sagte sie zu ihrem neuen Bekannten, »da Ihr so kräftig ausseht, so könntet Ihr wohl ein gutes Werk thun und Eurem Vetter ein wenig helfen; Ihr sehet ja, daß diese Arbeit für ihn allein zu schwer ist.«

Und sie ging in's Haus zurück.

»Ei der Teufels« sagte Thibault, indem er der Müllerin nachblickte und dann seine Augen auf Landry heftete, »sollte dieser Bursche da glücklicher sein, als er selbst ahnt, und werde ich wohl den schwarzen Wolf zu Hilfe rufen müssen, um ihn mir vom Halse zu schaffen?«

Gleichwohl that er, um was die Müllerin ihn ersucht hatte.

Da er sich dachte, die schöne Wittwe werde zu irgend einer Vorhangritze heraussehen, so bot er bei der Arbeit alle seine Kräfte zur Schau und entwickelte seine ganze Anmuth.

Nach vollendeter Arbeit traf man sich wieder im Zimmer, wo ein Dienstmädchen den Tisch deckte.

Die Wittwe nahm den Ehrenplatz ein, und ließ Thibault zu ihrer Rechten sitzen.

Madame Polet war äußerst aufmerksam gegen ihn, so daß er seine flüchtigen Zweifel vergaß und sein Herz aufs Neue der Freude und Hoffnung öffnete.

Die Müllerin hatte, um dem Geschenk Thibaults alle Ehre zu erweisen, die Kramentsvögel eigenhändig mit Wachholderbeeren zugerichtet, und so waren sie das beste Essen geworden, das je einen Gaumen kitzeln konnte.

Inzwischen warf sie, obschon sie über die Schwänke lachte, die Thibault preisgab von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke auf Landry und bemerkte, daß der arme Junge die Speisen, welche sie ihm selbst auf den Teller gelegt, noch nicht einmal berührt hatte.

Ueberdies bemerkte sie, daß dicke Thränen über seine Wangen hinab in die Wachholderbeersauce der Krammetsvögel liefen, die noch unberührt auf seinem Teller lagen.

Dieser stumme Schmerz rührte sie.

Ihr Blick wurde beinahe zärtlich, und sie machte mit ihrem Kopf eine so ausdrucksvolle Geberde, als wollte sie sagen:

»Eßt doch, Landry, ich bitte Euch« Eine ganze Welt von Liebesverheißungen lag in dieser kleinen Pantomime.

Landry begriff die schöne Müllerin, denn er erstickte beinahe, indem er, aus eitel Beeiferung seiner Herrin zu gehorchen, sein Vögelchen auf einmal hinab schluckte.

Nichts von alle dem entging Thibault.

»Bei der Milz Gottes!« murmelte er (dies war ein Fluch, den er von dem Baron Jean gehört hatte, denn jetzt, seit er ein Freund des Teufels war, glaubte er die Sprache der vornehmen Herren reden zu dürfen); »bei der Milz Gottes, sollte sie wirklich in diesen Laffen verliebt sein? Das würde erstens von sehr schlechtem Geschmack zeugen und zweitens ganz und gar nicht in meinen Kram nassen. Nein, nein, schöne Müllerin, Du brauchst einen gescheidten Kerl, der Deinem Geschäft verstehen kann, und dieser gescheidte Kerl bin ich, oder der schwarze Wolf müßte gar Nichts vermögen.«

Als er sodann beinahe unmittelbar darauf bemerkte, daß die Müllerin die alten Traditionen von verstohlenen Liebesblicken und zärtlichem Lächeln, wovon Landry ihm erzählt, wieder aufgenommen hatte, da fuhr er in seinem Selbstgespräch also fort: »Schon gut, schon gut, ich sehe wohl, daß ich hier zu den großen Mitteln greifen muß, denn die Müllerin kann ich unmöglich hinauslassen; sie ist in der ganzen Gegend die einzige Parthie, die mir ansteht. Ja, aber was mit dem Vetter Landry machen? Seine Liebe durchkreuzt meine Pläne, aber ich kann ihn doch wahrhaftig wegen einer solchen Kleinigkeit nicht dem armen Markotte in die andere Welt nachschicken. Doch wie einfältig, daß ich mir den Kopf zerbreche, um einen Ausweg zu finden! Das alles geht mich ja gar nicht an, sondern ist Sache des schwarzen Wolfes.«

Dann fügte er ganz leise hinzu:

»Schwarzer Wolf, lieber Freund, richte es so ein, daß ich von meinem Vetter Landry befreit werde, ohne daß ihm ein Leid oder Unglück widerfährt.«

Er hatte dieses Gebet noch nicht vollendet, als er auch schon vier oder fünf Männer in militärischen Uniformen den Berg herabkommen und auf die Mühle zuschreiten sah.

Landry bemerkte sie ebenfalls, denn er stieß einen lauten Schrei aus und erhob sich, um zu fliehen, sank aber auf seinen Stuhl zurück, wie wenn ihn all seine Kraft verlassen hätte.

---

## VIII.

### *Thibaults Wünsche.*

Als Frau Polet die Wirkung sah, welche der Anblick der auf die Mühle zu schreitenden Krieger bei Landry hervorbrachte, da erschrak sie beinahe ebenso heftig wie ihr Oberknecht.

»Ach, mein Gott,« fragte sie, »was gibt es denn, mein guter Landry?«

»Ja, was gibt es?« fragte auch Thibault; nur zitterte seine Stimme ein wenig.

»Letzten Donnerstag,« klagte Landry »bin ich in einem Augenblick der Verzweiflung zum Werboffizier im Hotel du Dauphin gegangen und habe Handgeld genommen.«

»In einem Augenblick der Verzweiflung!« rief die Müllerin, »und warum verzweifeltet Ihr denn?«

»Ich verzweifelte,« antwortete Landry mit einer großen Kraftanstrengung, »ich verzweifelte, weil ich Euch liebte.«

»Und weil Ihr mich liebtet, seid Ihr also Soldat geworden, Unglückseliger!«

»Habt Ihr mir nicht gesagt, daß Ihr mich von der Mühle jagen, würdet?«

»Habe ich Euch fortgejagt?« fragte die Müllerin mit einem Ausdruck, über dessen Bedeutung kein Irrthum möglich war.

»O mein Gott,« fragte Landry, »Ihr würdet mich also nicht: fortgeschickt haben?«

»Armer Junge! « sagte die Müllerin mit einem Lächeln und einem Achselzucken, das Landry in jedem andern Augenblick beseligt haben würde; jetzt aber nur seinen Schmerz verdoppelte.

»Nun wohl,« sagte Landry, »dann habe ich vielleicht noch Zeit, mich zu verstecken.«

»Dich verstecken!« versetzte Thibault; »das ist ganz umsonst, Verlaß Dich darauf.«

»Warum sollte er nicht?« meinte die Müllerin; »ich will's einmal versuchen. Komm, mein guter Landry.«

Und sie führte den jungen Mann unter Zeichen der innigsten Theilnahme weg.

Thibault sah ihnen nach.

»Das geht schlecht für Dich, Freund Thibault,« sagte er; »aber glücklicher Weise haben diese Herren feine Nasen und werden den Burschen schon auffinden, wenn er sich auch noch so gut versteckt.«

Thibault sagte dies, ohne zu bedenken, daß er einen neuen Wunsch aussprach..

Die Wittve konnte nicht weit gegangen sein, um Landry zu verstecken.

Sie kam schon nach einigen» Secunden zurück.

Das Versteck war also ganz nahe und gewann dadurch wahrscheinlich Nichts an Sicherheit.

Eine Minute, nachdem die Wittve ganz keuchend wieder hereingekommen war, erschien der Werbsergeant mit einem seiner Kameraden an der Thüre.

Zwei waren draußen geblieben, wahrscheinlich um Landry für den Fall eines Fluchtversuches ins Auge zu fassen.

Der Sergeant und sein Kamerad traten ein wie Leute, die sich in ihrem Recht fühlen.



Der Sergeant warf einen forschenden Blick umher, trat mit dem rechten Fuß vor und hielt seine Hand an die Spitze seines Hutes.

Die Müllerin wartete nicht, bis der Sergeant sie anredete.

Mit ihrem zauberischsten Lächeln bot sie ihm eine Erfrischung an.

Ein Anerbieten solcher Art schlagen Werber niemals aus.

Während sie dann den Wein kosteten, fragte die Wittwe, welche den Augenblick günstig glaubte, was die Herren in die Mühle von Coyolles führe.

Der Sergeant antwortete, er suche einen jungen Müllerknecht, der, nachdem er mit ihm auf die Gesundheit Sr. Majestät getrunken und den Werbevertrag unterzeichnet habe, nicht wieder zum Vorschein gekommen sei.

Dieser junge Müllerknecht habe, als man ihn um Namen und Wohnort befragt, erklärt, er heiße Landry und wohne bei der Frau Wittwe Polet, Müllerin in Coyolles.

Kraft dieses Vertrags komme er zur Frau Wittwe Polet, Müllerin in Coyolles, um den Widerspenstigen heraus zu verlangen.

Die Müllerin, welche eine Lüge für erlaubt hielt, wenn sie durch die Absicht geheiligt wurde, antwortete, sie kenne Landry nicht, und es habe niemals ein Mensch dieses Namens in der Mühle von Coyolles gewohnt.

Der Sergeant erwiederte der Müllerin, sie habe die schönsten-Augen von der Welt und den bezauberndsten Mund, aber dies sei kein Grund dafür, daß er ihren Augen auf den Blick und ihrem Mund aufs Wort glauben müsse.

Deßhalb gab er der schönen Wittwe zu verstehen, daß er in ihrer Mühle Haussuchung anstellen werde.

Die Haussuchung begann.

Nach fünf Minuten kam der Sergeant zurück.

Er bat die schöne Müllerin um den Schlüssel zu ihrem Zimmer.

Die Müllerin schien über ein solches Verlangen sehr empört.

Aber der Sergeant bat so lange und so dringend, daß sie zuletzt den Schlüssel geben mußte.

Fünf Minuten später kam der Sergeant zurück und brachte Landry herein, den er am Kragen seines Camisols festhielt.

Bei diesem Anblick wurde die Wittwe schrecklich blaß.

Dem Holzschuhmacher dagegen pochte das Herz gewaltig in der Brust, denn er sah wohl, daß die Hilfe des schwarzen Wolfes nöthig gewesen war, damit der Sergeant den Müllerknecht am rechten Orte suchte.

»Ha, ha, mein Junge,« rief der Sergeant spöttisch, »wir ziehen also den Dienst der Schönheit dem Dienste des Königs vor? Das ist begreiflich; aber wenn man die Ehre gehabt hat, in den Ländern Sr. Majestät geboren zu sein und auf seine Gesundheit zu trinken, so muß man ihm auch ein wenig dienen. Ihr werdet uns also folgen, mein schöner Junge, und wenn Ihr einige Jährchen unter der französischen Garde verbracht haben werdet, dann könnt Ihr Euch wieder unter Eure erste Fahne stellen. Vorwärts, Marsch!«

»Aber,« sagte die Müllerin zum Serganten, »Landry ist noch nicht zwanzig Jahre alt; vor dem zwanzigsten Jahr darf man ihn nicht nehmen.«

»Das ist wahr,« sagte Landry, »ich bin noch nicht zwanzig Jahre alt!«

»Wenn werdet Ihr's?« fragte der Sergeant.

»Erst morgen.«

»Ganz gut,« versetzte der Sergeant, »so werden wir Euch heute Nacht wie eine Mispel auf einen Bund Stroh legen und morgen als reif erwecken.«

Landry weinte.

Die Wittve bat, flehte auf's Dringendste, ließ sich von den Werbem küssen, ertrug geduldig die plumpen Scherze, welche sich die rauhen Krieger über ihren Kummer erlaubten, und bot zuletzt sogar hundert Thaler, um ihn loszukaufen.

Alles blieb vergeblich.

Man band den armen Landry an den Faustgelenken, einer der Soldaten nahm das Ende des Stricks, und die Krieger machten sich mit ihrem Gefangenen auf den Weg, aber nicht ohne daß der Mühlknecht Zeit gefunden hätte, die schöne Müllerin zu versichern, daß er sie nah oder fern, stets lieben, und daß, wenn er sterben müsse, ihr Name das letzte Wort aus seinem Munde sein werde.

Die schöne Wittve ihrerseits hatte, Angesichts einer so schrecklichen Catastrophe, alle Menschenfurcht vergessen und, ehe sie Landry wegschleppen ließ, ihn zärtlich an ihr Herz gedrückt.

Als die kleine Schaar hinter den Weiden verschwunden war, da wurde der Schmerz der Müllerin so heftig, daß sie in Ohnmacht fiel und ins Bett gebracht werden mußte.

Thibault pflegte sie aufs Rührendste.

Die leidenschaftliche Neigung, welche die Wittve seinem Vetter bewiesen hatte, erschreckte ihn ein wenig.

Gleichwohl wünschte er sich nur um so mehr Glück dazu, daß er das Uebel an seiner Wurzel abgeschnitten habe, und behielt die lebhaftesten Hoffnungen.

Als die Wittve wieder zu sich kam, war ihr erstes Wort Landry..

Thibault machte eine erheuchelte Geberde des Mitleids.

Die Müllerin begann zu schluchzen.

»Der arme Junge!« rief sie unter heißen Thränen, »was soll aus ihm werden? Er ist so schwach und zart; schon das Gewicht seiner Flinte und seines Tornisters wird ihn tödten.«

Dann wandte sie sich wieder zu ihrem Gast und sprach:

Ach, Herr Thibault, das ist ein sehr großer Kummer für mich. Aber Ihr habt vielleicht bemerkt, daß ich ihn liebte? Er war so sanft, so gut, er hatte gar keinen Fehler; er spielte nicht, er trank nicht; er würde nie Etwas gegen meinen Willen gethan, er würde seine Frau nie tyrannisirt haben, was mir nach den zwei schrecklichen Jahren, die ich mit dem seligen Herrn Polet zugebracht habe, ein großer Trost gewesen wäre. Ach, Herr Thibault, Herr Thibault, es ist sehr schmerzlich für eine arme, unglückliche Frau, alle ihre Pläne auf eine ruhige Zukunft so ins Wasser fallen zu sehen.«

Thibault glaubte die Gelegenheit günstig für eine Erklärung.

So oft er eine Frau weinen sah, meinte er in seinem Wahn, sie weine bloß, um getröstet zu werden.

Gleichwohl glaubte er nur auf einem Umweg an sein Ziel gelangen zu können.

»Ja gewiß, ich begreife Euern Schmerz,« antwortete er; »ich theile ihn sogar, denn Ihr könnt

an meiner Liebe zu meinem Vetter nicht zweifeln; aber Ihr müßt Euch darein ergeben, und ohne die guten Eigenschaften Landrys leugnen zu wollen, möchte ich zu Euch sagen: Ei nun, schöne Müllerin, suchet einen Andern, der ihm gleichkommen könnte.«

»Ihm gleichkommen!« rief die Wittwe; »es gibt gar keinen mehr, wie er war. Wo sollte ich einen so artigen und so verständigen Jungen finden, wie mein Landry war? Er hatte ein Puppengesichtchen, woran ich meine Herzenslust sah, und dabei war er so still, so gesetzt; er arbeitete Tag und Nacht, und doch brauchte ich ihm nur einen Blick zuzuwerfen, so verkroch er sich unter die Erde. Nein, nein, Herr Thibault, ich sage es Euch ganz aufrichtig, die Erinnerung an diesen Jungen raubt mir alle Lust, andere Männer zu suchen, und ich sehe wohl, ich werde meiner Lebtag Wittwe bleiben müssen.«

»Ah bah!« machte Thibault, »Landry war noch sehr jung.«

»O,« sagte die Wittwe, »das ist kein Fehler.«

»Wer weiß, ob er später all diese liebenswürdigen Eigenschaften behalten hätte! Laßt Euch rathen, Müllerin, grämet Euch nicht mehr um ihn, sondern suchet, wie ich Euch schon gesagt habe, nach einem Andern, bei dem Ihr ihn vergessen können. Ihr brauchet kein solches Bübchen, sondern einen fertigen Mann, der alle guten Eigenschaften Landry's hat, zugleich aber gesetzt genug ist, daß Ihr nicht fürchten müsset, eines schönen Tags könntet alle Eure Wahnbilder verfliegen, und es könnte sich herausstellen, daß Euer Eheherr liederlich und brutal wäre.«

Die Müllerin schüttelte den Kopf.

Aber Thibault fuhr fort:

»Um es kurz zu sagen, Ihr brauchet einen Burschen, der Euch mit aller Achtung behandelt und zugleich die Mühle gehörig umzutreiben versteht. Zum Teufel, schöne Müllerin, saget ein einziges Wörtchen, und Ihr werdet Euch bald weit besser berathen finden, als Ihr bisher waret.«

»Und wo sollte ich ein solches Wunder von einem Mann finden?« fragte die Müllerin, indem sie aufstand und den Holzschuhmacher gleichsam herausfordernd musterte. Dieser täuschte sich im Ton der Wittwe und glaubte, jetzt könne es ihm nicht mehr fehlen.

Er beschloß also die Gelegenheit zu benützen und ihr seine Absichten kundzutun.

»Ei nun, schöne Polet,« versetzte er, »wenn ich Euch sagte, daß Ihr nicht weit zu gehen hättet, um den rechten Mann zu finden, so will ich Euch nur gestehen, daß ich dabei an mich selbst dachte, denn ich würde mich ungemein glücklich schätzen und sehr stolz darauf sein, Euer Mann zu werden. Ach!« fuhr er fort, während die Blicke der Müllerin immer drohender wurden, »ach! bei mir hättet Ihr nicht zu fürchten, daß man Eurem Willen zuwiderhandelte; ich bin ein Lamm von Sanftmuth und ich würde nur ein einziges Gesetz und einen einzigen Wunsch haben: das Gesetz Euch zu gehorchen, den Wunsch Euch zu gefallen; was Euer Vermögen betrifft, so besitze ich gewisse Mittel, um es zu vermehren, die ich Euch später mittheilen werde.«

Thibault durfte seine Rede nicht vollenden.

»Ei wie!« rief die Müllerin, um so wüthender, je länger sie an sich gehalten hatte, »ei wie! Ihr, den ich für seinen Freund hielt, Ihr untersteht Euch, seinen Platz in meinem Herzen einnehmen zu wollen! Ihr suchet die Treue an Euch zu reißen, die ich Eurem Vetter bewahren will! Hinaus, Elender! Packe Dich! denn wenn ich nur meinem Zorn und meiner Entrüstung Gehör schenken wollte, so rief ich vier Männer her und ließe Dich unter's Mühlrad werfen.«

Thibault wollte antworten.

Aber so wenig er sonst, wie man zu sagen pflegt, aufs Maul gefallen war, so fand er doch jetzt

kein Wort zu seiner Rechtfertigung.

Freilich ließ ihm auch die Müllerin nicht Zeit dazu. Ein schöner neuer Krug stand in ihrer Nähe.

Sie faßte ihn beim Griff und schleuderte ihn nach Thibaults Kopf.

Glücklicher Weise bückte sich Thibault nach links, so daß der Krug an ihm vorbeiflog und am Kamin in Stücke zerfuhr.

Die Müllerin nahm einen Schemel und schleuderte ihn mit derselben Gewalt nach demselben Ziel.

Diesmal bückte sich Thibault nach rechts, und der Schemel zertrümmerte drei oder vier Fensterschreiben.

Beim Geklirr, das dadurch entstand, eilten die Knechte und Mägde aus der Mühle herbei.

Sie fanden ihre Meisterin beschäftigt, Flaschen, Wasserkrug, Salzbüchse, Teller, kurz Alles, was sie unter ihrer Hand fand, nach Thibault zu werfen.

Zum Glück für Thibault war die schöne Polet so wüthend, daß sie nicht reden konnte.

Hätte sie reden können, so würde sie gerufen haben:

»Schlagt ihn todt! dreht ihm den Hals um! er Ist ein Halunke! ein Lumpenhund!«

Als Thibault sah, daß die Müllerin Verstärkung erhielt, wollte er fliehen und entsprang nach der Thüre, welche die Werber offen gelassen hatten, als sie Landry wegführten.

Aber im Augenblick, wo er hinausprang, gab das ehrsame Schwein, das bisher seine Siesta in der Sonne gehalten hatte, ein Lebenszeichen von sich. Durch den schrecklichen Lärm aus seinem ersten Schlaf aufgeschreckt, glaubte es für seine eigene Sicherheit sorgen zu müssen, rannte nach seinem Stall zurück und kam bei dieser Gelegenheit unserem Holzschuhmacher zwischen die Beine.

Thibault verlor seinen Schwerpunkt.

Er taumelte noch zehn Schritte weit, bis er sich im Koth und Mist wälzte.

»Hol' dich der Teufel, verwünschtes Thier! « rief der Holzschuhmacher, dem alle Glieder weh thaten, und der besonders über die Beschmutzung seiner neuen Kleider wüthend war.

Kaum hatte er diesen Wunsch ausgesprochen, als das Schwein von einer plötzlichen Tollheit erfaßt wurde, wie wüthend im Hof herumrannte und Alles, was ihm in den Weg kam, zertrat, zertrümmerte und über den Haufen warf.

Die Knechte und Mägde, die aus das Geschrei ihrer Meisterin herbeigeeilt waren, glaubten, dieselbe habe wegen der Tollheit des Schweines so geschrien, und rannten deßhalb hinter ihm her.

Aber vergebens waren alle ihre Bemühungen, sich des Thieres zu bemeistern.

Es warf Knechte und Mägde über einander, wie es auch Thibault zu Fall gebracht hatte, bis es endlich durch einen Verschlag, der die Mühle von der Schleuse trennte, so leicht wie durch eine Papiertapete hindurchrannte und sich unter das Rad stürzte.

Hier verschwand es wie in einem Abgrund.

Die Müllerin hatte inzwischen ihre Sprache wieder gefunden.

»Auf diesen Thibault!« rief sie, denn sie hatte den Fluch gehört, welchen der Holzschuhmacher über ihr Schwein ausgesprochen, und war wie niedergedonnert durch die rasche Erfüllung seines Wunsches.

»Schlagt ihn todt! er ist ein Zauberer! er ist ein Hexenmeister! Er ist ein Währwolf!«

Und mit diesem letzten Wort gab sie Thibault den furchtbarsten Titel, den man in unseren Wäldern einem Menschen geben kann.

Thibault, der sein Gewissen nicht ganz rein wußte, benutzte den ersten Augenblick der allgemeinen Verblüfftheit, welche diese Schimpfreden der Müllerin bei ihren Leuten verursacht hatten.

Er ging mitten durch die Knechte und Mägde durch, und während der Eine nach einer Gabel, der Andere nach einer Schaufel griff, schritt er ungehindert durch das Mühlthor. Sodann eilte er mit einer Leichtigkeit, welche den Argwohn der schönen Müllerin nur noch bestärkte, einen steilen Berg hinan, den man bisher, wenigstens auf der Seite, wo Thibault ihn erkletterte, für unersteiglich gehalten hatte.

»Zum Kukuk!« rief die Müllerin, »Ihr laßt Euch so schnell ins Bockshorn jagen! Ihr verfolgt ihn nicht! Ihr schlagt ihn nicht todt!«

Ihre Dienstboten aber schüttelten die Köpfe und sagen:

»Ach, Meisterin, was können wir gegen einen Währwolf ausrichten.«

---

## IX.

### *Der Wolfsführer.*

Thibault hatte sich, aus seiner Flucht vor den Drohungen der Müllerin und den Waffen ihrer Leute, instinctmäßig nach dem Waldsaum gewandt.

Sobald sich ein Feind zeigen sollte, gedachte er sich in den Wald zu werfen, wohin ihn wohl um diese Tageszeit Niemand verfolgen würde, weil man einen Hinterhalt fürchten mußte.

Inzwischen hatte er, vermöge der teuflischen Gewalt, die er von dem schwarzen Wolf erhalten, von seinen Feinden, wer sie auch sein mochten, nicht viel zu fürchten.

Er brauchte sie bloß dahin zu schicken, wohin er das Schwein der schönen Müllerin geschickt hatte.

Er war gewiß, daß er sich ihrer entledigen konnte.

Aber in Folge der Herzbeklemmung, die er von Zeit zu Zeit bei der Erinnerung an Markotte empfand, sagte er zu sich, daß man bei aller Entschlossenheit dennoch Menschen nicht so gern zum Teufel schicke, wie Schweine.

Unter Betrachtungen über seine furchtbare Macht, und während er von Zeit zu Zeit um sich schaute, ob er vielleicht genöthigt sein könnte, »davon Gebrauch zu machen, war er in die Nähe von Pisseleux gekommen, und die Nacht war angebrochen.

Eine düstere, stürmische Herbstnacht, wo der Wind, indem er den Bäumen ihre gelblichen Blätter abriß, den ganzen Wald mit melancholischem Gezische und kläglichem Getöne erfüllte.

Dieses Geächze des Windes wurde von Zeit zu Zeit durch Eulengeschrei unterbrochen, das sich ungefähr so anhört, wie wenn verirrte Wanderer einander zurufen.

All dieses Getöne war Thibault wohl bekannt und machte sehr wenig Eindruck auf ihn.

Ueberdies hatte er sich, so bald er den Waldsaum erreicht, von einem Kastanienbaum einen vier Fuß langen Stock geschnitten, und damit hätte er, als gewandter Stockfechter, selbst vier Mann nicht gefürchtet.

Er ging also kühn in den Wald hinein und suchte den Plat auf, den man noch heutigen Tages die Wolfshaide nennt.

Er schritt seit etlichen Minuten auf einem schmalen, dunkeln Pfad dahin und verfluchte die wunderliche Laune der Weiber, die ohne allen Grund ein schwächliches schüchternes Jüngelchen einem kräftigen und kühnen Burschen vorziehen, als er etwa zwanzig Schritte hinter sich das Laub rascheln hörte.

Er wandte sich um.

In der Dunkelheit sah er zuerst und vor allen Dingen zwei Augen, die wie feurige Kohlen leuchteten.

Sodann sah er, als er so zu sagen seine Augen anstregte, die Gegenstände in der Finsterniß zu unterscheiden. Einen großen Wolf, der ihm Schritt für Schritt folgte.

Es war nicht derselbe, den er in seiner Hütte empfangen hatte.

Der Wolf der Hütte war schwarz, und dieser hier war roth.

Man konnte sie weder in Bezug auf die Farbe ihres Pelzes noch auf ihre Größe mit einander verwechseln.

Thibault hatte keinen Grund zu glauben, daß alle Wölfe ihm gegenüber so wohlwollende Absichten hegen könnten, wie der erste, mit welchem er zu thun gehabt hatte.

Er begann also seinen Stock zwischen beide Hände zu pressen und damit ein Rad zu schlagen, um zu sehen, ob er die Handgriffe noch nicht verlernt habe.

Aber zu seinem großen Erstaunen begnügte sich das Thier hinter ihm her zu treuen, ohne eine feindselige Absicht zu verrathen; es blieb stehen, wenn Thibault stehen blieb, es lief weiter, wenn er seinen Weg fortsetzte, und es heulte blos von Zeit zu Zeit, wie wenn es Verstärkungen herbeirufen wollte.

Dieses Geheul beunruhigte Thibault einigermaßen.

Auf einmal sah der nächtliche Wanderer vor sich zwei andere brennende Lichter, die von Zeit zu Zeit in der immer dichter gewordenen Finsterniß funkelten.

Schlagfertig ging er auf die beiden Lichter zu, die unbeweglich blieben, und glaubte über einen quer auf dem Weg liegenden Körper zu steinern.

Es war der Körper eines zweiten Wolfes.

Ohne zu bedenken, daß es vielleicht unklug sei, wenn er diese Thiere zuerst angreife, versetzte der Holzschuhmacher der vor ihm liegenden Bestie einen derben Schlag mit seinem Knittel.

Der Wolf empfing ihn ganz voll auf den Kopf.

Er stieß ein klägliches Geheul aus

Sodann schüttelte er sich wie ein Hund, den sein Herr geschlagen hat, und begann vor dem Holzschuhmacher herzulaufen.

Thibault drehte jetzt den Kopf, um zu sehen, was aus seinem ersten Wolf wurde.

Dieser folgte ihm noch immer, und immer in der gleichen Distanz.

Aber als er wieder vor sich schaute, bemerkte er, daß ein dritter Wolf zu seiner Rechten ging.

Er blickte instinktmäßig links.

Auf dieser Seite schritt ein vierter neben ihm her.

Er hatte noch keine Viertelstunde zurückgelegt, als bereits ein Dutzend von diesen Thieren einen Kreis um ihn bildete.

Die Lage war kritisch.

Thibault erkannte ihre ganze Bedenklichkeit.

Er versuchte es zuerst mit dem Singen, in der Hoffnung, daß das Getöse der Menschenstimme diese Thiere erschrocken könnte.

Es war vergebens.

Nicht ein einziges verließ den Platz, welchen es in dein Kreis einnahm, der regelmäßig wie mit einem Zirkel um ihn aufgeführt war.

Dann dachte er beim nächsten buschigen Baum Halt zu machen, hinaufzuklettern und so den Tag zu erwarten.

Aber nach reiflicher Ueberlegung hielt er es für kluger wenn er seine Wohnung zu erreichen suchte, der er immer näher kam, zumal da die Wölfe trotz ihrer, ihrer Zahl keine feindseligere Absicht verriethen, als so lange blos ein einziger da gewesen war.

Er dachte, sobald einmal die Wölfe einen andern Ton gegen ihn anstimmen würden, sei es

immer noch Zeit, auf einen Baum zu klettern.

Wir müssen sagen, daß Thibault so verblüfft war, daß er vor seiner Thüre ankam, ohne sie zu bemerken.

Endlich erkannte er sein Haus.

Aber wie staunte er nicht, als die Wölfe, die vor ihm gingen, auf einmal ehrerbietig auf beide Seiten traten und sich auf ihren Hintern setzten, um ein Spalier zu bilden!

Thibault verlor keine Zeit mit Danksagungen für ihre Höflichkeit.

Er stürzte sich ins Innere seiner Hütte und zog rasch die Thür hinter sich zu.

Als sodann die Thür verschlossen und verriegelt war, schob er eine Kiste davor, um sich gegen einen etwaigen Angriff in den Stand zu setzen.

Hieraus sank er auf einen Stuhl und athmete zum ersten Mal wieder aus voller Brust.

Nachdem er sich ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte, trat er an das Fenster, das auf den Wald hinaus sah.

Eine ganze Linie von flammenden Blicken bewies ihm, daß die Wölfe sich nicht zurückgezogen, sondern sich vielmehr symmetrisch in Reih und Glied vor seiner Wohnung aufgestellt hatten.

Diese Nachbarschaft wäre für jeden Andern sehr beängstigend gewesen, aber Thibault, der schon seit einiger Zeit die ganze furchtbare Bande als Geleite gehabt hatte, war schon darüber froh, daß eine, wenn auch noch so dünne Scheidewand ihn von seinen widerlichen Reisegefährten trennte.

Er zündete sein eisernes Lämpchen an und stellte es auf den Tisch.

Er suchte die auf dem Herd herumliegenden Scheite zusammen, warf einen Haufen Hobelspäne darauf und machte ein großes Feuer, dessen Widerschein, hoffte er, die Wölfe in die Flucht treiben sollte.

Aber Thibaults Wölfe waren offenbar Wölfe sonderbarer Art, sie waren mit der Flamme vertraut.

Sie rührten sich nicht von dem Posten, den sie gewählt hatten.

Thibault, den die Unruhe wach erhalten hatte, konnte sie noch beim ersten Frühroth sehen und zählen.

Sie schienen, wie in der: Nacht, zu warten, die einen sitzend, andere liegend, die einen schlafend, andere schildwachartig auf und ab schreitend.

Endlich aber, als der letzte Stern in den Fluthen des purpurnen Lichtes, das aus dem Osten aufstieg, untersank, da erhoben sich die Wölfe alle auf einmal, zerstreuten sich mit dem kläglichen Geheul, womit die Thiere der Finsternis; den Tag begrüßen, nach allen Seiten und verschwanden.

Jetzt erst kam Thibault wieder dazu, über sein gestriges Mißgeschick nachzudenken.

Wie sollte er sichs erklären, daß die Müllerin ihn nicht seinem Vetter Landry vorgezogen hatte?

War er nicht mehr der schöne Thibault, und war vielleicht irgend eine unvortheilhafte Veränderung mit seiner Person vorgegangen?

Er hatte nur ein einziges Mittel, sich dessen zu versichern, nämlich wenn er den Spiegel befragte.



Er nahm das über dein Kamin hängende Bruchstück von einem Spiegel und hielt es mit selbstgefälligen Lächeln gegen das Licht.

Aber kaum hatte er sein Gesicht vom Spiegel zurückgestrahlt gesehen, so stieß er vor Staunen und Schrecken einen Schrei ans.

Er war allerdings noch immer der schöne Thibault.

Aber sein rothes Haar hatte sich in Folge seines unvorsichtigen Wunsches in eine vollständige Locke verwandelt, deren Widerschein dem stärksten Flammenglanz seines Herdes nicht nachstand.

Ein kalter Schweiß legte sich auf seine Stirne.

Da er wußte, wie ganz unnöthig es war, die verfluchten Haare ausraufen oder auch abschneiden zu wollen, so beschloß er, sich mit seinem augenblicklichen Vorrath daran zu begnügen und in Zukunft so wenig als möglich Wünsche zu thun.

Es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als daß er all den ehrgeizigen Ideen, die ihn so unseliger Weise aufgereggt hatten, den Laufpaß gab und zu seiner Arbeit zurückkehrte.

Thibault versuchte es.

Aber er hatte kein Herz mehr zur Arbeit. Vergebens suchte er in seinem Gedächtniß nach den fröhlichen Liedern, die er in besseren Tagen gesungen, als Buche und Birke unter seinen Händen so schnell die gewünschte Form annahmen; seine Werkzeuge blieben ganze Stunden lang unthätig.

Er fragte sich, ob es nicht namenlos traurig sei, während man bei vernünftiger Regelung seiner Wünsche so leicht glücklich werden könne, Wasser und Blut schwitzen zu müssen, um am Ende doch bloß eine klägliche, elende Existenz zu gewinnen.

Die Bereitung seines bescheidenen Mahles war ihm jetzt keine Zerstreung mehr wie sonst; wenn der Hunger sich fühlbar machte, so aß er mit Widerwillen ein Stück schwarzes Brod, und der Neid, der bisher bei ihm bloß eine Art von unbewußtem Drang nach Wohlfahrt gewesen war, nahm in seinem Herzen allmählig den Charakter einer stillen leidenschaftlichen Wuth an, die ihn zum Haß gegen seine Nebenmenschen trieb.

Aber so lang auch dieser Tag für Thibault wurde, so ging er doch vorüber wie die anderen.

Als die Dämmerung kam, verließ er seinen Arbeitstisch und setzte sich auf die hölzerne Bank, die er mit eigenen Händen vor seiner Thüre aufgeschlagen hatte.

Hier blieb er in düsteren Betrachtungen versunken.

Aber kaum begann die Finsterniß sich zu verdichten, so kam ein Wolf aus dem Wald hervor und legte sich, wie gestern, in einiger Entfernung von dem Häuschen nieder.

Wie gestern, folgte auch dem ersten Wolf ein zweiter, dann ein dritter, endlich die ganze Bande, die ihren Posten von der vorigen Nacht wieder einnahm.

Beim dritten Wolf war Thibault wieder hineingegangen.

Es hatte sich ebenso sorgfältig verschanzt wie Tags zuvor.

Aber er war noch trauriger und muthloser als gestern.

Er hatte auch nicht die Kraft, sich wach zu erhalten.

Er zündete sein Feuer an, richtete es so ein, daß es die ganze Nacht anhielt, legte sich auf sein Bett: und schlief ein.

Als Thibault erwachte, war es heller Tag.

Die Sonne hatte bereits zwei Drittel ihrer Höhe erreicht.

Ihre Strahlen schillerten auf den zitternden und vergilbenden Blättern des Waldes und färbten sie mit tausenderlei Schattirungen von Gold und Purpur.

Er lief ans Fenster.

Die Wölfe waren verschwunden.

Nur konnte er in dem thaufeuchten Gras die Plätze zählen, welche sie während der Nacht eingenommen hatten.

Abends versammelten sich die Wölfe abermals vor seinem Hause, und er begann sich allmählig mit ihrer Gegenwart vertraut zu machen.

Er kam auf die Vermuthung, seine Beziehungen zu dem großen schwarzen Wolfe könnten ihm einige Sympathien unter diesem Volke erworben haben, und er beschloß ein für alle Mal zu erfahren, was er von ihnen zu erwarten hätte.

Mit einer frisch geschliffenen Hippe im Gürtel und einem tüchtigen Speiß in der Hand, öffnete er also die Thüre und ging entschlossen auf den Trupp zu.

Aber zu seiner großen Ueberraschung begannen die Wölfe, anstatt auf ihn einzuspringen, mit ihren Schweifen zu wedeln, wie Hunde, die ihren Herrn kommen sehen.

Ihre Freundschaftsbezeugungen waren so ausdrucksvoll, daß Thibault einem von ihnen den Rücken streicheln, und das Thier ließ ihn nicht bloß gewähren, sondern gab noch überdieß Zeichen inniger Befriedigung.

»O, o!« murmelte Thibault, dessen vagabundirende Einbildungskraft immer im stärksten Galopp ging, »wenn diese Burschen da eben so anständig als freundlich sind, so bin ich jetzt Eigenthümer einer Meute, wie Herr Jean noch niemals eine besessen hat, und jetzt kann ich mit Sicherheit darauf rechnen, Wildpret zu bekommen, so oft mich die Lust anwandelt.«

Er hatte noch nicht ausgeredet, als vier der kräftigsten und flinksten unter den Vierfüßlern sich von der übrigen Bande trennten und in den Wald liefen.

Einige Augenblicke später hörte man in der Ferne ein Geheul, und nach Verlauf einer halben Stunde erschien einer der Wölfe wieder, mit einer schönen Rehgeiß im Rachen, die einen langen Blutstreif auf dem Rasen zurückließ.

Der Wolf legte die Rehgeiß zu den Füßen des Holzschuhmachers nieder, der, außer sich vor Freude, seine Wünsche schon zum Voraus erfüllt zu sehen, das Thier gebührend zerlegte und jedem seinen Antheil gab, sich selbst aber das Rückenstück und die beiden Schlägel vorbehielt.

Mit einer gebieterischen Geberde, welche Bewies, daß er sich jetzt erst in seiner Rolle zurecht fand, verabschiedete er die Wölfe sodann bis zum nächsten Tag.

Am folgenden Morgen ging er in aller Frühe nach Villers-Coterets, wo ihm der Wirth zur goldenen Kugel zwei große Thaler für seine beiden Rehschlägel bezahlte.

Tags darauf brachte Thibault demselben Wirth ein halbes Wildschwein und wurde fortan einer seiner fleißigsten Lieferanten.

Dieser Handel gefiel Thibault dermaßen, das; er den ganzen Tag in der Stadt zubrachte, in den Kneipen herumzog und keine Holzschuhe mehr machte.

Einige Leute hatten sich zwar allerlei Scherze über die rothe Locke erlauben wollen, die, so sorgfältig er sie auch unter den anderen Haaren vergrub, immer wieder Mittel fand, aufwärts und ans Tageslicht zu kommen; aber Thibault hatte rundweg erklärt, daß er in Betreff dieses garstigen Naturspiels keinen Scherz verstehe.

Inzwischen wollte das Unglück, daß der Herzog von Orleans und Frau von Montesson auf einige Tage nach Villers-Coterets kamen. Dies wurde ein neuer Stachel für Thibaults thörichten Ehrgeiz.

Alle schöne Damen und alle junge Herren von den umliegenden Schlössern, die Montbreton, die Montesquiou, die Courval eilten nach Villers-Coterets.

Die Damen in ihrem kostbarsten Putz, die jungen Herren in ihren elegantesten Costümen.

Das Waldhorn des Herrn Jean hallte lärmender als je durch den Wald.

Man sah, gleich zauberischen Visionen, schlanke Amazonen und flinke Cavaliere in ihren schönen rothen Jagdcostümen mit goldenen Treffen auf prächtigen englischen Rossen dahinfliegen.

Es war, als führen flammende Blitze durch die düsteren und dichten Forste.

Am Abend war es noch etwas ganz Anderes.

Diese ganze aristokratische Gesellschaft versammelte sich zu den Festmahlen und Bällen.

Aber zwischen den Festgelagen und, den Bällen fuhr man in schönen, goldgeschmückten Caleschen mit Wappenschildern von allen Farben spazieren.

Thibault stand immer in der ersten Reihe der Neugierigen.

Seine Augen verschlangen diese Wolken von Atlas und Spitzen, die, wenn sie sich hoben, feine Knöchel in seidenen Strümpfchen und niedliche Pantöffelchen mit rothen Absätzen zum Vorschein brachten.

Dann fuhr alles das an dem staunenden Volke vorüber und hinterließ einen Dunst von Puder und Essenzen der wohlriechendsten Art.

Thibault fragte sich, warum er nicht einer dieser jungen Herren mit gestickten Röcken sei?

Warum er nicht eine dieser schönen Damen in rauschendem Atlas zur Geliebten habe?

Und Agnelette erschien ihm dann als das, was sie in Wirklichkeit war: als eine arme, geringe Bauerndirne.

Und die Wittve Polet ebenfalls als das, was sie in Wirklichkeit war: als eine simple Müllerin.

Wenn er dann in der Dunkelheit, geleitet von dieser Meute Wölfe, die ihn vom Augenblick an, wo er den Wald betrat, ebenso wenig mehr verließen, als Leibgardisten einen König verlassen, durch den Wald nach Hause ging, dann stellte er die unseligsten Betrachtungen an.

Inmitten solcher Versuchungen war es unmöglich, daß Thibault, der bereits auf der Bahn des Lasters gewandelt hatte, innehielt und nicht mit dem Letzten, was ihm übrig geblieben war, mit der Erinnerung an sein rechtschaffenes Leben, vollends brach.

Was waren die paar Thaler, welche ihm der Wirth zur goldenen Kugel für das Wildbret bezahlte, das seine guten Freunde, die Wölfe, ihm verschaffte?

Ganze Monate, ja volle Jahre hindurch angesammelt, hätten sie noch nicht genügt, um den geringsten der Wünsche zu befriedigen, die in seinem Herzen tobten.

Ich möchte nicht zu behaupten wagen, daß Thibault, der sich zu allererst einen Schlägel vom Reh des Herrn Jean, sodann Agnelette's Herz, hierauf die Mühle der Wittve Polet gewünscht hatte, sich jetzt mit dem Schloß Oigny oder Longpont begnügt haben würde, so sehr hatten diese zierlichen Füßchen, diese feinen, runden Beinchen, diese süßen Gerüche, die aus den samtenen und seidenen Kleidern hervor dufteten, seine ehrgeizige Einbildungskraft in die Höhe getrieben.

Er sagte sich auch eines Tags, daß er ein großer Gimpel sein müßte, wenn er immer arm bliebe, während eine so furchtbare Macht zu seiner Verfügung stehe.

Von Stund an beschloß er, diese Macht durch die übertriebensten Wünsche auszudeuten, und sollte auch sein Haar mit der Zeit der Flammenkrone gleichen, die man bei Nacht über dem Kamin der Spiegelfabriken von Saint-Gobain hüpfen sieht.

---

## X.

### *Der Amtmann Magloire.*

Mit solchen waghalsigen Absichten verbrachte Thibault, ohne noch einen festen Entschluß gefaßt zu haben, die letzten Tage des Jahrs, und damit begann er das neue Jahr.

Nur hatte er, ohne Zweifel in Berücksichtigung der kostspieligen Ausgaben, welche der glückselige Neujahrstag für Jedermann mit sich bringt, beim Herannahen dieses furchtbaren Jahreswechsels von seinen Lieferanten die doppelte Ration Wildpret verlangt und natürlich auch beim Wirth zur goldenen Kugel die doppelte Summe dafür eingestrichen.

So kam es denn, daß Thibault, abgesehen von einer rothen Haarlocke von ziemlich beunruhigendem Umfang, materiell in besseren Umständen als je das neue Jahr antrat.

Wohl gemerkt, wir sagen materiell und nicht spirituell, denn wenn auch der Leib in gutem Stand zu sein schien, so war doch die Seele in der schrecklichsten Gefahr.

Aber der Leib war wohl bedeckt, und in den Taschen seines Camisols klapperte lustig ein Dutzend Thaler.

In diesem Aufzug und mit dieser Begleitung von Silbermusik glich Thibault nicht mehr einem Holzschuhmacher, sondern einem wohlhabenden Pächter oder einem ehrenwerthen Bürgersmann, der vielleicht ein Gewerbe treibt, aber blos zu seinem Vergnügen.

Mit einem solchen Schein, den er vor sich her trug, hatte sich Thibault zu einem der ländlichen Feste begeben, die in der Provinz zu Hause sind.

Man fischte in den prächtigen Teichen von Berval und von Poudron.

Das Fischen in einem Teich ist eine wichtige Sache für den Eigenthümer oder den Pächter, und überdies ein großes Vergnügen für die Zuschauer.

Die Fischfänge werden daher auch einen Monat vorher angeschlagen, und zu einer schönen Fischerei kommt man auf zehn Stunden in der Runde.

Und diejenigen von unsern Lesern, welche die Sitten und Gebräuche der Provinz nicht kennen, mögen jetzt nicht glauben, daß es sich um einen Fischfang mittelst der Angelleine, mit einem rothen Wurm oder einem parfümirten Korn als Köder, oder um einen Fischfang mit der Grundleine, mit dem Wurfarn oder Schlaucharn handle; nein, es handelt sich darum, daß von Zeit zu Zeit ein Teich in einem Umfang von drei Viertelstunden oder einer ganzen Stunde geleert werden soll, und zwar vom dicksten Hecht an bis zum kleinsten Weißfischchen.

Das Ding geht folgendermaßen zu:

Höchst wahrscheinlich befindet sich unter unsern Lesern nicht ein einziger, der nicht einen Teich gesehen hätte.

Jeder Teich hat zwei Oeffnungen:

Diejenige, durch welche das Wasser hereinkommt, und diejenige, durch welche es abfließt.

Diejenige durch welche das Wasser hereinkommt, hat keinen Namen.

Diejenige, durch welche es abfließt, heißt der Zapfen. Der Fischfang findet am Zapfen statt.

Das Wasser ergießt sich vom Zapfen aus in einen großen Behälter, von wo es durch die

Maschen eines starken Netzes rinnt.

Das Wasser fließt ab, allein der Fisch bleibt zurück.

Jedermann weiß, wie zeitraubend es ist, einen Teich abzulassen.

Man lädt daher die Neugierigen und die Liebhaber erst auf den zweiten, dritten oder vierten Tag ein, je nach der Wassermasse, welche der Teich von sich geben muß, ehe es zur Entwicklung kommt.

Die Entwicklung ist das Erscheinen des Fisches am Zapfen.

Zu einem Fischfang in einem Teich erscheint, je nach der Größe und Bedeutung des Triebs, verhältnißmäßig eine ebenso bedeutende und wiederum verhältnißmäßig ebenso elegante Menschenmenge, wie bei den Wettrennen auf dem Marsfeld, in der Marche oder in Chantilly, wenn die berühmten Pferde und Jokeis sich produciren.

Nur wohnt man dem Schauspiel nicht auf Tribünen oder zu Wagen bei.

Nein, Jeder kommt wie er will oder wie er kann: im Cabriolet, im Charabanc, im Phaëton, im Wägelchen, zu Pferd, zu Esel; sodann stellt sich Jeder, abgesehen von dem Respect, den man in den uncivilisirten Ländern immer vor der Behörde hat, je nach dem Augenblick seiner Ankunft oder nach der Kraft seiner Ellbogen und der mehr oder minder energischen Bewegung seiner Hüften.

Nur ist ein solides Gitterwerk angebracht, damit die Zuschauer nicht in den Behälter fallen.

Man ersieht es an der Farbe und dem Geruch des Wassers, wenn der Fisch herankommt.

Jedes Schauspiel hat seine Unannehmlichkeit.

Je schöner und stärker besetzt eine Opernvorstellung ist, um so mehr fixe Luft athmet man ein.

Je näher bei einem Teichfischen der interessante Augenblick heranrückt, um so mehr Stickstoff athmet man ein.

Anfangs, im Augenblick, wo man den Zapfen öffnet, kommt das Wasser schön, rein und mit einer leichten grünen Färbung, wie Flußwasser.

Die obere Schichte zeigt sich, von ihrem Gewicht hingerissen, zuerst.

Sodann verliert das Wasser allmählig von seiner Durchsichtigkeit und färbt sich grau.

Hierauf leert sich die zweite Schicht, und von Zeit zu Zeit kommt inmitten dieser zweiten Schichte, wenn die Färbung nach und nach dunkler wird, ein Silberblitz zum Vorschein.

Es ist dies ein allzu kleiner Fisch, welcher der Strömung nicht widerstehen konnte und als Plänkler erscheint.

Man nimmt sich nicht einmal die Mühe ihn aufzuheben, sondern man läßt ihn ganz ruhig, im Drang nach den kleinen Wasserpflützen auf dem Grund des Behälters, jene Art von Luftsprüngen machen, welche die Straßenkünstler so pittoresk den Karpfensprung nennen.

Nun kommt das schwarze Wasser.

Dies ist der vierte Act, d. h. die Lösung des Knotens.

So widersteht der Fisch, je nach seinen Kräften, instinctmäßig dieser ungewohnten Strömung, die ihn fortreißt; Nichts hat ihm gesagt, daß die Strömung eine Gefahr ist, aber er erräth es.

Jeder schwimmt daher so gut als möglich wieder den Strom aufwärts.

Der Hecht schwimmt neben dein Karpfen, den er gestern verfolgte und verhinderte, allzu fett zu werden; ohne Streit zu suchen, zieht der Barsch neben der Schleie dahin und denkt nicht einmal daran, in das Fleisch zu beißen, das ein so leckerer Bissen für ihn ist.

So finden die Araber zuweilen in einer und derselben Grube, welche sie dem Wild gegraben, unter einander Gazellen und Schakale, Antilopen und Hyänen, und die Hyänen und die Schakale sind ebenso fromm und zitternd geworden, wie die Gazellen und die Antilopen.

Aber endlich erschöpfen sich die Kräfte der Kämpfer.

Die Plänklen von denen wir so eben gesprochen, werden zahlreicher der Umfang der Fische beginnt respectabler zu werden, und die Aufleser beweisen ihnen, wie sehr man sie schätzt.

Diese Aufleser sind Männer in einfachen Zwilchhosen und Baumwollhemden.

Die Hosen sind bis über die Schenkel hinauf-, die Hemdärmel bis an die Schultern zurückgeschlagen.

Sie legen die Fische haufenweise in Körbe.

Solche, die lebendig verkauft oder zur Wiederbevölkerung des Teiches aufbewahrt werden sollen, versetzt man in besondere Behälter.

Diejenigen, die zum Tod verurtheilt sind, werden ganz einfach auf die Wiese geworfen.

Man verkauft sie noch am selben Tag.

In je größeren Massen der Fisch erscheint, um so lauter wird der Jubel der Zuschauer.

Denn diese Zuschauer hier sind nicht wie die Zuschauer in unsern Theatern.

Sie kommen nicht, um ihre Empfindungen zurückzudrängen und sich durch affectirte Gleichgültigkeit den Anschein von gutem Geschmack zu geben.

Nein, sie kommen, um sich zu amüsiren, und bei jedem schönen Barsch, bei jedem schönen Karpfen, bei jedem schönen Hecht applaudiren sie wacker und mit unverstellter Freude.

Wie bei einer wohlgeordneten Heerschau ein Corps nach dem andern defilirt und, wenn man so sagen darf, nach seinem Gewicht auszieht, leichte Plänkler voran, respectable Dragoner in der Mitte, gewichtige Kürassiere und schwere Artillerie am Ende, so defiliren die verschiedenen Fischarten.

Die kleinsten, d.h. die schwächsten, zuerst.

Die größten, d.h. die stärksten, zuletzt.

Endlich in einem gegebenen Augenblick scheint das Wasser zu versiegen.

Der Weg wird buchstäblich versperrt durch die Reserve, d.h. durch alle großen Bewohner des Teiches.

Die Aufleser haben mit wahren Ungeheuern zu kämpfen.

Dies ist die Entwicklung.

Dies ist die Stunde des Jubelgeschreis, der Augenblick des Bravorufens.

Zuletzt nach beendetem Schauspiel steht man nach den Spielern.

Diese sinken vor Mattigkeit beinahe ohnmächtig ins Gras.

Ein Theil gewinnt seine Kräfte wieder im Wasser.

Man sucht die Aale, man fragt nach den Aalen, und man zeigt Euch drei oder vier Aelchen, daumendick und von halber Armlänge.

Den Aalen ist es nämlich, vermöge ihrer Leibesbeschaffenheit, wenigstens für den Augenblick gelungen, sich dem allgemeinen Gemetzel zu entziehen.

Die Aale haben ihre Köpfe in den Schlamm gesteckt und sind verschwunden.

Deshalb sehet ihr Männer mit Flinten an den Ufern des Teichs auf und ab gehen, und deßhalb höret ihr von Zeit zu Zeit einen Schuß.

Fragt ihr: »Was bedeutet dieser Schuß?« so antwortet man euch:

»Man will die Aale her austreiben.«

Warum kommen nun die Aale aus dem Schlamm hervor, wenn man schießt? Warum ziehen sie in die Pfützen, die fortwährend im Teiche entstehen und bleiben? Und wenn sie unten im Schlamm sicher sind wie so viele Leute aus unserer Bekanntschaft, die Verstand genug zeigen, da zu bleiben, warum bleiben sie nicht da, statt nach dem Bach vorzudringen, der sie in seinem Lauf mitreißt und zuletzt zum Behälter, d.h. zum gemeinsamen Grabe führt?

Nichts leichter für das Collège de France, als diese Frage zu beantworten, nachdem es jetzt in directer Verbindung mit den Fischen steht.

Ich stelle also den Gelehrten die Frage. Sollte das Schießen nicht auf einem Vorurtheil beruhen, und sollte es nicht ganz einfach folgendermaßen zugehen, daß der Anfangs flüssige Schlamm, in welchen der Aal sich geflüchtet hat, allmähig gleich einem ausgepreßten Schwamme vertrocknet und dadurch nach und nach unbewohnbar wird, so daß sich der Fisch zuletzt genöthigt sieht, sein natürliches Element, das Wasser, zu suchen?

Ist das Wasser einmal gefunden, so ist er verloren.

Erst fünf oder sechs Tage nach Ablassung des Teiches geht man den Aalen zu Leibe.

Zu einer solchen Lustbarkeit war also die ganze Gesellschaft von Villers-Coterets, von Crespy, von Montgobert und den umliegenden Dorfschaften eingeladen.

Thibault stellte sich ein wie andere Leute.

Thibault arbeitete nicht mehr; er fand es weit einfacher, seine Wölfe für sich arbeiten zu lassen.

Er war aus einem Handwerker Herr vom Mittelstand geworden.

Es blieb ihm seht Nichts mehr zu thun übrig, als daß er sich zum Edelmann emporschwang.

Er hatte es auch fest im Sinn.

Thibault war nicht der Mann, der sich hinter den Andern hielt.

Er arbeitete also mit Händen und Füßen, um sich einen Platz, in der vordersten Reihe zu verschaffen.

Bei Ausführung dieses Manövers streifte er das Kleid einer großen, schönen Dame, neben die er zu kommen bemüht war.

Die Dame hielt auf ihren Putz, und ohne Zweifel war sie gewöhnt zu gebieten, folglich auch geringere Leute wegwerfend zu behandeln, denn sie drehte sich um, und als sie sah, wer sie gestreift hatte, ließ sie sich das Wort »Bauernlümmel!« entschlüpfen.

Aber die Dame war so hübsch, das allerdings grobe Wort war aus einem so schönen Munde gekommen, dieser augenblickliche Zorn contrastirte so garstig mit dem Zauber ihrer Züge, daß Thibault, statt mit einem Ehrentitel vom gleichen oder sogar von einem noch stärkeren Caliber zu antworten, ganz bescheiden zurücktrat und eine Art von Entschuldigung stammelte.

Man mag sagen was man will, unter allen Aristokratien ist und bleibt die Schönheit die erste.

Wäre die Dame alt und häßlich, wenn auch zehnmal eine Marquise gewesen, so würde Thibault sie zum wenigsten eine dumme Gans geschulten haben.

Vielleicht wurde indeß Thibault auch durch den Anblick der seltsamen Personnage zerstreut, welche die Cavaliersdienste bei der Dame versah.

Es war ein dickes Männchen von etwa sechzig Jahren, in schwarzen Kleidern von blendender



Eleganz aber so klein, so klein, daß sein Kopf kaum bis, an die Ellbogen der Dame reichte, und daß diese, da sie seinen Arm nicht hätte nehmen können, ohne sich eine Qual anzuthun, sich bloß majestätisch auf seine Schulter stützte.

Man hätte sie für eine antike Cybele, gelehnt an einen modernen Poussah, halten können.

Aber Welch ein allerliebster Poussah mit seinen kurzen Beinchen, seinem Wanst, der beinahe die Höschen sprengte und bis auf die Kniee herabging, seinen dicken runden Aermchen, seinen weißen Händchen, die unter den Spitzen hervorschauten, und seinem röthlichen, fleischigen Kopf, wohl gekämmt, wohl gepudert, wohl frisirt und mit einem Zöpflein versehen, das bei jeder Bewegung auf dem Frackkragen heruntänzelte!

Man konnte an jene schwarzen Käfer denken, deren Rückenschild mit ihren Beinen so wenig harmonirt, daß sie eher zu rollen als zu gehen scheinen.

Und bei all dem war sein Gesicht so jovial, seine hervorstehenden Augen strahlten eine solche Herzensgüte aus, daß man sich sympathisch zu ihm hingezogen fühlte, denn man ahnte leicht, daß das liebe Männlein allzu sehr beschäftigt war, sich selbst auf alle mögliche Arten angenehme Zeit zu verschaffen, als daß es mit dem vagen und unbestimmten Wesen, das sich Nebenmensch nennt, Streit gesucht hätte.

Auch schien das dicke Männlein ganz in Verzweiflung zu gerathen, als es hörte, wie seine Gefährtin unsern Thibault so von oben herab behandelte.

»Ei, ei, Madame Magloire! ei, ei, Frau Amtmännin! sagte er, indem er in diesen wenigen Worten seinen Nachbarn den Namen und Titel der Dame zu wissen that, »Ihr habt da ein sehr garstiges Wort zu einem armen Jungen gesagt, der diesen Zufall mehr bedauert als Ihr selbst.«

»Ach was! Herr Magloire,« antwortete die Dame, »ich soll ihm wohl noch dafür danken, daß er mir mein schönes blaues Damastkleid zerknittert und ganz verderbt hat, davon gar nicht zu reden, daß er mir auf die kleine Zehe getreten hat?«

»Bitte, verzeiht mir meine Ungeschicklichkeit, edle Dame,« versetzte Thibault. »Als Ihr Euch umdrehtet, da hat mich Euer wunderbares Gesicht geblendet wie ein Maisonnenstrahl, so daß ich nicht mehr sah, wohin ich den Fuß setzte.«

Dieses Compliment war kokett genug gedrechselt für einen Menschen, dessen gewöhnliche Gesellschaft seit drei Monaten aus einem Dutzend Wölfe bestand.

Und dennoch brachte es eine geringe Wirkung auf die schöne Dame hervor, denn sie antwortete nur mit einer höhnischen Gesichtsverziehung.

Sie hatte nämlich, trotz der Anständigkeit von Thibaults Costüm, seine Eigenschaft mit jenem merk würdigen Tact beurtheilt, welchen die Frauen aus allen Ständen in dieser Beziehung besitzen.

Der kleine dicke Herr war nachsinniger, denn er klatschte laut in seine fetten Händchen, die er vermöge der von seiner Frau angenommenen Haltung vollkommen frei hatte.

»Ah! bravo,« sagte er, »bravo! das nenne ich schön gesprochen, Herr; Ihr seid ein gescheiter Junge und scheint mir studiert zu haben, wie man mit den Frauen sprechen muß. Ich hoffe, meine Liebe, daß Ihr das Compliment ebenso gut zu schätzen wisset wie ich, und um dem Herrn zu beweisen, daß wir als gute Christen ihm durchaus keinen Groll nachtragen, ersuche ich ihn, wenn er aus der Gegend ist und ihn das nicht allzu weit von seinem Weg abführt, mit uns nach Hause zu kommen und eine gute Flasche Alten mit uns auszustecken, die uns Perrine herausholen soll.«

»Ja das sieht Euch wieder gleich, Herr Nepomuk; Euch sind alle Mittel gut, wenn es sich um's Zechen handelt, und fehlt es an Gelegenheit, so besitzt Ihr eine eigene Kunst, irgendwo eine aufzutreiben. Ihr wißt jedoch, Herr Magloire, daß der Doctor Euch ausdrücklich verboten hat, zwischen Euern Mahlzeiten zu trinken.«

»Das ist wahr, Frau Amtmännin,« versetzte Herr Nepomuk; »aber er hat mir nicht verboten, einem Charmanten Jungen, wie dieser Herr mir zu sein scheint, eine Höflichkeit zu erweisen. Seid also nachsichtig, Susann; hinweg mit dieser griesgrämigen Miene, die Euch so schlecht läßt! Zum Teufel, Madame, wer Euch nicht kennt, der könnte meinen, wir müssen so genau auf ein Kleid sehen. Nun wohl, um diesem Herrn das Gegentheil zu beweisen, will ich Euch, falls Ihr ihn bewegen könnt, uns nach Hause zu begleiten, daheim sogleich das Geld zu dem schönen Lampaskleid geben, das Ihr Euch schon so lange wünschet.«

Dieses Versprechen wirkte zauberhaft. Es besänftigte augenblicklich den Zorn der Frau Magloire, und da der Fischfang zu Ende ging, so nahm sie mit minder ungeberdiger Miene den Arm an, welchen ihr Thibault sehr linkisch, wir können es nicht leugnen, anbot.

Thibault seinerseits war ganz entzückt über die Schönheit der Dante, und da er aus den wenigen Worten der beiden Gatten ersah, daß sie die Frau eines Beamten war, so zertheilte er stolz die Menge und schritt aufrechten Hauptes und mit so entschlossener Miene, als wollte er das goldene Vließ erobern, dahin.

Und in der That dachte er, der Bräutigam der armen Agnelette, er, der schnöd zurückgewiesene Liebhaber der schönen Müllerin, nicht bloß an all das Vergnügen, das ihm die Liebe einer Amtmännin bereiten könnte, sondern auch an den Stolz, wozu sie ihn berechtigen würde, und an die Verweile, die er von einer solang ersehnten und doch so unerwarteten Eroberung zu hoffen hätte.

Da nun Madame Magloire ihrerseits nicht bloß sehr nachdenklich, sondern auch sehr zerstreut war, so daß sie bald rechts, bald links, bald vor, bald hinter sich schaute, wie wenn sie Jemand suchte, so würde es mit der Unterhaltung unterwegs ziemlich flau ausgesehen haben, wenn nicht der vortreffliche kleine Herr, der bald neben Thibault, bald neben Susanna einhertrippelte und gleich einer vollwanstigen vom Feld heimziehenden Ente herumwatschelte, so ziemlich alle Kosten derselben getragen hätte.

Thibault in Berechnung, die Amtmännin in Betrachtungen versunken, der Amtmann trippelnd, plaudernd und mit einem seinen Batisttuch seine Stirne abwischend, so kam die Gesellschaft im Dorf Erneville an, das etwas mehr als eine halbe Stunde von den Teichen von Poudron entfernt ist.

In diesem reizenden Dörfchen, das zwischen Haramont und Bonneuil, bloß hier oder fünf Büchenschüsse vom Schloß Vez, der Wohnung des Herrn Jean, liegt, hatte Herr Magloire seinen Amtssitz.

---

## XI.

### *David und Goliath.*

Man ging durch das ganze Dorf und machte auf der Straße von Longpré und von Haramont vor einem schönen Hause Halt.

Der kleine Herr, der galant war wie ein französischer Ritter, ging schon zwanzig Schritte von dem Hause voraus, stieg flinker, als man ihm zugetraut hätte, die fünf oder sechs Stufen der Freitreppe hinan, stellte sich auf seine Zehen und erreichte so mit seinen Fingerspitzen die Klingel.

Als er sie einmal festhielt, zog er auch mit einer Energie, welche die Rückkehr des Hausherrn ankündete.

Es war in der That nicht bloß eine Rückkehr, sondern ein Triumph.

Der Amtmann brachte einen Gast mit.

Eine Zofe in schönem Sonntagsstaat öffnete.

Der Amtmann flüsterte ihr ganz leise einige Worte zu, und Thibault, der bei all seiner Verehrung für schöne Frauen auch gute Mahlzeiten nicht verschmähte glaubte zu verstehen, daß er Perrine den Küchensettel vorschrieb.

Dann wandte er sich um und sagte:

»Mein werther Gast, seid willkommen im Hause des Amtmanns Nepomuk Magloire!«

Thibault ließ ehrerbietig die Frau Amtmännin vorangehen und wurde von dem kleinen Herrn in den Salon geführt.

Hier blamirte sich der Holzschuhmacher.

Noch nicht sehr an Luxus gewöhnt, war der Waldbewohner nicht schlaue genug, die Bewunderung zu verhehlen, womit die Einrichtung des Amtmanns ihn erfüllte.

Thibault befand sich zum ersten Mal in seinem Leben Damastvorhängen und vergoldeten Lehnstühlen gegenüber.

Er glaubte, daß bloß der König oder allerhöchstens der Herr Herzog von Orleans solche Vorhänge und solche Lehnstühle haben könnte.

Thibault bemerkte nicht, daß Madame Magloire ihn aufs Genaueste beobachtete, und daß keine seiner verwunderten Mienen, keiner von seinen naiven Ausbrüchen des Erstaunens der schlauen Hexe entging.

Gleichwohl schien sie nach reiflicher Erwägung den Cavalier, den Herr Magloire ihr aufgenöthigt hatte, mit freundlicheren Blicken zu betrachten.

Sie bemühte sich die Härte ihrer schwarzen Augensterne für ihn zu sänftigen.

Doch ging sie in ihrer Herablassung nicht so weit, daß sie sich auf den dringenden Wunsch ihres Mannes eingelassen hätte, welcher verlangte, seine Frau solle den Wohlgeschmack und das Bukett des Champagners dadurch verdoppeln, daß sie ihn eigenhändig ihrem Gast einschenke.«

Trotz der inständigen Zureden ihres erhabenen Gemahls weigerte sich die Frau Amtmännin dieser Zumuthung und nahm bald Müdigkeit zum Vormund, um aus ihr Zimmer zu gehen.

Aber ehe sie ging, sagte sie zu Thibault, da sie ihr Unrecht gegen ihn abzubüßen wünschte, so hoffe sie, daß er den Weg nach Erneville nicht vergessen werde.

Ein Lächeln, das die niedrigsten Zähne zum Vorschein brachte, bildete den Schluß dieser Rede.

Thibault antwortete darauf mit einer Lebhaftigkeit, welche die vielleicht etwas unpolirten Ausdrücke übersehen ließ: er schwur, daß er eher das Essen und Trinken vergessen würde, als eine Dame, die ebenso höflich als schön sei.

Madame Magloire machte eine Verbeugung, die eine Stunde weit nach der Frau Amtmännin roch, und trat ab.

Kaum hatte sie die Thüre hinter sich zugezogen, als Herr Magloire zu ihrer Ehre eine Kreiswendung ausführte, die zwar weniger leicht, aber beinahe ebenso bedeutsam war, als die eines Schuljungen, der sich von seinem Zuchtmeister erlöst sieht; dann ging er auf Thibault zu, ergriff seine beiden Hände und sagte zu ihm:

»Ach, lieber Freund, wie wollen wir jetzt trinken, da keine Weiber mehr da sind, um uns zu geniren! O die Weiber! Sie sind allerliebste bei der Messe und auf dem Ball; aber zum Teufel, bei Tisch, da sind Männer nöthig. Nicht wahr, Gevatter?«

Perrine kam herein, um ihren Gebieter zu fragen, was für einen Wein sie heraufholen solle.

Aber das lustige Männchen war ein zu guter Feinschmecker, um Geschäfte dieser Art einem Frauenzimmer anzuvertrauen.

In der That hegen die Frauen vor gewissen ehrwürdigen Flaschen nicht all den Respect, den sie verdienen, und widmen ihnen nicht all die Zartheit, womit sie behandelt werden wollen.

Er zerrte Perrine am Kleid, wie wenn er ihr Etwas ins Ohr sagen wollte.

Das gute Mädchen bückte sich um dem kleinen Mann gerecht zu werden.

Aber er drückte einen tüchtigen, derben Kuß auf ihre noch frische Wange, die nicht genug erröthete, um glauben zu machen, daß dieser Kuß etwas Neues für sie sei.

»Ei nun, wie ist's jetzt?« fragte die Dirne lachend.

»Die Sache ist die, meine liebe Perrinette,« sagte der Amtmann, »daß ich die guten Gruppen allein kenne, und da Du nun in Anbetracht ihrer Mannigfaltigkeit leicht unter ihnen fehlgehen könntest, so will ich selbst in den Keller.«

So sprechend trippelte der gute Alte auf seinen kurzen Beinchen davon, so lustig, so flink und so drollig, wie die Nürnberger Maschinenmännchen, die man mit einem Schlüssel aufzieht, worauf sie sich im Kreis herumdrehen und rechts oder links gehen, so lange die Triebfeder gespannt ist.

Nur schien das gute alte Männlein vom lieben Gott selbst aufgezo-gen zu sein und niemals ruhig bleiben zu wollen.

Thibault war allein im Zimmer.

Er rieb sich die Hände und wünschte sich Glück, in ein so gutes Haus gerathen zu sein, zwischen eine so schöne Frau und einen so liebenswürdigen Ehegahl.

Nach fünf Minuten ging die Thüre wieder auf.

Der Amtmann kam mit einer Flasche in jeder Hand und einer Flasche unter jedem Arm herein.

Die beiden Flaschen, die er unter den Armen hielt, waren moussirender Sillery erster Qualität, und da sie nicht zu fürchten brauchten, geschüttelt zu werden, so konnten sie wohl ihre

horizontale Lage beibehalten.

Die beiden andern, die er in den Händen trug und mit wahrhaft ergötzlichem Respect vor sich hin hielt, waren Chambertin Ausstich und Hermitage.

Es war Zeit zum Souper geworden.

In der Epoche, von welcher wir erzählen, dinierte man Mittags zwölf Uhr und soupirte Abends um sechs.

Ohnehin ist es im Januar um sechs Uhr schon lange Nacht, und wenn man bei Licht ißt, sei es nun um sechs Uhr oder um Mitternacht, so scheint mir das immer ein Souper zu sein.

Der Amtmann stellte seine vier Flaschen ganz sachte auf einen Tisch, dann klingelte er.

Perrinette trat ein.

»Wann können wir uns zu Tisch setzen, mein schönes Kind?« fragte Herr Magloire.

»Sobald Ihr es wünschet, Herr,« antwortete Perrine. »Da ich weiß, daß der Herr Amtmann nicht gerne wartet, so ist Alles bereit.«

»So frage die Frau Amtmännin, ob sie nicht kommen will; sag' ihr, Perrine, daß wir uns nicht ohne sie zu Tische setzen wollen.«

Perrine ging.

»Laßt uns immerhin in den Speisesaal gehen,« sagte der kleine alte Herr; »Ihr müßt Hunger haben, und wenn ich Hunger habe, so Pflege ich dem Appetit der Augen vor dem Appetit des Magens gütlich zu tun.«

»O!« sagte Thibault, »Ihr müßt ein famöser Feinschmecker sein.«

»Es ist nicht ganz ohne. Ich gehe voraus, aber nur um Euch den Weg zu zeigen.«

So sprechend verfügte sich Herr Magloire wirklich aus dem Salon in den Speisesaal.

»Ah! « machte er beim Eintreten, indem er sich vergnügt auf seinen Wanst tätschelte, »sagt einmal selbst, ob dieses Mädchen nicht verdiente, die Oberköchin eines Cardinals zu werden. Schaut nur einmal dieses kleine Souper an; es ist ganz einfach, und dennoch erfreut es wahrlich meine Augen mehr, als das berühmte Festmahl des Königs Balthasar hätte thun können.«

»Auf Ehre,« sagte Thibault, »Ihr habt Recht, Herr Amtmann; das ist ein Anblick, der Einem in der Seele wohlthut.«

Und Thibaults Augen begannen ihrerseits karfunkelartig zu leuchten.

Und dennoch war es, wie der Amtmann sagte, nur ein kleines Souper, aber so appetitlich, daß es eine wahre Lust war.

Es bestand aus einem schönen blaugekochten Karpfen, der auf einer Lage von Petersilie, ringsum mit Möhrenschnittchen belegt, in seiner Milch ruhte.

Er nahm eines der Enden des Tisches ein.

Das andere Ende war mit einer Schwarzwildkeule besetzt oder, wie wir zum Frommen derjenigen, denen dieser Ausdruck nicht vertraut sein sollte, erläutern wollen, mit der Keule eines jährigen Wildschweins, die weich in einer Spinatplatte lag und gleich einer grünen Insel in einem Ocean von duftiger Sauce schwamm.

In der Mitte prangte eine feine Rebhühnerpastete, von bloß zwei jungen Rebhühnern, die ihre Köpfe über die Kruste hervorstreckten und drein schauten, als wollten sie sich jeden Gegner mit ihrem Schnabel vom Leibe halten.

Die Zwischenräume waren mit Plättchen ausgefüllt, worauf feingeschnittene Arler Würste,

viereckige Thunfischstücke, in schönem grünem Provencer-Oel schwimmend, Sardellen, die auf einer Lage von kleingehacktem Eigelb und Eiweiß unbekannte Phantastische Lettern beschrieben, und muschelförmige Butter, augenscheinlich erst im Laufe des Tages ausgerührt, den eßlustigen Gästen entgegenlachten.

Das Dessert bestand aus zwei oder drei Sorten Käse, die wegen ihres Hauptvorzuges, nämlich den Durst zu reizen, ausgewählt worden, aus Reimser Biscuit, das schon zum Voraus unter den Zähnen krachte, und aus einigen Birnen, die sich so prachtvoll erhalten hatten, daß man deutlich sah, daß der Hausherr selbst sich die Mühe genommen hatte, sie mit eigener Hand auf dem Obstbrett umzudrehen.

Thibault war dermaßen in die Betrachtung dieses Liebhabersoupers versunken, daß er kaum die Antwort Perrine's hörte, welche meldete, die Frau Amtmännin habe die Migraine und lasse sich deßhalb zum zweiten Male bei ihrem Gast entschuldigen, gedenke sich aber bei seinem baldigen neuen Besuch schadlos zu halten.

Das alte Herrlein vernahm die Antwort mit sichtlicher Freude, athmete laut auf, klatschte applaudirend in die Hände und rief:

»Sie hat die Migraine! sie hat die Migraine! Schnell jetzt zu Tisch, zu Tisch.«

Und neben den beiden alten Flaschen Macon, die bereits als Tischwein zur Rechten jedes der beiden Schmausbrüder standen, zwischen die Plättchen mit Zwischenspeisen und die Dessertteller, schob er die vier anderen Flaschen ein, die er so eben aus dem Keller geholt hatte.

Ich glaube, daß die Frau Amtmännin weislich daran gethan hatte, sich nicht zu diesen wilden Streitern zu sehen, die einen solchen Hunger und Durst entwickelten, daß der halbe Karpfen und die beiden Flaschen verschwanden, ohne daß die Herren andere Worte mit einander gewechselt hätten, als:

»Gut! nicht wahr?«

»Delikat!«

»Gut! nicht wahr?«

»Famös!«

Delicat bezog sich aus den Karpfen.

Famös auf den alten Macon.

Vorn Karpfen und vom Macon ging man zur Pastete und zum Chambertin über.

Hier begannen die Zungen sich zu lösen.

Besonders die des Amtmanns.

Bei der Hälfte des ersten Rebhuhns und am Ende der ersten Flasche Chambertin wußte Thibault die Geschichte des Herrn Nepomuk Magloire.

Diese Geschichte war übrigens ganz und gar nicht verwickelt.

Herr Magloire war der Sohn eines Kirchenschmuckfabrikanten, der für die Capelle des Herrn Herzogs von Orleans gearbeitet hatte, welcher aus eitel Frömmigkeit für vier- bis fünfmal hunderttausend Franken Gemälde von Albano und Titian verbrannte.

Chrysostomus Magloire brachte seinen Sohn Nepomuk Magloire als ersten Mundkoch bei Herrn Philipp von Orleans, dem Sohne Ludwigs, unter. Der junge Mann hatte schon als zartes Kind einen entschiedenen Beruf für die Küche an den Tag gelegt; er war hauptsächlich im Schloß zu Villers-Coterets beschäftigt, und dreißig Jahre lang dirigierte er die Mahlzeiten des

erlauchten Herrn, der Magloire seinen Freunden als den Spiegel aller Kochkünstler pries und ihn von Zeit zu Zeit herauskommen ließ, um mit dem Herrn Marschall von Richelieu über Küchenangelegenheiten zu Plaudern.

Mit fünfundvierzig Jahren war Magloire so kugelrund geworden, daß er nicht mehr ohne eine gewisse Schwierigkeit durch die kleinen Thüren der Corridore und Küchenzimmer gehen konnte.

Er fürchtete, daß er sich eines Tages gleich dem Wiesel Lafotitaines in seinem Speicher gefangen seyen könnte, und bat daher um seinen Abschied.

Der Herzog bewilligte ihm denselben zwar ungern, aber doch weniger ungern als unter allen andern Umständen.

Er hatte vor Kurzem Frau von Montesson geheirathet und kam nur noch selten nach Villers-Coterets.

Zu den Religionsartikeln des erlauchten Herrn gehörte, daß er alte Diener nicht vergaß.

Er ließ Magloire herauskommen.

Er fragte ihn, wie viel er in seinen Diensten erspart habe.

Magloire antwortete, er habe das Glück, nicht gerade mit leeren Händen auszutreten.

Der Prinz verlangte den Betrag seines kleinen Vermögens genau zu erfahren.

Magloire gestand neuntausend Franken Rente.

»Ein Mann, der mich dreißig Jahre lang so gut gefüttert hat,« sagte der Prinz, »soll für den Rest seines Lebens zu essen haben.«

Und er erhöhte die Rente auf zwölftausend Franken, damit Magloire tausend Franken monatlich zu verzehren hätte.

Ueberdies erlaubte er ihm, sich ein vollständiges Ameublement aus der alten Geräthkammer auszuwählen.

Daher kamen die Damastvorhänge und die vergoldeten Lehnstühle, die, obschon jetzt ein wenig abgeschossen, dennoch jenes vornehme Aussehen behalten hatten, worüber Thibault in so großes Staunen gerathen war.

Am Ende des ersten Rebhuhns und bei der Hälfte der zweiten Flasche wußte Thibault, daß Madame Magloire die vierte Frau seines Wirthes war, eine Zahl, welche den alten Haushofmeister in seinen eigenen Augen um eines Armes Länge zu vergrößern schien.

Ueberdies wußte Thibault jetzt, daß Magloire sie nicht wegen ihres Vermögens, sondern wegen ihrer Schönheit geheirathet hatte, denn er war stets ein ebenso großer Liebhaber von hübschen Gesichtern und schönen Büsten, als von guten Weinen und schmackhaften Speisen gewesen.

Und Herr Magloire fügte entschlossen hinzu, daß er trotz seines Alters, wenn seine Frau heute stürbe, sich nicht im Mindesten scheuen würde, eine fünfte Heirath einzugehen.

Beim Uebergang vom Chambertin zum Hermitage, und als man mit dem Sillery abwechselte, kam Herr Magloire auf die Eigenschaften seiner Frau zu sprechen.

Sie war just nicht die leibhaftige Sanftmuth, nein, dazu fehlte ihr beinahe Alles; sie legte der Bewunderung, welche ihr Gemahl den verschiedenen Weinen Frankreichs widmete, mancherlei Hindernisse in den Weg; sie widersetzte sich mit allen möglichen Mitteln, oft sogar mit physischer Gewalt, seinen allzu zahlreichen Besuchen im Keller; sie liebte ihrerseits, mehr als einem Anhänger des Systems gänzlicher Ungenirtheit lieb sein konnte, allerlei Lumpenzeug,

englische Häubchen und Spitzem nebst anderem Flitterkram, der zum Kriegsarsenal der Frauen gehörte; für Spitzen an ihre Arme und Bänder an ihren Hals hätte sie gerne die zwölf Fässer Wein hingegeben, welche den Reichthum des Kellers ihres Gatten bildeten, wenn Herr Magloire der Mann gewesen wäre, eine solche Umwandlung zu erlauben; aber abgesehen davon, gab es keine Tugend, welche Susanna nicht besaß, und ihre Tugenden wurden überdies, wenn man dem Amtmann glauben durfte, auf so ausgezeichneten Füßen getragen, daß, wenn sie durch irgend ein Unglück einen davon verloren hätte, im ganzen Bezirk kein zu dem überbliebenen passender zu finden gewesen wäre.

Der gute alte Herr glich den ächten Wallfischen: er blies sein Glück zu allen seinen Luftlöchern aus, wie diese das Seewasser.

»Aber schon ehe er von all ihren geheimen Vollkommenheiten unterrichtet wurde, welche der Amtmann, ein zweiter König Candaulos, dem modernen Gyges zu enthüllen bereit war, hatte die Schönheit der Amtmännin auf unsern Holzschuhmacher einen so tiefen Eindruck hervorgebracht, daß er, wie wir bereits gesehen, auf dem ganzen Weg in Gedanken versunken geblieben war, und daß er, seit er bei Tische saß, noch immer von dieser Schönheit träumte und lautlos, aber wohlverstanden ohne das Essen zu vergessen, den begeisterten Phrasen lauschte, welche der über einen so gefälligen Hörer entzückte alte Herr an einander reihte, wie man die Perlen zu Rosenkränzen an einander reiht.

Inzwischen begann der würdige Amtmann nach seiner zweiten Kellerreise, die ihm einen sogenannten Knoten an die Zunge gemacht hatte, jene seltene Eigenschaft, welche Pythagoras von seinen Schülern forderte, etwas besser zu würdigen.

Demgemäß gab er Thibault zu verstehen, daß er ihm so ziemlich Alles gesagt habe, was er ihm über sich und seine Frau zu sagen wünschte, und daß es nunmehr an Thibault sei, ihm einige Aufschlüsse über sich selbst zu geben.

Der gute alte Herr fügte galant hinzu, da er mit ihm umzugehen wünsche, so wünsche er auch ihn kennen zu lernen.

Thibault hielt es jetzt für dringend nöthig, die Wahrheit ein wenig zu schminken.

Er gab sich für einen wohlhabenden Landwirth aus, der vom Ertrag zweier Bauernhöfe und von etwa hundert Morgen Land, in der Nähe von Verte-Feuille gelegen, lebe.

In diesen hundert-Morgen Land war, so sagte er, ein Gehäge einbegriffen, das einen wunderbaren Reichthum an Damhirschen, Rehen, Wildschweinen, Rothhühnern, Fasanen und Hasen darbot.

Der Amtmann müsse von allem dem kosten.

Herr Magloire war aufs Freudigste erstaunt.

Man hat an seinem Souper gesehen, daß er das Wildpret nicht verabscheute, und er war hochvergnügt, daß er solches in Zukunft ohne die Vermittlung von Wilderern, durch seinen neuen Freund erhalten werde.

Als nun die siebente Flasche ehrlich in beide Gläser ausgetröpfelt war, glaubte man, es sei Zeit aufzubrechen.

Der rothe Champagner, erste Sorte von Aï und die letzte Flasche, die geleert wurde, hatte die gewöhnliche Freundschaftlichkeit des Herrn Magloire in Zärtlichkeit umgewandelt.

Er war entzückt über seinen neuen Freund, der beinahe eben so geschickt wie er selbst das Glas zu lüpfen verstand.



Er duzte Thibault, er küßte ihn; er nahm ihm einen Schwur darauf ab, daß ein so herrlicher Abend sich bald wiederholen müsse.

Als er ihn bis zur Thüre begleitet hatte, stellte er sich zum zweiten Mal auf seine Zehen, um ihm den letzten Kuß auszudrücken.

Thibault kam ihm zu diesem Behuf aufs Bereitwilligste entgegen, indem er sich zu ihm hinabbückte.

Es schlug zwölf Uhr auf der Kirche von Erneville, als die Thüre sich wieder hinter dem Holzschuhmacher schloß.

Die Dünste der starken Weine, die er getrunken, hatten ihm schon im Hause einige Beklemmung verursacht, aber nach ärger wurde dieser Zustand, als er in die Luft kam.

Ganz betäubt taumelte er an die Mauer und lehnte sich an.

Was jetzt vorging, blieb für ihn dunkel und räthselhaft gleich Traumgeschichten.

Ueber seinem Kopf und sechs oder acht Fuß vom Boden war ein Fenster, das ihm bei seiner Schwenkung gegen die Mauer hin beleuchtet geschienen hatte, obschon sein Licht durch doppelte Vorhänge verschleiert war.

Kaum hatte er sich angelehnt, so glaubte er zu bemerken, daß dieses Fenster sich öffne.

Er meinte, es sei der würdige Amtmann, der sich nicht von ihm trennen wolle, ohne ihm ein letztes Lebewohl zuzusenden.

Er suchte sich daher von der Mauer loszumachen, um dieser verbindlichen Absicht die gebührende Ehre zu erweisen.

Vergebliches Bemühen!

Einen Augenblick glaubte er sich festgewachsen wie Epheu.

Bald begriff er, daß er sich im Irrthum befand.

Er spürte, wie sich zuerst auf seine rechte, dann auf seine linke Schulter ein Gewicht herabsenkte, so schwer, daß seine Kniee sich bogen und er an der Mauer hinglitt, wie wenn er sich setzen wollte.

Diese Bewegung schien dem Wunsch des Individuums, das ihn statt einer Leiter benützte, zu entsprechen.

Wir sehen uns zu dem Bekenntniß gedrungen, daß das aus der Höhe kommende Gewicht ein lebendiger Mann war.

Er fügte sich nach dieser Bewegung des Kniebeugens, wozu er Thibault genöthigt hatte, indem er sagte:

»Seht gut, Munter! sehr gut!

Und mit dem letzten Wörtchen sprang er zur Erde, während man das Getöne eines sich schließenden Fensters hörte.

Thibault begriff zwei Dinge:

Erstens, daß man ihn für einen gewissen Munter hielt, der vermuthlich in irgend einer Ecke in der Nähe des Schlosses schlief.

Zweitens, daß er einem Verliebten als Leiterchen hatte dienen müssen.

Beides regte ein dunkles Gefühl der Demüthigung in ihm auf.

Deßhalb griff er mechanisch nach einem wallenden Stoff, welcher ihm der Mantel des Verliebten zu sein schien, und klammerte sich mit der Beharrlichkeit betrunkenen Leute an

diesen Mantel fest.

»Was machst Du da, Kerl?« sagte eine Stimme, welche den Erinnerungen des Holzschuhmachers nicht ganz fremd schien; willst Du mich zu Grunde richten?«

»Ja gewiß will ich Euch zu Grunde richten,« antwortete Thibault, »denn ich will wissen, wer der unverschämte Bursche ist, der sich erlaubt, meine Schultern als Leiterchen zu gebrauchen.«

»Zum Henker! « sagte der Unbekannte, »Du bist es also nicht, Munter?«

»Nein, ich bin's nichts« antwortete Thibault.

»Nun denn, ob Du es bist oder nicht, ich sage Dir Dank.«

»Wie so, Dank? Das wäre mir nicht übel! Glaubt Ihr denn, damit sei Alles abgemacht?«

»Allerdings glaube ich das.«

»Dann habt Ihr Eure Rechnung ohne den Wirth gemacht.«

»Dummes Zeug! Laß mich los, Lämmel! Du bist betrunken.«

»Betrunken! Warum nicht gar? Wir haben zu zwei bloß sieben Flaschen getrunken, und davon kommen gewiß vier auf den Amtmann.« .

»Ich sage Dies noch einmal: laß mich los, besoffenes Schwein!«

»Ihr nennt mich ein besoffenes Schwein, weil ich drei Flaschen Wein getrunken habe?«

»Nein, nicht darum, weil Du drei Flaschen Wein getrunken hast, sondern weil Du von drei elenden Flaschen besoffen worden bist.«

Und mit einer mitleidvollen Geberde versuchte es der Unbekannte zum dritten Mal, seinen Mantel loszureißen.

»Verdammter Dummkopf!« sagte er, »willst Du jetzt meinen Mantel loslassen, ja oder nein?

Thibault hatte von jeher kitzliche Ohren.

Aber in seiner augenblicklichen Gemüthsstimmung ging seine Empfindlichkeit bis zur Reizbarkeit.

»Alle Hagel!« rief er, »vernehmt, mein schöner Herr, daß hier der verdammte Dummkopf nur derjenige ist, der, nachdem er die Leute benützt hat, statt der schuldigen Danksagung sie beschimpft; deßhalb weiß ich gar nicht, was mich abhält, Euch meine Faust ins Gesicht zu schlagen.«

Kaum hatte Thibault diese Drohung vollendet, als der Faustschlag, welchen er dem Unbekannten in Aussicht gestellt hatte, ihm selbst auf den Kopf kam, und zwar so schnell als eine Kugel aus dem Rohr fliegt, wenn die Lunte das Pulver berührt.

»Da sieh, Du Einfaltspinsel,« sagte diese Stimme, welche bei Thibault gewisse Erinnerungen wach rief, die mit dem empfangenen Faustschlag harmonirten, »ich bin ein ehrlicher Jude und bezahle Dir Dein Geld heim, ehe Du mir's vorgezählt hast.«

Thibault erwiderte mit einem Faustschlag auf die Brust.

Der Faustschlag war gut zugemessen, und Thibault selbst war vor seinem inneren Richterstuhl damit zufrieden.

Aber der Unbekannte schien dadurch so wenig erschüttert zu werden, als eine Eiche, welcher ein Kind einen Nasenstüber gibt.

Er antwortete mit einem zweiten Faustschlag, welcher den ersten an Kraft so sehr übertraf, daß Thibault begriff, wasmaßen er, wenn die Kraft des Riesen in diesem Verhältnis; wuchs, unfehlbar todgeschlagen werden mußte.

Aber gerade die Gewalt dieses Faustschlags brachte dem Unbekannten Unglück.

Thibault war aus ein Knie gefallen, mit der Hand aus den Boden gerathen und hatte sich die Finger an einem Stein zerstoßen.

Jetzt richtete er sich wüthend mit dem Stein in der Hand aus und warf ihn dem Unbekannten an den Kopf.

Der Coloß stieß ein Uf! aus, das dem Gebrülle eines Ochsen glich.

Er drehte sich um sich selbst und sank dann gleich einer in ihrer Wurzel abgehauenen Eiche zur Erde, wo er bewußtlos liegen blieb.

Ohne zu wissen, ob er seinen Gegner getödtet oder bloß verwundet hatte, ergriff Thibault die Flucht und sah nicht ein einziges Mal hinter sich.

Vom Hause des Amtmanns war es nicht weit in den Wald.

Thibault befand sich also sehr bald jenseits des Grabenschlößchens, bei der Ziegelbrennerei.

Kaum hatte er hundert Schritte im Wald gewartet, als er sich von seinem gewöhnlichen Geleite umgeben sah.

Der ganze Haufe empfing ihn mit Augenzwinkern und Schweifgewedel, um seine Zufriedenheit auszudrücken.

Im Uebrigen bekümmerte sich Thibault, der sich bei seiner ersten Berührung mit seiner seltsamen Leibwache so unbehaglich gefühlt hatte, jetzt so wenig mehr um sie, als wäre es ein Haufe Kaninchen gewesen.

Er sagte ihnen einige freundliche Worte, kralte dem nächsten sanft zwischen den Ohren und zog unter Betrachtungen über seinen doppelten Triumph weiter.

Er hatte seinen Wirth bei der Flasche überwunden.

Er hatte seinen Gegner im Faustkampf überwunden.

Er sprach daher in seinem fröhlichen Humor ganz laut vor sich hin:

»Du mußt es selbst gestehen, Freund Thibault, daß Du ein glücklicher Geselle bist. Frau Susanna ist in jeder Beziehung das, was Du brauchst. Amtmännin! zum Henker, das nenne ich eine Eroberung! Und wenn sie ihren Mann überlebt, Welch ein Weib für mich! Aber wenn sie einmal, ob nun als Frau oder als Geliebte, neben mir und an meinem Arme einhergeht, dann wird mich beim Teufel Niemand mehr für etwas Anderes als einen Edelmann halten. Ha! wenn ich daran denke, daß alles das ganz sicher ist, wofern ich nur keine Dummheit mache, die mir das Spiel verderbt! Denn ich habe mich wahrlich durch ihr zurückhaltendes Wesen nicht täuschen lassen. Wer keine Angst hat, flieht nicht. Sie wird gefürchtet haben, daß sie sich gleich heim ersten Mal verrathen könnte; aber wie verbindlich war sie nicht, als sie auf ihr Zimmer ging! Ja wohl, ich sehe schon, wie sich alles das von selbst macht, ich werde kaum ein Bischen nachzuhelfen brauchen. Sobald sie sich einmal an einem schönen Morgen von ihrem dicken alten Männchen befreit sieht, so ist die Sache fix und fertig. Gleichwohl kann und ganz besonders will ich diesem armen Herrn Magloire nicht den Tod wünschen. Seinen Platz einnehmen, wenn er einmal nicht mehr da ist, das geht an! aber einen Mann umzubringen, der mir so gute Weine vorgesetzt hat! ihn umzubringen, während ich diese Weine noch im Magen habe, nein, das wäre eine Ausführung, wegen welcher selbst mein Gevatter Wolf sich an mir schämen müßte.«

Sodann fuhr er mit seinem spitzbübischsten Lächeln fort:

»Und ist es überdies nicht weit besser, daß ich mir bereite Anrechte auf Frau Susanna erworben habe, wenn Herr Magloire einmal auf ganz natürlichem Weg in die andere Welt

abführt, was bei der Art, wie der Bursche ißt und trinkt, nicht mehr allzu lang anstehen kann?«

Da ihm nun ohne Zweifel die so viel gepriesenen guten Eigenschaften der Amtmännin wieder in den Sinn kamen, sagte er:

»Nein, nein, keine Krankheit, kein Tod, kein Hinscheiden! Nichts als einige jener einfachen Widerwärtigkeiten, die Jedermann zustoßen; nur wünsche ich, da mein Vortheil, das mit sich bringt, daß ihm etwas mehr zustoße als andern Leuten; in seinem Alter darf man keinen Anspruch mehr darauf machen, den jungen Wildfang oder Spießhirsch zu spielen; nein, Jeder muß nach Verdienst bedient werden. Wenn die Sache einmal so weit gediehen ist, so werde ich recht schön danken, mein Herr Vetter Wolf.«

Und Thibault, der ohne Zweifel anderer Ansicht war als meine Leser und den Spaß herrlich fand, rieb sich voll Vergnügen über diese Idee die Hände, ja er war so erfreut darob, daß er bereits in der Stadt und am Ende der Straße Lorgny angekommen war, als er sich noch fünfhundert Schritte vom Hause des würdigen Amtmanns entfernt glaubte.

Hier gab er seinen Wölfen ein Zeichen.

Es« wäre unvorsichtig gewesen, mit einer Ehrengarde von zwölf Wölfen durch ganz Villers-Coterets zu ziehen; es konnten Hunde um den Weg sein und die Hunde konnten Lärm machen..

Sechs Wölfe schwenkten also zur Rechten, sechs zur Linken ab, und obschon der Weg nicht ganz der gleiche war, so fand sich doch, da die einen schneller, die andern langsamer gingen, am Ende der Straße Lormet das Dutzend wieder vollzählig beisammen.

Vor Thibaults Hütte verabschiedeten sich die Wölfe und verschwanden.

Aber ehe sie, jeder nach seiner Seite, abzogen, forderte Thibault sie auf, sich am nächsten Abend mit einbrechender Nacht recht pünktlich wieder am gleichen Platze einzustellen.

Obschon Thibault erst um zwei Uhr Morgens nach Hause gekommen war, so erhob er sich doch mit dem Tag.

Freilich erhebt sich im Januar der Tag spät.

Thibault brütete über einem Plan.

Er hatte sein Versprechen, dem Amtmann Wildpret aus seinem Gehäge zu schicken, nicht vergessen.

Nur bestand sein Gehäge aus sämtlichen Waldungen Sr. durchlauchtigsten Hoheit des Herrn Herzogs von Orleans.

Deßhalb war er so früh aufgestanden.

Es hatte von zwei bis vier Uhr Morgens geschneit.

Mit der Umsicht und Gewandtheit eines Spürhundes untersuchte er den Wald nach allen Richtungen.

Er suchte die Lager der Hirsche und Rehe, die Suhllachen der wilden Schweine und die Nester der Hasen; er beobachtete die Gänge, welche die Thiere machten, um ihre Nächte zuzubringen.

Als sodann Finsternis; über den Wald ausgebreitet lag, da stieß er (man lernt mit den Wölfen heulen) ein Geheul aus, das ihm den Vorbann und Nachbann der in der vorigen Nacht eingeladenen Wölfe zuführte.

Alles kam, selbst Wölflein vom heurigen Jahre.

Thibault erklärte ihnen hierauf, daß er eine ganz außerordentliche Jagd von ihnen erwarte.

Um sie anzuspornen, kündigte er ihnen an, daß er selbst mitgehen und sie unterstützen werde.

Es war wirklich eine wunderbare Jagd.

Die ganze Nacht hindurch erscholl das düstere Gewölbe des Waldes von schrecklichem Geheul.

Hier fiel ein von einem Wolf verfolgtes Reh, an der Kehle gepackt von einem andern Wolf, der im Hinterhalt lag.

Dort kam Thibault, mit dem Messer in der Hand wie ein Fleischer, drei oder vier von seinen wilden Genossen zu Hilfe und tödtete ein schönes vierjähriges Schwein, das sie gepackt hatten.

Eine alte Wölfin kam mit einem halben Dutzend Hasen, welche sie inmitten ihrer verliebten Belustigungen überfallen hatte, und sie konnte nur mit großer Mühe ihre Jungen verhindern, in unehrerbietiger Gefräßigkeit, ehe noch der Herr der Wölfe seine Gebühren vorweggenommen, eine ganze Familie von Rothhühnern zu verschlingen, welche diese jungen Maraudeurs im Schlaf überrumpelt hatten.

Frau Susanna Magloire hatte in diesem Augenblick nicht die leiseste Ahnung von dem, was ihr zu Liebe im Walde von Villers-Coterets geschah.

Nach zwei Stunden hatten die Wölfe einen ganzen Wagen voll Wildpret vor Thibaults Hütte zusammengebracht.

Thibault traf seine Wahl, dann überließ er ihnen noch reiche Beute.

Endlich lud er den Rest auf zwei Maulthiere, die er unter dem Vorwand, seine Holzschuhe nach der Stadt zu bringen, von einem Köhler borgte, und brach nach Villers-Coterets auf, wo er einen Theil seines Raubs an den Wildprethändler verkaufte, die feinsten und von den Wolfsklauen am wenigsten zugerichteten Stücke aber für Madame Magloire zurückbehielt.

Er hatte Anfangs im Sinn gehabt, dem Amtmann alles das in eigener Person zu überbringen.

Aber Thibault fing an, einigen Anstrich von Cultur zu bekommen.

Ei: hielt es für anständiger, sein Geschenk vorauszuschicken, er belastete daher einen Bauer mit all diesem Wildpret, gab ihm ein Dreißigsousstück und schickte ihn zu dem Amtmann von Erneville mit einem einfachen Papier, worauf die Worte standen: »Von Herrn Thibault.«

Er selbst gedachte seiner Botschaft bald nachzufolgen.

Er folgte ihr in der That so schnell, daß er ankam, als Herr Magloire das so eben empfangene Wildbret gerade auf einem Tisch auslegte.

Und da der Amtmann im ganzen Feuer seiner Dankbarkeit war, so streckte er seine Aermchen gegen seinen Freund von vorgestern aus und versuchte es, ihn unter lautem Freudengeschrei an sein Herz zu drücken.

Wir sagen: er versuchte es, denn zwei Dinge widersetzten sich diesem Wunsche:

Die Kleinheit seiner Arme und die Rundheit seines Wanstes.

Aber er dachte, daß da, wo er selbst nicht ausreiche, Madame Magloire ihm helfen könne.

Er eilte also an die Thüre und schrie aus vollem Halse:

»Susanna! Susanna!i«

In der Stimme des Amtmanns lag ein so außerordentlicher Ausdruck, daß seine Frau auf irgend etwas Neues schloß, ohne sich jedoch klar machen zu können, ob in Gutem oder in Bösem.

Sie kam also eilig herab, um die Sache selbst beurtheilen zu können.

Sie fand ihren Gatten außer sich vor Vergnügen um den Tisch herum trippelnd, auf welchem

er, man muß es sagen, das allererfreulichste Bild, das sich den Blicken eines Eßkünstlers darbieten konnte, aufgestellt hatte.

Sobald Susanna erschien, rief ihr Mann, in die Hände klatschend:

»Komm her, Frau, schau, was unser Freund Thibault uns bringt, und saget ihm Euren Dank. Das nenne ich einmal sein Wort halten. Er versprach uns einen Korb voll Wildpret aus seinem Gehäge, und nun schickt er einen Wagen voll. Reich ihm die Hand, gib ihm schnell einen Kuß und schau mir das alles an.«

Madame Magloire gehorchte den Befehlen ihres Gatten mit der größten Bereitwilligkeit, reichte Thibault die Hand, ließ sich von ihm küssen und senkte dann ihre schönen Augen auf diese Victualiensammlung, welche die Bewunderung ihres Mannes ausmachte.

Und diese Sammlung, die ihren gewöhnlichen Mahlzeiten eine so angenehme Zugabe brachte, war in der That bewunderungswürdig.

Zuerst und als Hauptstücke kamen Kopf und Keule von einem Wildschwein mit festem und saftigem Fleisch; sodann eine schöne dreijährige Rehgeiß, die so zart sein mußte, wie der Thau, welcher gestern noch auf dem Gras geheilt, das sie abweidete; hierauf Hasen mit dicken, fleischigen Schlegeln, echte Haidehasen von Gondreville, bei Thymian und Quendel großgewachsen; endlich so duftige Fasanen, so delikate Rothhühner, daß man, wenn sie einmal am Spieß steckten, über dem Wohlgeruch ihres Fleisches die Pracht ihres Gefieders vergaß.

Nun verschlang die Einbildungskraft des dicken Kleinen alles das zum Voraus, sie bereitete das als Wildschwein als Carbonade, die Rehgeiß mit pikanter Sauce, die Hasen als Pasteten, die Fasanen mit Trüffeln, die Rothhühner à la Vaupalière, und das alles besprach er mit so viel Ausdruck und Feuer, daß jedem Gourmand, der ihn gehört hätte, das Wasser im Munde hätte zusammenlaufen müssen.

Der Enthusiasmus des Amtmanns machte, daß Frau Susanna vergleichungsweise etwas kalt erschien.

Gleichwohl ergriff sie eine gewisse Initiative, indem sie Thibault mit der verbindlichsten Freundlichkeit erklärte, sie werde ihn nicht mehr auf seine Güter zurückkehren lassen, bevor sämtlicher Mundvorrath, der jetzt durch seine Güte ihre Speisekammer fülle, aufgezehrt sei.

Man kann sich Thibaults Vergnügen denken, als er die Dame auf solche Weise seinen liebsten Wünschen entgegenkommen sah.

Er versprach sich Wunder von diesem Aufenthalt in Erneville und ging in der Freudigkeit seines Herzens so weit, daß er Herrn Magloire aufforderte, irgend ein appetitförderndes Getränk herzuschaffen, das ihre Magen zum würdigen Empfang der Speisen befähige, welche Jungfer Perrine ihnen bereiten werde.

Herr Magloire war hoch erfreut, daß Thibault nichts vergessen hatte, nicht einmal den Namen seiner Köchin.

Man ließ Wermuth holen.

Dies war ein in Frankreich noch sehr unbekanntes Getränk, das der Herr Herzog von Orleans aus Italien kommen ließ, und womit der Haushofmeister Sr. Durchlauchtigen Hoheit einen Amtsvorfahr huldreich beschenkte.

Thibault machte eine Grimasse.

Er fand, daß das exotische Getränk einem hübschen kleinen vaterländischen Chablis nicht gleichkam.

Aber als Herr Magloire ihm gesagt hatte, daß er in Folge dieses Wundertrankes binnen einer Stunde einen grimmigen Appetit verspüren würde, da machte er keine Bemerkung mehr, sondern half dem Amtmann getreulich seine Flasche leeren.

Frau Susanna ihrerseits war auf ihr Zimmer zurückgegangen, um das zu machen, was die Damen eine kleine Toilette nennen, und was gewöhnlich nichts Anderes als ein vollständiger: Decorationswechsel ist.

Bald nahte die Essensstunde.

Frau Susanna kam von ihrem Zimmer herab.

Sie war blendend in ihrem schönen, mit Cantille gestickten, grauen Damastkleid, und die verliebten Aufwallungen, welche sie bei Thibault hervorrief, ließen den Holzschuhmacher nicht an die Verlegenheit denken, in die er nothwendig gerathen mußte, wenn er zum ersten Mal in so schöner und so aristocratischer Gesellschaft schmauste.

Thibault biß sich, zu seinem Lob sei es gesagt, nicht ganz schlecht heraus.

Er gab nicht bloß redlich seiner schönen Wirthin Blick um Blick zurück, sondern er hatte auch sein Knie ein wenig dem ihrigen genähert und erlaubte sich einen sanften Druck auf dasselbe.

Auf einmal und während Thibault sich gerade dieser Beschäftigung hingab, heftete Frau Susanna, die ihn bisher zärtlich angeschaut hatte, ihre Blicke ganz starr auf ihn.

Dann öffnete sie den Mund und brach in ein so heftiges Gelächter aus, daß es in Nervenzuckungen ausartete, woran sie beinahe erstickte.

Ohne sich bei den Folgen aufzuhalten, ging Herr Magloire direct auf die Ursachen zurück.

Er betrachtete jetzt Thibault ebenfalls und benurhigte sich weit mehr über das, was er Beängstigendes an seinem neuen Freund wahrzunehmen glaubte, als über den Nervenüberreiz, den sich seine Frau durch ihre allzu große Heiterkeit zugezogen.

»Ach, was ist das, Gevatter?« rief er, indem er voll Angst seine beiden Aermchen gegen Thibault ausstreckte, »Ihr flammet ja, Gevatter, Ihr flammet.«

Thibault stand eilig auf.

»Was gibt es denn?« fragte er.

»Ihr habt Feuer in den Haaren,« antwortete der Amtmann naiv, indem er in seiner Herzensangst die vor seiner Frau stehende Wasserflasche ergriff, um den Brand in Thibaults Haaren zu löschen.

Der Holzschuhmacher fuhr instinktmäßig mit der Hand nach seinem Kopf.

Da er jedoch keine Wärme spürte, so errieth er, um was es sich handelte, und sank schrecklich blaß auf seinen Stuhl zurück.

Er war seit zwei Tagen dermaßen beschäftigt gewesen, daß er die Vorsicht-Maßregel, welche er der Müllerin gegenüber ergriffen, nämlich mittelst einer eigenthümlichen Frisur diejenigen Haare, auf welche der schwarze Wolf ein Eigenthumsrecht besaß, unter den anderen zu verstecken, gänzlich vergessen hatte.

Ferner ist wahr, daß während dieser Zeit in Folge einer Menge kleiner Wünsche, die ihm entfahren und mehr oder weniger auf den Schaden seines Nebenmenschen gerichtet waren, die gezeichneten Haare sich ganz schrecklich vermehrt hatten. In diesem Augenblicke hatte der Unglückliche Haare, die ebenso hell glänzten, als die zwei gelben Wachslichter, welche das Zimmer beleuchteten.

»Zum Teufel, Herr Magloire, « sagte Thibault, indem er seine Aufregung zu bemeistern versuchte, »Ihr habt mir eine schreckliche Angst eingejagt.«

»Aber . . . « stammelte der Amtmann, indem er fortwährend mit einem gewissen Entsetzen auf die flammende Locke Thibaults deutete..

»Ach was!« versetzte dieser, »Ihr müßt Euch nicht daran stoßen, daß ein Theil meiner Haare vielleicht etwas Ungewöhnliches hat; dies kommt daher, daß meine Mutter, als sie mit mir schwanger war, an einem großen Feuer erschrocken ist, worin sie beinahe umgekommen wäre.«

»Was noch sonderbarer ist,« meinte Frau Susanna, die ein großes Glas Wasser hinabgestürzt hatte, um ihr Gelächter zu dämpfen, »ich habe diesen wunderlichen Glanz heute zum ersten Mal bemerkt.«

»Ei wahrhaftig,« sagte Thibault, der nicht recht wußte, was er antworten sollte.

»Vorgestern,« fuhr Frau Susanna fort, »erschieden mir Eure Haare so schwarz wie mein Samtmantel, und dennoch dürft Ihr mir glauben, daß ich Euch mit großer Aufmerksamkeit betrachtet habe, Herr Thibault.«

Diese letzte Phrase gab Thibault seine Hoffnungen und mit ihnen auch seine gute Laune zurück.

»Potz Wetter, Frau Amtmännin,« sagte er, »rothe Haare, warmes Herz, das ist ein alter Spruch, und ein anderes Sprichwort sagt, daß ein recht sein und blank polirter Holzschuh gar häufig geheime Ritzen und Splitter hat.«

Madame Magloire verzog ihr Gesicht zu diesem der Holzschuhmacherkunst entnommenen Dictum.

Aber wie gar häufig, so begegnete es dem Amtmann auch jetzt, daß er die Ansicht: seiner Frau nicht theilte.

»Was mein Gevatter Thibault spricht, ist Goldes werth,« sagte er, »und ich brauche gar nicht weit zu gehen, um ein Beispiel zu finden, auf das seine Sprichwörter passen. Diese Lyoner Suppe da sah verdammt wenig gleich und dennoch haben mir noch niemals Zwiebeln und Brod, in Gänseschmalz gebacken, so trefflich gemundet.«

Von diesem Augenblick an war von Thibaults flammender Locke nie mehr die Rede.

Gleichwohl schienen Frau Susanna's Augen unwiderstehlich zu dieser Teufelslocke hingezogen zu werden, und so oft der spöttische Blick der Amtmännin den seinigen kreuzte, glaubte Thibault auf ihren Lippen einen neuen beleidigenden Drang zum Lachen zu entdecken.

Dies ärgerte ihn.

Unwillkürlich fuhr er jeden Augenblick mit der Hand in seine Haare und bemühte sich, die unselige Locke unter die anderen Haare zu stecken.

Aber die Locke hatte nicht bloß eine ungewöhnliche Farbe, sondern auch eine unerhörte Steifheit.

Es waren keine Menschenhaare mehr, sondern Roßhaare.

Vergeblich waren alle Bemühungen Thibaults, die Teufelshaare zu biegen und unter seinen eigenen, zu verstecken; nichts, selbst das Brenneisen nicht, wäre im Stande gewesen, sie aus ihrer natürlichen Lage zu bringen.

Trog aller dieser Bekümmernisse wurden Thibaults Kniee immer zärtlicher.

Da nun Madame Magloire, wenn sie auch seine verliebten Herausforderungen nicht



erwiederte, doch keineswegs gewillt schien, sich denselben zu entziehen, so zweifelte der ehrgeizige Thibault kaum mehr an der Gewißheit seiner Eroberung.

Die Sitzung verlängerte sich bis in die tiefe Nacht.

Und da Frau Susanna, der die Zeit lang zu werden schien, oft vom Tische aufstand und im Haus hin und her ging, so benutzte Herr Magloire die Abwesenheiten seiner Frau zu wiederholten Besuchen in seinem Flaschenkeller.

Er versteckte die Flaschen im Futter seines Hausrocks, und wenn sie einmal auf dem Tisch standen, so leerte er sie so schnell, daß sein Kopf allmählig schwerer wurde und sich auf den Magen hinabneigte, ein deutliches Zeichen, daß es Zeit war, dem Gelage ein Ende zu machen, wenn der gute alte Herr nicht unter den Tisch sinken sollte.

Thibault seinerseits war entschlossen, diesen Umstand zu einer Liebeserklärung gegen die Amtmännin zu benützen, und da ihm die Schlafseligkeit ihres Gatten eine gute Gelegenheit zu bieten schien, so sagte er, daß er jetzt nicht ungern zu Bette gehen würde.

Auf diese Erklärung erhob man sich von der Tafel.

Perrine wurde gerufen, um dem Gast sein Zimmer zu weisen.

Auf dem Wege durch den Corridor fragte Thibault das Mädchen aus.

Nro. 1 im Gange war das Zimmer des Herrn.

Nro. 2 das Zimmer der Frau.

Nro. 3 war für ihn selbst bestimmt.

Nur standen die Zimmer des Amtmanns und seiner Frau durch eine innere Thür mit einander in Verbindung, während Thibaults Zimmer keine andere Thüre hatte, als auf den Gang hinaus.

Ueberdies hatte er bemerkt, daß Frau Susanna ins Zimmer ihres Gatten getreten war.

Er dachte mit Recht, daß ein frommes Gefühl ehelicher Pflicht sie dahin führe.

Der Zustand, worin sich der gute Amtmann befand, erinnerte stark an denjenigen, worin Noah von seinen Söhnen verspottet wurde: Frau Susanna mußte Hand anlegen, damit er auf sein Zimmer gelangte.

Thibault schlich sich auf den Zehen aus seinem Zimmer, machte es sorgfältig wieder zu, lauschte an der Thür der Amtmännin und da er kein Geräusch im Zimmer hörte, suchte er mit seiner Hand nach dem Schlüssel. Dieser steckte wirklich; Thibault holte noch einmal tief Athem und drehte versuchsweise einmal um.

Die Thür ging auf.

Das Zimmer befand sich in gänzlicher Dunkelheit.

Aber Thibault hatte sich in seinem Umgang mit den Wölfen auch einige von ihren Eigenschaften angeeignet. z.B. die, bei Nacht zu sehen.

Er warf einen flüchtigen Blick im Zimmer umher und sah zu seiner Rechten das Kamin, diesem gegenüber ein Canapee mit großem Spiegel; hinter sich, auf der Seite des Kamins, das Bett: mit einem Lampasüberwurf; vor sich, auf der Seite des Canapees, ein Toilettentischchen, worauf eine Masse Spitzen lagen, und endlich zwei große Fenster mit Vorhängen.

Er verbarg sich hinter den Vorhängen des einen Fensters und wählte zu diesem Zweck instinctmäßig dasjenige, das am weitesten vom Zimmer des Eneherrn entfernt war.

Nach einer Viertelstunde, während welcher Thibaults Herz so stark pochte, daß seine Schläge ihn — ein unglückseliges Vorzeichen! — an das Ticketack der Mühle von Coyolles erinnerte,

kam Frau Susanna in ihr Zimmer.

Thibaults erster Plan war gewesen, sobald Frau Susanna hereingekommen wäre und die Thüre hinter sich zugemacht hätte, aus seinem Versteck hervorzutreten, sich zu ihren Füßen zu werfen und ihr seine Liebe zu erklären.

Aber er dachte, daß Madame Magloire vielleicht, in ihrer Ueberraschung und bevor sie ihn erkannt hätte, einen verrätherischen Schrei nicht zu unterdrücken vermöchte, und deshalb hielt er es für besser, erst dann vorzutreten, wenn Herr Magloire ganz sicher eingeschlafen wäre.

Vielleicht daß ihn zu diesem Aufschub auch jenes Gefühl bestimmte, das selbst den entschlossensten Mann veranlaßt, den entscheidenden Augenblick immer noch ein wenig fern zu wünschen, zumal wenn dieser Augenblick so gefahrvoll ist, wie derjenige, von welchem das Glück oder Unglück des Holzschuhmachers abhängen sollte.

Denn Thibault hatte sich so beständig vorgeschwätzt, daß er in Frau Magloire sterblich verliebt sei, daß er es am Ende selbst glaubte, und trotz der Gönnerschaft des schwarzen Wolfes war er nicht frei von einer gewissen Schüchternheit, die allen Verliebten anklebt.

Er hielt sich also ruhig hinter seinen Vorhängen.

Inzwischen hatte sich die Amtmännin vor den Spiegel ihrer Pompadourtoilette gesetzt und begann sich herauszuputzen, als müßte sie auf einen Ball oder zu einer Procession gehen.

Sie probirte zehn Schleier, ehe sie einen wählte.

Sie strich die Falten ihres Kleides zurecht.

Sie umgab ihren Hals mit einer dreifachen Perlenreihe.

Sodann behing sie ihre Arme mit all ihren Bracelets.

Endlich ordnete sie ihren Kopfputz mit der größten Sorgfalt.

Thibault verlor sich in Muthmaßungen über den Zweck dieser Koketterie, als er auf einmal ziemlich stark ans Fenster klopfen hörte, so daß er zusammen fuhr.

Frau Susanna ihrerseits fuhr ebenfalls zusammen.

Dann löschte sie augenblicklich das Licht, und der Holzschuhmacher hörte, wie sie auf den Zehen ans Fenster schlich und es mit aller ordentlichen Behutsamkeit öffnete.

Am Fenster wurden einige Worte geflüstert, welche Thibault nicht verstehen konnte.

Aber indem er den Vorhang ein wenig öffnete, sah er in der Dunkelheit eine riesige Gestalt, die durchs Fenster zu klettern schien.

Jetzt fiel ihm sein Abenteuer mit dem Unbekannten wieder ein, dessen Mantel er nicht loslassen gewollt, und den er sich so glücklich mit einem Steinwurf auf die Stirne vom Halse geschafft hatte.

Bei genauerem Orientiren schien es ihm, als sei dies dasselbe Fenster, von welchem der Riese sich auf seine Schultern hinabgelassen habe.

Diese Vermuthung war übrigens logisch.

Wenn ein Mann zu diesem Fenster aufstieg, so hatte wohl auch ein Mann aus demselben hinabsteigen können.

Und wenn ein Mann hinabgestiegen war, so war dies, wollte er nicht anders der Frau Amtmännin sehr umfassende Bekanntschaften und große Mannigfaltigkeit des Geschmacks zutrauen, wahrscheinlich der Mann, der jetzt heraufstieg.

Kurz und gut, wer nun auch der nächtliche Besucher sein mochte, Frau Susanna streckte ihre

Hand nach der Erscheinung aus, welche so plump ins Zimmer sprang, daß der Boden zitterte und alle Möbel wackelten.

Offenbar war die Erscheinung kein Geist, sondern ein Körper, und zwar gehörte der Körper zur Kategorie der schweren Körper.

»O habt Acht, gnädiger Herz« flüsterte Frau Susanna; »so gut mein Mann auch schläft, so konntet Ihr ihn doch aufwecken, wenn Ihr einen solchen Lärm macht.«

»Beim Horn des Teufels, meine schöne Freundin,« antwortete der neue Gast, dessen Stimme Thibault als dieselbe erkannte, mit welcher er neulich so freundliche Worte gewechselt hatte, »ich bin kein Vogel. Gleichwohl war es mir, als ich unter Eurem Fenster mit schmerzlicher Ungeduld der Schäferstunde entgegen harrete, als müßten mir Flügel wachsen, um mich in dieses Stübchen zu tragen, das den Gegenstand all meines Sehnsens umschließt.«

»O, gnädiger Herr,« versetzte Madame Magloire mit verliebter Ziererei, »auch mich machte es sehr traurig, daß ich Euch im Wind und in der Kälte warten lassen mußte; aber unser fremder Gast hat uns erst vor einer halben Stunde allein gelassen.«

»Und was habt Ihr in dieser halben Stunde gethan, meine holde Freundin?«

Ich mußte Herrn Magloire ins Bett helfen, um mich zu versichern, daß er uns nicht stören würde.«

»Ihr habt immer Recht, mein Herzenssusannchen!«

»Ihr seid allzu gütig, gnädiger Herr,« antwortete die Amtmännin.

Wir sollten sagen: »sie wollte antworten,« denn diese letzten Worte wurden erdrückt, wie wenn sich ein fremder Körper auf die Lippen der Dame gelegt und sie am Weitersprechen verhindert hätte.

Zu gleicher Zeit hörte Thibault ein Getöse, das ihm von einem Kuß zu kommen schien.

Thibault begriff den ganzen Umfang der neuen Täuschung, die ihm vorbehalten zu sein schien.

Seine Betrachtungen wurden durch ein wiederholtes Husten des neuen Ankömmlings unterbrochen.

»Wenn wir dieses Fenster schlössen, meine Liebe?« sagte derselbe, nachdem er ausgehustet hatte.

»Ach gnädiger Herr, entschuldigt mich,« bat Frau Susanna, »dies sollte bereits geschehen seien.«

Und sie ging ans Fenster und verschloß es zuerst hermetisch, dann noch hermetischen indem sie die Vorhänge darüber zog.

Inzwischen hatte der Fremde, der ganz that wie zu Hause, einen Lehnstuhl vor das Feuer gezogen, sich recht bequem ausgestreckt und wärmte aufs Wollüstigste seine Füße.

Frau Susanna bedachte ohne Zweifel, daß es für einen erfrorenen Menschen nichts Dringenderes gebe, als sich wieder zu wärmen, denn ohne mit ihrem aristokratischen Galan deßhalb einen ähnlichen Streit anfangen zu wollen, wie Cleanthis mit Sosius, näherte sie sich dem Lehnstuhl und stützte graziös ihren Ellbogen auf.

Thibault sah die Gruppe, die sich beim Schein des Kaminfeuers kräftig abzeichnete von hinten und wurde wüthend.

Der Unbekannte schien Anfangs lediglich mit seiner Wiedererwärmung beschäftigt zu sein.

Endlich, als die Wärme ihre Wirkung hervorgebracht hatte, fragte er:

»Und wer ist denn dieser Fremde?«

»O gnädiger Herr,« erwiderte Madame Magloire, »ich glaube fast, daß Ihr ihn nur zu gut kennt.«

»Wie so?« fragte der begünstigte Liebhaber, sollte es wieder dieser Lumpenhund von neulich sein?«

»Kein anderer, gnädiger Herr.«

»Er soll mir nur wieder vor die Fuchtel kommen!«

»Gnädiger Herr, « sagte Frau Susanua mit flötenweicher Stimme, »man soll keine bösen Pläne gegen seine Feinde schmieden; im Gegentheil lehrt unsere heilige katholische Religion, daß wir ihnen verzeihen sollen.«

»Es gibt noch eine andere Religion, welche das lehrt, meine holde Freundin, und das ist diejenige, die in Euch ihre allmächtige Göttin verehrt und in mir einen demüthigen Jünger hat. Ja, es ist wahr, ich sollte diesem Lümmel nicht so gram sein, denn eben weil er mich so tückisch zu Falle gebracht und so niederträchtig zugerichtet, habe ich diese schon so lang ersehnte Gelegenheit gefunden, mich hier einzuführen; weil er mir diesen gottgesegneten Stein an die Stirne geworfen hat, bin ich in Ohnmacht gefallen; weil Ihr mich ohnmächtig sahet, habt Ihr Euern Mann gerufen; weil Euer Mann mich bewußtlos unter Euern Fenstern fand und glaubte, daß ich von Verbrechern in diesen jämmerlichen Zustand versetzt worden sei, hat er mich in sein Haus bringen lassen; weil Ihr endlich Mitleid über die Leiden empfanDET, die ich um Euer willen erduldet, habt Ihr mir gütigst erlaubt, hierher zu kommen; folglich ist dieser Lumpenhund, dieser Bauernlümmel, dieser Tölpel für mich die Quelle aller Freude, denn meine einzige Freude ist Eure Liebe; deßungeachtet aber möchte ich dem Halunken nicht rathen, sich jemals in den Bereich meiner Reitpeitsche zu wagen.«

»Verdammt!« murmelte Thibault, »es scheint, daß auch diesmal wieder mein Wunsch einem Andern genützt hat. Ha, schwarzer Wolf, mein Freund, ich bin in der Schule! aber hol mich der Teufel! ich werde mich künftig so lange besinnen, ehe ich wünsche, bis der Schüler zuletzt zum Meister wird.«

»Aber,« fragte Thibault sich selbst, »wem mag doch diese Stimme gehören, die mir so bekannt vorkommt? Denn daß ich sie kenne, das ist ganz sicher.«

»Gnädiger Herr,« versetzte die Dame, »Ihr würdet auf den armen Teufel noch weit zorniger werden, wenn ich Euch Etwas gestände.«

»Was denn, meine Holde?«

»Daß dieser Halunke, wie Ihr ihn nennet, mir den Hof macht.«

»Pfu!«

»Und doch ist es nicht anders, gnädiger Herr,« lachte Frau Susanna.

»Wer? dieser Bauer, dieser Schurke, dieser Lümmel? Wo ist er? wo halt er sich verborgen? Beim Belzeub, ich werfe ihn meinen Hunden vor.«

Jetzt endlich erkannte Thibault seinen Mann.

»Ha, mein lieber Herr Jean,« sagte er, »Ihr seid's?«

»O Ihr könnt ganz ruhig sein, gnädiger Herr,« sagte Frau Susanna, indem sie ihre beiden Hände auf die Schultern ihres Liebhabers legte und ihn auf seinen Sitz zurücknöthigte, »man liebt doch bloß Ew. Herrlichkeit, und selbst wenn man Euch nicht liebte, so würde ich doch

einem Menschen, der mitten auf der Stirne eine rothe Haarlocke hat, niemals mein Herz schenken.«

Und die Erinnerung an diese unglückselige Locke, die schon über Tisch so gewaltig auf ihre Lachmuskeln gewirkt hatte, rief bei Madame Magloire einen neuen Ausbruch ihrer Heiterkeit hervor.

Thibault wurde von einer grimmigen Wuth über die Amtmännin erfaßt.

»Ha, verrätherisches Weibsbild,« sagte er, »ich weiß nicht, was ich darum geben würde, wenn Dein Mann, Dein braver, ehrlicher Mann, jetzt hereinkäme und Dich überraschte.«

Thibault hatte nicht so bald diesen Wunsch vollendet, als die Verbindungsthüre zwischen den Zimmern der beiden Gatten sich wagenweit öffnete und Herr Magloire mit einer riesigen Nachtmütze auf dem Kopf, die ihm beinahe fünf Fuß Höhe gab, und einem brennenden Wachsstock in der Hand, ins Zimmer trat.

»Ei der Tausend!« murmelte Thibault, »ich glaube, jetzt kommt das Lachen an mich.«

---

## Zweiter Band

### XII.

*Wasmaßen eine Frau niemals beredter spricht, als wenn sie nicht spricht.*

**W**ährend seines Selbstgesprächs überhörte Thibault einige Worte, welche Susanna ganz leise zu Herrn Jean sagte.

Er sah sie bloß wie ohnmächtig dem Baron in die Arme sinken.

Der Amtmann blieb vor der seltsamen Gruppe, die sein Wachsstock beleuchtete, stehen.

Da er sich mit seinem Gesicht Thibault gegenüber befand, so suchte dieser in der Physiognomie des Herrn Magloire zu lesen, was in seinem Innern vorging.

Aber das joviale Gesicht des Amtmanns war von der Natur so wenig zur Abspiegelung extremer Erregungen geschaffen, daß Thibault in der Miene des gutherzigen Eheherrn nichts Anderes als wohlwollendes Staunen zu erkennen vermochte.

Offenbar konnte auch Herr Jean seinerseits: nichts Anderes darin lesen, denn mit einer Unbefangenheit, welche Thibault ganz wunderbar fand, rief er Herrn Magloire zu:

»Nun, Herr Amtmann, wie steh's heute Abend mit dem Fläschchen, alter Junge?«

»Ei wie! Ihr seid's, gnädiger Herr?« antwortete der Amtmann, indem er seine dicken Augen weit aufriß.

»Bitte tausendmal um Entschuldigung! Wenn ich mir hätte denken können, daß ich die Ehre haben würde, Euch hier zu treffen, so würde ich mir nicht erlaubt haben, in einem so unziemlichen Costüm zu erscheinen.«

»Bah! bah! Bah!«

»Doch, gnädiger Herr; erlaubt, daß ich ein wenig Toilette mache.«

»Nur keine Umstände, lieber Freund,« versetzte Herr Jean; »nach der Abendglocke muß man doch seine Freunde ohne Ceremoniell empfangen können. Und dann gibt es hier etwas Dringenderes zu thun, Gevatter.«

»Was denn, gnädiger Herr?«

»Madame Magloire wieder zum Bewußtsein zu bringen, denn Ihr sehet ja, daß sie ohnmächtig in meinen Armen liegt.«

»Ohnmächtig! Susanna ohnmächtig! O mein Gott!« rief das gute Männchen, indem es sein Licht aufs Kamin stellte; »wie ist denn dieses Unglück geschehen?«

»Wartet, wartet, Herr Magloire,« sagte Herr Jean, »vor allen Dingen müssen wir Eure Frau recht bequem in einen Lehnstuhl legen; Nichts genirt die Frauen mehr als eine unbequeme Lage, wenn sie das Unglück haben, in Ohnmacht zu fallen.«

»Ihr habt Recht, gnädiger Herr; wir wollen sie vor Allem in einen Lehnstuhl sehen. O

Susanna! Arme Susanna! wie mag ihr doch dieses Unglück widerfahren sein?«

»Jedenfalls, lieber Gevatter, werdet Ihr hoffentlich nichts Böses von mir denken, weil Ihr mich unter solchen Umständen und zu dieser Stunde in Eurem Hause finden.«

»Das wird mir nie einfallen, gnädiger Herr,« versetzte der Amtmann; »die Freundschaft, womit Ihr mich beehret, und die Tugend von Madame Magloire sind mir genügende Bürgschaften dafür, daß meine arme Wohnung, zu welcher Stunde es auch sein möge, durch einen Besuch von Euch nur geehrt werden kann.«

»Ha! dreifacher Gimpel!« murmelte der Holzschuhmacher, »wenn ich nicht vielleicht im Gegentheil sagen soll: durchtriebener Kautz! Aber gleichviel, wir wollen sehen, wie Du Dich jetzt aus der Schlinge ziehst, gnädiger Herr Jean!«

»Nichtsdestoweniger,« fuhr Herr Magloire fort, indem er ein Schnupftuch in Melissenwasser tauchte und seiner Frau die Schläfe damit einrieb, »möchte ich doch gerne erfahren, wie meiner guten Frau eine so heftige Erschütterung zustoßen konnte.«

»O, die Sache ist ganz einfach, und ich will Euch Alles erzählen, Gevatter. Ich war auf dem Heimweg von einem Diner bei meinem Freund, dem Herrn von Vivières, begriffen, und als ich durch Erneville ritt, sah ich ein offenes Fenster und an demselben eine Frau die mir angstvoll zuwinkte.«

»O mein Gott!«

»Ja, so sagte ich auch, als ich sah, daß das Fenster zu Eurem Hause gehörte. O mein Gott! sagte ich, sollte etwa die Frau meines lieben Amtmanns in Gefahr schweben und Hilfe bedürfen?«

»Ihr seid sehr gütig, gnädiger Herz« sagte der Amtmann ganz gerührt; »hoffentlich war es Nichts?«

»Im Gegentheil, Gevatter.«

»Wie so?«

»Ihr werdet es gleich sehen.«

»Gnädiger Herr, Ihr macht mich schaudern. Wie! meine Frau hatte Hilfe nöthig, und sie rief mich nicht?«

»Das war freilich ihr erster Gedanke gewesen, aber sie hatte ihm keine Folge gegeben, und gerade das beweist ihr außerordentliches Zartgefühl, denn sie fürchtete Euer kostbares Leben in Gefahr zu bringen, wenn sie Euch rief.« «

»Poz Henker!« sagte der Amtmann erblassend, »sollte mein kostbares Leben, wie Ihr Euch auszudrücken die Güte habt, in Gefahr stehen?«

»Jetzt nicht mehr, weil *ich* da bin.«

»Aber was war denn vorgefallen, gnädiger Herr? Ich würde meine Frau darum fragen, aber Ihr sehet, daß sie mir noch nicht antworten könnte.«

»Ei, kann ich Euch denn nicht statt ihrer antworten?«

»So antwortet, gnädiger Herr, da Ihr diese Güte habt; ich bin ganz Ohr.«

Herr Jean nickte beifällig und fuhr fort:

»Ich sprengte also herbei, und da ich Madame Magloire ganz wirr vor Angst erblickte, so fragte ich sie: He, was gibt es denn? und was jagt Euch solchen Schrecken ein? — Ach, gnädiger Herr, antwortete sie mir, denkt Euch nur, mein Mann hat vorgestern und heute einen Menschen

empfangen, von dem ich das Allerschlimmste fürchte.«

»Bah!«

»Einen Menschen, der sich unter dem Vorwand der Freundschaft bei meinem lieben Magloire eingeschlichen hat, und der mir den Hof macht.«

»Sie hat Euch das gesagt?«

»Wort für Wort, Gevatter; überdies kann sie ja nicht hören, was wir sprechen. Nicht wahr?«

»Nein, da sie ohnmächtig ist.«

»Nun denn, wenn sie wieder zum Bewußtsein gekommen ist, so fraget sie aus, und wenn sie Euch nicht Wort für Wort Alles wiederholt, was ich Euch sage, so haltet mich für einen Ungläubigen für einen Sarazenen, einen Türken.«

»O die Menschen! die Menschen!« murmelte der Amtmann.

»Ja, sie sind ein Otterngezüchte,« fügte Herr Jean hinzu. »Soll ich fortfahren, Gevatter.«

»Ja natürlich!« sagte der kleine Mann, der über seinem lebhaften Interesse an der Erzählung des Herrn Jean die Unziemlichkeit seines Costüms gänzlich vergaß.

»Aber, Madame, sagte ich dann zu meiner Gevatterin, Madame Magloire, wie habt Ihr denn bemerkt, daß der Schlingel die Frechheit hatte, Euch zu lieben?«

»Ja,« sagte der Amtmann, »wir konnte sie das bemerken? Ich hatte Nichts bemerkt.«

»Ihr würdet es auch bemerkt haben, Gevatter, wenn Ihr unter den Tisch, geschaut hättet; aber als alter Gourmand konntet Ihr nicht zu gleicher Zeit auf und unter den Tisch sehen.«

»Es ist auch wahr, gnädiger Herr, wir hatten ein ganz vortreffliches Souper. Denkt Euch nur Cotelettes von Frischlingen.«

»Ei, ei,« sagte Herr Jean, »jetzt wollt Ihr mir gar Euer Souper hersagen, statt meine Erzählung vollends anzuhören, wo es sich um Leben und Ehre Eurer Frau handelt.«

»Ja, wahrhaftig, die arme. Susanna! Gnädiger Herr, helfet mir doch ihre Hand aufbrechen, damit ich hinein tätscheln kann.«

Herr Jean leistete dem Amtmann Hilfe und Beistand, und den vereinigten Kräfteanstrengungen Beider gelang es, Madame Magloire zu zwingen, daß sie ihre Hand öffnete.

Der gute Alte, der jetzt ein wenig ruhiger war, begann mit seiner fleischigen Hand in die Hand seiner Frau zu tätscheln während er dem weiteren Verlauf der ebenso interessanten als wahrhaftigen Erzählung des Herrn Jean lauschte.

»Wo war ich?« fragte der Erzähler.«

»Gnädiger Herr, Ihr waret bei dem Augenblick, wo meine arme Susanna, die man mit Recht die keusche Susanna nennen kann...«

»O, Ihr könnt Euch dessen rühmen!« fiel Herr Jean ein.

»Das thue ich auch. Ihr waret bei dem Augenblick, wo meine arme Susanna bemerkte...«

»Ja, ja, daß Euer Gast, gleich dem Schäfer Paris, einen zweiten Menelaus aus Euch machen wollte; da stand sie auf... Erinnert Ihr Euch, daß sie aufstand?«

»Nein, ich war vielleicht zu sehr... zu sehr... in Anspruch genommen.«

»Ohne Zweifel! Da stand sie auf und bemerkte, es sei Zeit zum Schlafengehen.«

»Ehrlich gestanden« sagte der Amtmann jubelnd, »die letzte Stunde, die ich schlagen hörte, war elf Uhr.«

»Da stand man auf.«



»Ich nicht, glaube ich,« sagte der Amtmann.

»Nein, aber Madame Magloire und Euer Gast. Man; zeigte ihm sein Zimmer, wohin Jungfer Perrine ihn führte, worauf Madame Magloire als zärtliche und getreue Ehegattin Euch in Euer Bett schaffte und dann auf ihr Zimmer ging.«

»Liebes Suschen!« sagte der Amtmann breiweich. «

»Hier, auf ihrem Zimmer, als sie ganz allein da war, bekam sie Angst; sie ging ans Fenster und öffnete es; der Wind drang herein und löschte ihr Licht aus. Ihr wisset, was Angst heißt, Gevatter?«

»Ja, ich bin sehr ängstlich,« antwortete Herr Magloire naiv.

»Nun wohl, von diesem Augenblick an bemächtigte sich ihrer die Angst, und da sie Euch nicht zu wecken wagte, weil sie ein Unglück für Euch fürchtete, so rief sie den nächsten besten Ritter, der vorbeikam. Dieser Ritter war glücklicher Weise ich.«

»Ein großes Glück, gnädiger Herr!«

»Nicht wahr? Ich jagte heran und gab mich zu erkennen. Gnädiger Herr, kommt herauf! sagte sie, kommt um Gottes willen schnell herauf! Ich glaube, es ist ein Mann in meinem Zimmer.«

»O, o!t« sagte der Amtmann, »du müßt Ihr schöne Angst gehabt haben.«

»Ganz und gar nicht! Um keine Zeit mit Läuten zu verlieren, befahl ich Munter, mein Pferd zu halten, stieg auf den Sattel, schwang mich von da auf den Bacon, und damit der im Zimmer versteckte Mann nicht entfliehen konnte, schloß ich das Fenster. In diesem Augenblick war es, daß Madame Magloire, als sie Eure Thüre aufgehen hörte, in Folge all' dieser Aufregungen zusammenbrach und ohnmächtig in meine Arme sank.«

»Ach, gnädiger Herr,« sagte der Amtmann, »welch eine schreckliche Geschichte!«

»Und merket Euch wohl, Gevatter, daß ich noch eher zu wenig als zu viel gesagt habe. Doch Ihr werdet ja sehen, was Madame Magloire Euch sagen wird, wenn sie wieder zum Bewußtsein kommt.«

»Ei seht, gnädiger Herr, seht, sie rührt sich.«

»Das« ist gut! Verbrennet ihr jetzt eine Feder unter der Nase, Gevatter.«

»Eine Feder?«

»Ja, das ist ein unfehlbares Krampfmittel; verbrennet ihr eine Feder unter der Nase, dann wird sie wieder zu sich kommen.«

»Aber wo eine Feder finden?« fragte der Amtmann.

»Hier nehmt die von meinem Hut.«

Und Herr Jean riß von der Straußenfeder, die seinen Hut schmückte, einige Fransen ab und gab sie Herrn Magloire, der sie am Licht verbrannte und seiner Frau den Rauch unter die Nase hielt.

Das Mittel erwahrte sich als unfehlbar, wie Herr Jean gesagt hatte.

Die Wirkung war rasch.

Madame Magloire nießte.

»Ach!« rief der Amtmann seelenvergnügt, »sie kommt wieder zu sich. Frau! liebe Frau! Liebstes Weibchen.«

Madame Magloire stieß einen Seufzer aus.

»Gnädiger Herr! gnädiger Herr!« rief der Amtmann, »sie ist gerettet!«

Madame Magloire schlug die Augen auf und sah mit wirrer Miene bald Herrn Jean, bald den Amtmann an; endlich aber fixirte sie ihren Sehstrahl auf Letzteren und sagte:

»Magloire! mein theurer Magloire! Ihr seid es also? O wie freue ich mich, Euch nach einem so bösen Traum wieder zu sehen!«

»Welch eine schlaue Hexe!« murmelte Thibault. »Wenn ich auch bei den Weibern, denen ich nachlaufe, meine Zwecke nicht erreiche, so geben sie mir doch wenigstens sehr gute Lectionen auf den Weg.«

»Ach, meine holde Susanna,« sagte der Amtmann, »es ist kein böser Traum, sondern eine abscheuliche Wirklichkeit, wie es scheint.«

»Ich erinnere mich in der That...« sagte Madame Magloire.

Dann that sie, als ob sie Herrn Jean erst jetzt bemerkte, und fuhr fort:

»Ach, gnädiger Herr, ich hoffe doch, daß Ihr meinem Mann von all den Dummheiten, die ich Euch erzählte, Nichts gesagt habt.«

»Und warum das, werthe Dame?« fragte Herr Jean.

»Weil eine ehrsame Frau sich selbst zu vertheidigen weiß und ihrem Manne nicht mit solchen Narrenpossen die Ohren; voll schwatzt.«

»Im Gegentheile, Madame,« versetzte Herr Jean, »ich habe meinem Gevatter Alles erzählt.«

»Wie! Ihr habt ihm gesagt, daß dieser Mensch mir während der ganzen Mahlzeit unter dem Tisch das Knie gedrückt hat?«

»Ja!«

»O der Elende!« rief der Amtmann.

»Ihr habt ihm gesagt, daß ich, als ich mich blicke, um meine Serviette aufzuheben, statt: meiner Serviette seine Hand bekam?«

»Ich habe meinem Gevatter Magloire Nichts verschwiegen.«

»O der Hallunke!« rief der Amtmann.

»Ihr habt ihm gesagt, daß, als Herr Magloire bei Tisch eine Anwendung von Schwäche bekam, so daß er die Augen schloß, sein Gast diesen Zeitpunkt benützte, um mich mit Gewalt zu küssen?«

»Ich habe geglaubt, daß ein Gatte dies alles erfahren müsse!«

»O der schuftige Kerl!« rief der Amtmann.

»Endlich«, vollendete die Dame, »habt Ihr ihm doch nicht gesagt, daß ich, als ich in mein Zimmer kam und der Wind mein Licht ausgeblasen hatte, an diesen Fenstervorhängen hier eine Bewegung wahrzunehmen glaubte, so daß ich Euch zu Hilfe rief, weil ich fürchtete, er möchte dahinter stecken?«

»Nein, das habe ich ihm nicht gesagt, aber ich wollte es ihm gerade sagen, als Ihr nießtet.«

»O der Bramarbas!« heulte der Amtmann, indem er den auf einem Stuhl liegenden Degen des Herrn Jean ergriff, aus der Scheide zog und auf das von seiner Frau bezeichnete Fenster zulief, »warum steckt er nicht wirklich hinter diesen Vorhängen? Ich würde ihn spicken wie einen Hasenrücken.«

Und er stieß in der That zwei oder dreimal in die Vorhänge.

Aber auf einmal fuhr er zurück, als hätte er auf eine Schlange getreten.

Seine Haare sträubten sich unter der baumwollenen Nachtmütze und die ehrliche

Kopfbedeckung wurde krampfhaft erschüttert.

Der Degen entglitt seiner zitternden Hand und fiel klirrend auf den Boden.

Er hatte Thibault hinter den Vorhängen bemerkt, und wie Hamlet den Polonius tödtet in der Meinung, den Mörder seines Vaters vor sich zu haben, so hatte er im festen Glauben, daß er ins Leere stoße, beinahe seinen Freund von vorgestern getödtet, der bereits Zeit gehabt hatte, ein undankbarer Freund zu sein.

Indessen war der Amtmann, da er mit der Degenspitze den Vorhang in die Höhe gehoben hatte, nicht der Einzige gewesen, der Thibault sah.

Die Dame und Herr Jean sahen ihn gleichfalls und stießen beide einen Schrei der Ueberraschung aus.

Sie hatten bei ihrer Erzählung nicht gewußt, daß sie so wahr sprachen.

Herr Jean hatte nicht bloß einen Mann erkannt, sondern er hatte auch Thibault erkannt.

»Gott verdamme mich!« sagte er auf ihn zutretend, »ich täusche mich nicht, und dies ist mein alter Bekannter, der Mann mit dem Spieß.«

»Wie so? der Mann mit dem Spieß?« fragte der Amtmann unter Zähneklappern, »ich hoffe jedenfalls, daß er seinen Spieß nicht bei sich hat.«

Und er suchte eine Zuflucht hinter seiner Frau.

»Nein, nein, beruhigt Euch,« sagte Herr Jean; »und wenn er seinen Spieß auch bei sich hätte, so würde ich ihn aus seinen Händen zu reißen wissen.«

»Ha, Herr Wilderer,« fuhr er dann gegen Thibault fort, »Ihr begnüget Euch nicht damit, die Rehe des Herrn Herzogs von Orleans im Wald von Villers-Coterets zu jagen, Ihr macht auch Ausflüge in die Ebene und jaget im Revier meines Gevatters, des Amtmanns Magloire!«

»Wie so, Wilderer?« fragte der Amtmann. »Ist denn Herr Thibault nicht ein ehrlicher Gutsbesitzer, der in seiner ländlichen Wohnung von dem Ertrag von hundert Morgen Landes lebt?«

»Er!« sagte Herr Jean unter lautem Lachen; »er hat Euch das weißgemacht, wie es scheint. O, der Schierke hat Gold auf der Zunge. Er ein Gutsbesitzer, dieser arme Schlucker! Meine Stallknechte Tragen seine Besitzungen an ihren Füßen; er macht nämlich Holzschuhe.«

Als Frau Susanna die Qualität Thibaults nennen hörte, schnitt sie eine wegwerfende Grimasse.

Herr Magloire trat einen Schritt zurück und erröthete.

Gleichwohl war das brave Männchen ganz und gar nicht stolz; nein, aber er haßte den Betrug.

Er schämte sich nicht, daß er mit einem Holzschuhmacher, sondern daß er mit einem Lügner und Verräther gezecht hatte.

Thibault hatte diese ganze Lawine von Beschimpfungen mit gekreuzten Armen und lächelnden Lippen über sich ergehen lassen.

Er war fest überzeugt, daß er, sobald er nur sprechen wollte, leicht seine Revanche nehmen könnte.

Er glaubte den Augenblick gekommen.

In frechem Tone, welcher bewies, daß er sich allmähig an die Unterhaltung mit Leuten höheren Standes gewöhnte, sagte er:

»Bei den Hörnern des Teufels, wie Ihr so eben sagtet, gnädiger Herr, wißt Ihr auch, daß Ihr ganz unbarmherzig herausschwätzt, und daß ich, wenn Jedermann das thun wollte, vielleicht

nicht so verlegen wäre, als ich jetzt absichtlich aussehe?«

Herr Jean beantwortete diese für ihn selbst und die Amtmännin vollkommen verständliche Drohung damit, daß er den Holzschuhmacher mit zornvollen Blicken maß.

»O,« sagte Madame Magloire etwas voreilig, »Ihr werdet sehen, daß er irgend eine Schändlichkeit gegen mich erdichten wird.«

»Ihr könnt ruhig sein, Madame,« sagte Thibault, der seine Seelenruhe wieder vollständig gewonnen hatte, »was Schändlichkeiten betrifft, so habt Ihr mir Nichts zu erdichten übrig gelassen.«

»O der boshafte Mensch!« rief Frau Susanna, »Ihr seht's, ich täuschte mich nicht; er hat Irgend eine Verleumdung gegen mich ausgeheckt; er will sich rächen, weil ich seine Liebesblicke mit Verachtung abgewiesen habe; er will mich dafür strafen, das; ich meinem Manne Nichts von seiner Hofmacherei sagen wollte.«

Während Frau Susanna so sprach, hatte Herr

Jean seinen Degen aufgehoben und ging auf Thibault zu.

Aber der Amtmann warf sich zwischen Beide und hielt den Arm der; Barons zurück.

Dies war ein Glück, denn Thibault wich keinen Schritt zurück, um dem Stoß auszuweichen, und ohne Zweifel wollte er der Gefahr, die ihm drohte, durch irgend einen schrecklichen Wunsch zuvorkommen.

Aber die Einschreitung des Amtmanns ersparte ihm die Nothwendigkeit des Wunsches.

»Beruhiget Euch, gnädiger Herr,« sagte Magloire, »dieser Mensch ist unsern Zorn nicht Werth. Seht, ich bin blos; ein schlichter Bürgersmann, und dennoch verachte ich sein Gerede, wie ich ihm auch den Mißbrauch verzeihe, den er von meiner Gastfreundschaft machen wollte.«

Madame Magloire glaubte, dies sei der Moment, die Sachlage mit einigen Thränen anzufeuchten.

Sie schluchzte laut.

»Meine nicht, Frau,« sagte der Amtmann mit seiner sanften und naiven Freundlichkeit, »was könnte dieser Mensch Euch zur Last legen, wenn er Euch je anklagen wollte? Etwa Untreue gegen mich? O mein Gott, »wenn Ihr trotz meiner Leibesbeschaffenheit noch keine solche begangen habt, so muß ich Euch Lob und Dank sagen für all die schönen Tage, die Ihr mir bereitet habt. Fürchtet also nicht, daß ich fürchte, und daß die Besorgniß vor einem eingebildeten Uebel meine Gesinnung ändern könnte. Wenn man gering und unansehnlich ist, so thut man am besten, seinen Rücken hinzuhalten und zu vertrauen; dann braucht man nur noch die schlechten und niederträchtigen Leute zu fürchten, und ich hege die glückliche Ueberzeugung, daß diese weniger zahlreich sind, als man glaubt. Und mag am Ende auch der Unglücksvogel zur Thüre oder zum Fenster hereinkommen, bei St. Gregor, dem Schutzpatron der Trinker, ich werde dann mit lauter lustigen Liedern und fröhlichem Gläsergeklirr einen solchen Lärm aufschlagen, das; er wieder da hinausgehen muß, wo er hereingekommen ist.«

Frau Susanna hatte sich dem guten Männchen zu Füßen geworfen und küßte seine Hände.

Augenscheinlich hatte der melancholisch philosophische Vortrag des Amtmanns einen größeren Eindruck auf sie gemacht, als die Vorstellungen des beredtesten Predigers hätten thun können.

Altes schien gerührt, selbst Herr Jean.

Er wischte mit der Fingerspitze eine Thräne ab, die im Winkel seines Auges perlte.

Dann streckte er dem Amtmann seine Hand hin und sagte:

»Dein! Herrn Belzebub, Ihr seid ein verständiger Mann und habt ein gutes Herz, Gevatter; es wäre sündhaft, Eure Stirne mit Kummer zu belasten; wenn ich also jemals einen schlechten Gedanken gegen Euch gehabt habe, so möge Gott ihn mir verzeihen. Aber jedenfalls schwöre ich Euch, daß ich in Zukunft keinen solchen mehr haben will.«

Während dieser Vertrag der Reue und Verzeihung unter den drei Nebenpersonen unserer Erzählung wieder vollkommene Harmonie herstellte, wurde die Stellung der vierten Person, d. h. der Hauptperson immer reicher an Verlegenheiten.

Thibaults Herz schwoll von Wuth und Haß.

Ohne daß er selbst den Fortschritt bemerkte, wurde er aus einem neidischen Egoisten ein böser Mensch.

»Ich weiß nicht,« rief er auf einmal, indem seine Augen Blitze sprühten, »ich weiß nicht, warum ich nicht diesem ganzen Spuck da mit Schrecken ein Ende mache.«

Aus diesem Ausruf, der einer Drohung glich, und besonders aus dem Tone, womit er vorgebracht wurde, ersahen Herr Jean und Frau Susanna, daß irgend eine große, unbekannt, unerhörte Gefahr über ihren Häuptern schwebte.

Herr Jean war indeß nicht leicht einzuschüchtern.

Zum zweiten Mal schritt er mit seinem Degen in der Faust auf Thibault zu.

Zum zweiten Mal fiel ihm der Amtmann in den Arm.

»Herr Jean! Herr Jean!« murmelte Thibault, »das ist jetzt das zweite Mal, daß Du den Wunsch hast, mir Deinen Degen durch den Leib zu rennen, folglich bist Du in Gedanken schon zum zweiten Mal ein Mörder. Nimm. Dich wohl in Acht, man sündigt nicht bloß durch die That.«

»Tausend Teufel!« rief der Baron außer sich, »ich glaube fast, der Kerl will mir noch Moral lesen. Gevatter, Ihr wolltet ihn so eben spicken wie einen Hasen; erlaubet mir jetzt, daß ich ihm einen einzigen Stich versetze, wie der Stierkämpfer seiner Bestie, und ich stehe Euch dafür, daß er sich nicht mehr vom Boden erheben wird.«

»Aus Rücksicht auf Euren armen Diener, der Euch kniefällig bittet,« sagte der Amtmann, »laßt ihn im Frieden ziehen, gnädiger Herr, und bedeutet gnädigst, daß ihm als meinem Gast in meinem armen Hause kein Leid widerfahren darf.«

»Meinetwegen,« antwortete Herr Jean, »aber ich werde ihn schon wieder finden. Es gehen seit einiger Zeit schlimme Gerüchte über diesen Burschen, und das Wildern ist nicht das einzige Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt; man hat ihn in Begleitung von wunderbar zahmen Wölfen durch die Wälder ziehen gesehen; ich glaube, daß der Kerl nicht jede Sabbatnacht in seinem Hause schläft, und daß er häufiger, als es einem guten Katholiken zukommt, auf einem Besenstiel reitet; die Müllerin von Coyolles hat sich, erzählt man mir, über seine Zaubereien beklagt; es ist für jetzt schon gut, sprechen wir nicht mehr davon; ich werde seine Wohnung durchsuchen lassen, und wenn ich nicht Alles in Ordnung finde, so lasse ich diese Zaubershöhle zerstören, die ich in den Domänen des Herrn Herzogs von Orleans nicht länger dulden will. Jetzt mach Dich aus dem Staub, und zwar schnell!«

Die Erbitterung des Holzschuhmachers hatte während dieser drohenden Warnungspredigt des Herrn Jean ihren höchsten Gipfel erreicht.

Gleichwohl benützte er den Weg, der ihm geöffnet wurde, um das Zimmer zu verlassen.

Mit seiner Fähigkeit, im Finstern zu sehen, ging er geradewegs nach der Hausthüre, öffnete

sie, und als er die Schwelle dieser Wohnung überschritt, wo er so süße Hoffnungen auf immer begraben zurückließ, schlug er die Thüre so heftig hinter sich zu, daß das ganze Haus zitterte.

Er mußte sich wirklich den ganzen nutzlosen Aufwand an Wünschen und Haaren, den er an diesem Abend gemacht hatte, vor Augen halten, um nicht zu verlangen, daß das Haus sammt allen darin befindlichen Personen in Flammen aufgehen solle.

Erst nach zehn Minuten bemerkte Thibault, was für Wetter es war.

Es regnete furchtbar.

Aber dieser Regen schien, obschon er eiskalt war, und gerade weil er das war, Thibault wohl zu thun.

Wie der gute Magloire in seiner Naivität gesagt hatte, sein Kopf flammte.

Als Thibault vom Hause des Amtmanns herausgekommen war, hatte er sich aufs Gerathewohl ins Freie hinaus gestürzt.

Jeder Ort war ihm gleich lieb.

Er suchte nur offenen Raum, frische Luft und Bewegung.

Sein unsteter Lauf führte ihn zuerst ins Thal von Walue.

Aber er bemerkte selbst nicht, wo er war, bis er in der Ferne die Mühle von Coyolles erblickte.

Er schleuderte im Vorbeigehen einen stillen Fluch gegen die schöne Müllerin, lief wie rasend zwischen Vauciennes und Coyolles durch, und als er eine große schwarze Masse vor sich erblicke, stürzte er sich hinein.

Diese schwarze Masse war der Wald.

Der Weg von Ham, der von Coyolles nach Preciamont führt, lag vor ihm.

Er schlug ihn aufs Gerathewohl ein.

---

### XIII.

#### *Eine Dorfhochzeit.*

Kaum hatte Thibault fünfhundert Schritte im Wald gemacht, als er sich wieder mitten unter seinen Wölfen befand.

Er freute sich, sie wieder zu sehen.

Er ging langsamer.

Er rief sie.

Die Wölfe drängten sich um ihn.

Thibault liebte sie, wie ein Schäfer seine Lämmer, wie ein Rüdenneght seine Hunde liebt.

Dies war seine Heerde, dies war seine Meute.

Eine Heerde mit blitzenden Augen, eine Meute mit flammenden Blicken.

Ueber ihm, unter den dürrn Zweigen umher hüpfen oder flatterten die Nachteulen mit ihrem kläglichen Geheul und die Käuzchen mit ihrem melancholischen Gekrächze.

Und auf den Zweigen sah man, geflügelten Kohlen gleich, die Augen der Nachtvögel funkeln.

Thibault schien der Mittelpunkt eines höllischen Kreises zu sein.

Wenn die Wölfe sich liebkosend zu seinen Füßen niederlegten, so schienen sich auch die Eulen und Käuze zu ihm angezogen zu fühlen.

Die Eulen streiften seine Haare mit den Spitzen ihrer geräuschlosen Flügel.

Die Käuze setzten sich auf seine Schultern.

»Ah! ah!« murmelte Thibault, »ich bin also doch nicht nicht der ganzen Schöpfung verfeindet; wenn die Menschen mich verabscheuen, so lieben mich die Thiere.«

Thibault vergaß, welchen Rang diese Thiere, die ihn liebten, in der Kette der geschaffenen Wesen einnahmen.

Er dachte nicht mehr daran, daß diese Thiere, die ihn liebten, die Thiere waren, welche den Menschen hassen, und die der Mensch verflucht.

Er überlegte nicht, daß diese Thiere ihn liebten, weil er unter den Menschen dasselbe geworden war, was sie unter den Thieren waren:

Ein Geschöpf der Nacht;

Ein Räuber.

Mit Hilfe all dieser Thiere zusammen konnte Thibault nicht das mindeste Gute thun.

Dagegen konnte er viel Böses thun.

Thibault freute sich über das Böse, was er thun konnte.

Er war noch eine Stunde von seiner Hütte entfernt.

Er fühlte sich müde.

Er wußte in der Nähe eine große hohle Eiche; er orientirte sich und ging nach diesem Baume zu.

Er hätte jedoch den Weg nicht gefunden ohne seine Wölfe, die seine Gedanken zu durchschauen und zu errathen schienen, was er suchte. Während die Eulen und Käuze von Zweig zu Zweig hüpfen, gleichsam um ihm zu leuchten, trotteten die Wölfe vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen.

Der Baum war zwanzig Schritte von der Straße ab.

Es war, wie wir gesagt haben, eine alte Eiche, die nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten zählte.

Die Bäume, die zehn, zwanzig, dreißig Menschenleben währen, zählen nicht, wie die Menschen, nach Tagen und Nächten, sondern nach Jahreszeiten.

Der Herbst ist ihre Abenddämmerung der Winter ist ihre Nacht.

Der Frühling ist ihr Morgenroth, der Sommer ihr Tag.

Der Mensch beneidet den Baum, die Eintagsfliege beneidet den Menschen.

Den Stamm der alten Eiche hätten kaum vierzig Männer mit ihren Armen umspannt.

Die Höhlung, welche die Zeit hineingegraben hatte, indem sie mit ihrer Sichel täglich ein Stückchen Holz abrieb, war so groß wie ein gewöhnliches Zimmer.

Gleichwohl war der Eingang kaum weit genug für einen Mann.

Thibault schlüpfte hinein.

Er fand mitten in den Stamm eine Art von Sitz eingehauen, setzte sich darauf so bequem und behaglich, wie in einem Lehnstuhl à la Voltaire, wünschte seinen Wölfen und Eulen gute Nacht, schloß seine Augen und schlief ein oder schien wenigstens einzuschlafen.

Die Wölfe lagerten sich im Kreis um den Baum herum.

Die Eulen und Käuze setzten sich auf die Zweige.

Mit diesen zu ihren Füßen verbreiteten und auf ihren Zweigen zerstreuten Lichtern glich die Eiche einer großen, für irgend ein höllisches Fest illuminierten Eibe.

Es war heller Tag, als Thibault erwachte.

Die Wölfe waren längst nach ihren Höhlen, die Eulen und Käuze nach ihren Ruinen zurückgekehrt.

Vom gestrigen Regen war keine Spur mehr vorhanden.

Ein Sonnenstrahl, einer jener noch blassen Strahlen, in denen man aber gleichwohl schon Vorboten des Frühlings erkennt, glitt zwischen den entlaubten Baumzweigen durch und beglänzte, wenn auch kein Jahresgrün, das noch fehlte, so doch des Ginsters düsteres Immergrün.

Man hörte in der Ferne Musik.

Allmähig aber kam sie näher, und man konnte deutlich erkennen, daß das Concert mit zwei Geigen und einer Hoboe aufgeführt wurde.

Thibault glaubte Anfangs zu träumen.

Aber da es heller Tag war und er sich im Vollgenuß seiner geistigen Fähigkeiten befand, so mußte er bald begreifen, daß er Vollkommen wach war, zu mal da, nachdem er sich die Augen gehörig ausgerieben hatte, um sich der Wahrheit zu versichern, die ländlichen Töne, die er vernommen, vollkommen deutlich an sein Ohr gelangten.

Sie näherten sich ihm rasch.

Ein Vogel beantwortete das menschliche Concert mit dem Concert Gottes.



Allerdings glänzte eine Blume, ein Schneeglöckchen, gleich einem Stern am Fuße des Busches, wo der Vogel sang.

Der Himmel war blau wie an einem Apriltag.

Was wollte doch dieses Frühlingsfest mitten im Winter bedeuten?

Der Gesang des Vogels, der diesen ungehofften Tag begrüßte, der Glanz dieser Blume, die ihre Krone schillern ließ, um der Sonne für den freundlichen Besuch zu harrten, dieses festliche Geister, das dem unglücklichen Verdammten bewies, daß die Menschen sich mit der übrigen Natur vereinigten, um glücklich zu sein unter dem blauen Himmelsdach, dieser ganze Blumenstrauß von Freude, diese ganze Garbe von Glück machte Thibault nur noch übellaunischer, statt ihn zu ruhigeren Gesinnungen zurückzuführen.

Er hätte die ganze Welt düster und schwarz sehen mögen, wie seine eigene Seele war.

Er wollte Anfangs vor dem ländlichen Concert, das immer näher kam, fliehen.

Aber es schien ihm, als wären seine Füße durch eine Macht, die stärker war als sein Wille, auf den Boden festgenagelt.

Er vertiefte sich also wieder in seiner hohlen Eiche und wartete.

Man hörte lautes Gejauchse und lustige Lieder zwischen der Musik der Geigen und der Hoboe durch tönen.

Von Zeit zu Zeit krachte ein Flintenschuß oder ging eine Sprengbüchse los.

Thibault begriff, daß all dieses fröhliche Gelärme eine Dorfhochzeit verkündete.

In der That sah er hundert Schritte von sich, am äußersten Ende der langen Straße von Ham, einen Zug von festlich gekleideten Leuten herankommen, mit langen Bändern von allen Farben, die bei den Frauenzimmern in ihren Gürteln, bei den Mannspersonen auf ihren Hüten und in ihren Knopflöchern prangten.

Voraus gingen die Spielleute;

Dann einige Bauern und unter ihnen Leute in einer Livree, welche Thibault als die des Herrn Jean erkannte;

Sodann Engoulevent, der Rüdenknechtslehrling, der eine alte blinde Frau, die wie die andern bebändert war, am Arm führte;

Sodann der Haushofmeister des Schlosses Vez, der wahrscheinlich den Vater des kleinen Hundejungen vertrat und die Braut am Arm hatte.

Auf diese Braut heftete Thibault vergebens seine wirren Augen.

Er wollte sie lange nicht erkennen.

Endlich aber, als sie ihm auf dreißig oder vierzig Schritte nahe kam, mußte er sie erkennen.

Diese Braut war Agnelette

Agnelette!

Und was Thibault am meisten demüthigte, was seinem Hochmuth vollends den Boden ausschlug, Agnelette mußte nicht, bleich und zitternd, mit Gewalt zum Altar geschleppt werden, sie schien keinem Bedauern, keiner schmerzlichen Erinnerung Raum zu geben, sondern sie war freudvoll, wie der Vogel, der sang, wie das Schneeglöckchen, das blühte, wie der Sonnenstrahl, der schimmerte; sie war ganz stolz auf ihr Kränzchen von Orangeblüthe, aus ihren Tüllschleier, auf ihr Mousselinkleid; sie war ganz weiß und lächelte holdselig, wie die Mutter Gottes in der Kirche von Villers-Coterets, wenn man ihr am Pfingsttag ihr schönes weißes Kleid anlegt.

Ohne Zweifel verdankte sie all diesen Luxus der Burgdame von Vez, der Frau des Herrn Jean, die, was Almosen und Wohlthätigkeit berief, eine wahre Heilige war.

Was Agnelette so vergnügt machte und ihrem Gesicht: ein so holdseliges Lächeln gab, das war keine übergroße Liebe zu ihrem künftigen Manne, sondern das Bewußtsein, das gefunden zu haben, was sie so heiß ersehnte, was Thibault ihr versprochen, aber schändlicher Weise nicht gegeben hatte, eine Stütze für ihre alte, blinde Großmutter.

Die Musikanten, das Brautpaar, die Brautführer und Brautjungfern kamen zwanzig Schritte von Thibault auf der Straße vorbei, ohne diesen flammenhaarigen Kopf, diese blitzenden Augen zu sehen, die aus der Höhlung seines Baumes hervorschauten.

Thibault hatte sie durch den Hochwald einher kommen gesehen und sah sie jetzt wieder im Hochwald verschwinden.

Er hatte das Getöse der Geigen und der Hoboe allmählig stärker werden gehört, jetzt hörte er es allmählig verklingen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde war der Wald wieder öde geworden.

Thibault war mit seinem singenden Vogel, seiner blühenden Blume, seinem schimmernden Sonnenstrahl zurückgeblieben.

Nur hatte sich in seinem Herzen eine neue Hölle entzündet, die schrecklichste von allen, diejenige, deren Schlangen das Herz mit den spitzesten Zähnen zerfleischen und ihm das ätzendste Gift einträufeln, die Hölle der Eifersucht.

Als er Agnelette so frisch, so liebreizend, so naiv vergnügt wiedersah, und zwar in dem Augenblick, wo sie für immer einem Andern gehören sollte, da bildete sich Thibault, der seit drei Monaten nicht mehr an sie gedacht, der niemals im Sinn gehabt hatte, ihr sein Versprechen zu halten, Thibault bildete sich ein, daß er nie aufgehört habe, sie zu lieben.

Ihm war, als sei Agnelette durch einen Eid an ihn gebunden, als raube Engoulevent ihm seinen Schoß.

Es fehlte nicht viel, so wäre er aus seinem Versteck hervorgesprungen, um dem Mädchen ihren Verrath vorzuhalten.

Die ihm entgehende Agnelette hatte so eben in seinen Augen Tugenden und Vorzüge erworben, an die er gar nicht gedacht hatte, als er nur ein Wort zu sagen brauchte, um sie zu besitzen.

Nach all den Täuschungen, die er erfahren hatte, auch noch das zu verlieren, was er als einen ganz sichern Schatz betrachtete, zu welchem er immer noch rechtzeitig zurückkommen könnte, weil Niemand daran denken würde, ihn darum zu beneiden, das erschien ihm als ein letzter und zermalmender Schicksalsschlag.

Seine Verzweiflung war stumm, aber darum nur um so düsterer und tiefer.

Er zerbiß seine Fäuste, er zerschlug den Kopf an den Wänden des Baumes, ja er weinte sogar und schluchzte.

Aber diese Thränen und Wehklagen gehören nicht zu denjenigen, die das Herz rühren und dadurch häufig den Uebergang von einem schlechten zu einem guten Gefühl vermitteln; nein, sie wurden mehr durch Zorn und Wuth als durch Bedauern hervorgerufen und konnten den Haß nicht aus Thibaults Seele bannen.

Es war ihm, als ob zu gleicher Zeit, wo die eine Hälfte der Thränen sich nach außen ergoß, die andere Hälfte nach innen flöße und gleich Galletropfen auf sein Herz zurückfielen.

Er log sich vor, daß er Agnelette anbete.

Er erhob Weltklagen, daß er sie verloren.

Allein die Zärtlichkeit des Wüthenden hätte sich sehr gerne darein gefunden, Agnelette sammt ihrem Bräutigam am Fuße des Alters, wo der Priester sie eben vereinen sollte, todt niederstürzen zu sehen.

Glücklicher Weise gestattete Gott, welcher den beiden Leutchen andere Prüfungen zudachte, nicht, daß der unheilvolle Wunsch bei Thibault förmlich zur Reife kam.

Unsere Brautleute befanden sich also in derselben Lage, wie ein Mensch, der in einem Gewitter das Donnergetöse hört und die Blitze um sich her züngeln sieht, aber das Glück hat von dem tödtlichen Fluidum nicht getroffen zu werden.

Bald schämte sich Thibault seiner Thränen und Seufzer.

Er drängte die einen in seine Augen, die andern in seine Brust zurück.

Er verließ sein Nachtlager mit wüstem Kopf und lief wie besessen nach seiner Hütte.

Der angestrengte Lauf that ihm wohl.

Er machte in weniger als einer Viertelstunde eine halbe Meile.

Endlich erkannte er die Umgebungen seiner Hütte.

Er trat hinein, wie ein Tiger in seine Höhle tritt, er schloß die Thüre hinter sich und kauerte sich im, dunkelsten Winkel des armseligen Häuschens nieder.

Die Ellbogen aus die Kniee, das Kinn auf die Handgelenke gestemmt, begann er jetzt nachzusinnen.

Welcher Art waren die Betrachtungen des verzweifelten Gesellen?

Fraget Milton, welche Gedanken Satan nach seinem Fall hatte.

Er dachte an jene Träume, welche Von jeher seinen Geist verwirrt, welche so Viele Menschen vor ihm in Verzweiflung gestürzt hatten und so Viele nach ihm der Verzweiflung preisgeben sollten.

Warum werden die Einen schwach geboren und die Andern mächtig?

Warum solche Ungleichheit in einer Sache, die in allen Schichten der Gesellschaft so gleichförmig vor sich geht, wie die Geburt?

WIE läßt sich dieses Spiel der Natur verbessern, bei welchem der Zufall ewig gegen den Menschen hält?

Natürlich, hatte er gedacht, wenn man es macht wie die gewandten Spieler, wenn man den Teufel auf seine Seite bringt.

Wenn man betrügt.

Er hatte dies auch gethan.

Aber was hatte ihm sein Betrügen genützt?

So oft er ein schönes Spiel gehabt, so oft er sich des Gewinns sicher geglaubt, hatte immer der Teufel gewonnen.

Welchen Vortheil hatte ihm diese unselige Macht, Böses zu thun, die er ihm eingeräumt hatte, eingetragen?

Ganz und gar keinen.

Agnelette war ihm entgangen.

Die Müllerin hatte ihn aus dem Hause gejagt.

Die Amtmännin hatte ihn verhöhnt.

Sein erster Wunsch hatte dem armen Markotte den Tod gebracht, aber ihm selbst nicht einmal einen Schlegel von jenem Damhirsch eingetragen, nach welchem er sich so sehr gesehnt, und der den Ausgangspunkt seiner getäuschten Wünsche gebildet hatte.

Er hatte diesen Damhirsch den Hunden des Herrn Jean überlassen müssen, um sie in Betreff des schwarzen Wolfes auf eine falsche Fährte zu leiten.

Und dann hatten sich diese Teufelshaare ganz schrecklich vermehrt.

Es ging damit wie mit der Forderung jenes Gelehrten, der ein Getreidekorn multiplicirt mit den vierundsechzig Feldern des Schachbretts verlangt hatte; es waren zehntausend gesegnete Erntejahre nöthig, um das letzte Feld zu füllen.

Wie viele Wünsche blieben ihm denn noch übrig? Höchstens sieben oder acht.

Er wagte sich nicht mehr anzusehen.

Er wagte es ebenso wenig, in die Quelle zu blicken, die an einem Baum im Walde rieselte, als in den Spiegel, der an seiner Wand hing.

Er fürchtete sich selbst allzu getreue Rechenschaft über die Dauer seiner Macht abzulegen.

Er wollte lieber in der Nacht bleiben, als die furchtbare Morgenröthe sehen, die jenseits dieser Nacht ausgehen sollte.

Gleichwohl mußte es ein Mittel geben, die Sache so zu berechnen, daß der Schaden eines Andern ihm selbst irgend einen Vortheil brachte.

Er meinte, wenn er eine wissenschaftliche Erziehung genossen hätte, statt ein armer Holzschuhmacher zu sein, der kaum lesen und rechnen konnte, so würde er in der Wissenschaft Combinationen gefunden haben, die ihm unfehlbar zu Reichtum und Glück verhelfen hätten.

Armer Thor!

Wäre er gelehrt gewesen so hätte er die Sage vom Doctor Faust gekannt.

Wohin hatte diesen die Allmacht geführt, welche Mephistopheles ihm, dem Träumen dem Denker, dem ausgezeichneten Gelehrten, eingeräumt hatte?

Zur Ermordung Valentins.

Zum Selbstmord Gretchens.

Zur Verfolgung eines Schattenbildes in der Gestalt Helenens.

Uebrigens konnte er ja Nichts überlegen, Nichts berechnen in dem Augenblick, wo die Eifersucht an seinem Herzen nagte; wo Agnelette in schneeweißem Kleide, am Fuß des Altars einem Andern ewige Treue gelobte.

Und wem gelobte sie ihre Treue?

Diesem elenden kleinen Engoulevent, der ihn auf seinem Baum entdeckt und im Gebüsch den Spieß gefunden hatte, welcher ihm die Riemenhiebe von Markotte's Hand eintrug.

O wenn er das gewußt hätte!

Wie würde er gewünscht haben, daß das Unglück ihm widerführe, statt Markotte!

Was war die physische Qual, welche er durch die Riemenhiebe ausgestanden hatte, gegen die moralische Qual, die er jetzt erlitt!

Hätte er sich nicht durch ehrgeizige Wünsche verlocken lassen, die ihn wie mit Geiersflügeln über seine Sphäre hinaushoben, während er als geschickter Handwerker sechs Franken täglich verdienen konnte, welches Glück würde ihm nicht dann an der Seite eines holden Weibchens wie

Agnelette geblüht haben?

Denn offenbar hatte Agnelette ihn zuerst geliebt.

Vielleicht liebte sie ihn sogar noch jetzt, im Augenblick, wo sie einen Andern heirathete.

Unter solchen Betrachtungen floß Thibaults Zeit dahin.

Die Nacht kam.

So bescheiden die Vermögensumstände der Brautleute, so eng begrenzt die Wünsche der Bauern sein mochten, die ihnen das Geleite gaben, so war doch klar, daß zu dieser Stunde die Bauern und die Brautleute fröhlich mit einander schmausten.

Er dagegen war allein und traurig.

Er hatte Niemand, um ihm sein Mahl zu bereiten.

Was hatte er im ganzen Hause zu essen und zu trinken?

Brod!

Wasser!

Und dann die Einsamkeit, statt jenes Himmelssegens, den man eine Schwester, eine Freundin, ein Weib nennt!

Aber warum sollte er nicht ebenfalls nach Herzenslust schmausen?

Hatte er nicht den Erlös, vom legten Wildpret, das er an den Wirth zur goldenen Kugel verkauft hatte, noch in der Tasche?

Konnte er nicht ganz allein so viel verbrauchen, als die Brautleute und alle ihre Gäste zusammen?

Er brauchte nur zu wollen.

»Ha, wahrhaftig,« sagte er, »ich bin doch gar zu einfältig, daß ich mich im Kopf von der Eifersucht, im Magen vom Hunger quälen lasse, während ich mich binnen einer Stunde durch ein tüchtiges Mittagessen und zwei oder drei gute Flaschen Wein in einen Zustand versehen kann, wo ich an alles das gar nicht mehr denke. Fort! ich muß essen, und ganz besonders trinken!«

Und wirklich schlug er, um ein gutes Mahl einzunehmen den Weg nach Ferté-Milon ein, allwo der Wirth zum *goldenen Delphin* eine Küche führte an der sich, versicherte man, der Haushofmeister Sr. durchlauchtigen Hoheit des Herrn Herzogs von Orleans nicht zu schämen hatte.

---

## XIV.

### *Der Herr von Vauparfond.*

Sobald Thibault im goldenen Delphin ankam, bestellte er das beste Essen, das er zu erdenken vermochte.

Er konnte sich ganz leicht in einem besonderen Cabinet bedienen lassen, aber dann würde er seinen eigenen Triumph nicht genossen haben.

Die große Menge der Gäste mußte ihm zusehen, wie er sich sein mit Körnern aufgefüttertes Huhn, seine seine Aalmatelotte à la marinière zu Gemüthe führte.

Die andern Trinken: mußten diesen Mann beneiden, der sich drei verschiedene Weine in drei Gläser von verschiedenen Größen ingoß.

Man mußte seinen hochmüthigen Ton beim Bestellen und den Silberklang seiner Pistolen hören.

Beim ersten Befehl, den er ertheilte, drehte sich ein Graurock, der im dunkelsten Winkel des Saales eine halbe Flasche Wein trank, um, wie man sich beim Ton einer bekannten Stimme umzudrehen pflegt.

Dieser Mann war in der That ein Kamerad Thibaults.

Ein Wirthshauskamerad, versteht sich.

Thibault hatte sich eine Menge solcher Kameraden erworben, seit er, statt bei Tag Holzschuhe zu machen, bei Nacht den Wolfsführer machte.

Als der Graurock ihn bemerkte, drehte er sich rasch gegen die Wand um.

Aber Thibault hatte bereits Zeit gehabt, ihn als Herrn August Francois Levasseur, Kammerdiener des gnädigen Herrn Raoul von Vauparfond, zu erkennen.

»He, Francois!« rief Thibault, »was machst Du da in Deinem Schmollwinkel, wie ein Mönch in der Fastenzeit, anstatt anständig und ungeniert zu speisen, wie ich es vor aller Welt thue?«

Francois gab keine Antwort, sondern winkte Thibault nur mit der Hand, daß er schweigen solle.

»Ich soll schweigen? ich soll schweigen?« sagte Thibault, »Und wenn es mir nun nicht gefällt zu schweigen? Wenn ich sprechen will? wenn es mich langweilt ganz allein zu essen? wenn es mir beliebt zu Dir zu sagen: Freund Francois, da komm her, ich lade Dich zum Essen ein. Du kommst nicht? Nein? Nun wahrhaftig, dann will ich Dich holen!«

Thibault stand auf, ging unter den Blicken sämtlicher Gäste durch den Saal und versetzte seinem Freund Francois einen derben Schlag auf die Schulter.

»Thu wie wenn Du Dich getäuscht hättest, Thibault, sonst komme ich um meinen Platz. Siehst Du nicht, daß ich heut keine Livree, sondern meinen mauerfarbigen Ueberrock anhabe? Ich bin wegen einer Liebesgeschichte meines Herrn hier und erwarte ein Liebesbriefchen, das ich ihm bringen soll.«

»Dann ist es etwas Anderes, und ich bitte Dich sehr um Verzeihung wegen meiner Zudringlichkeit. Ich hätte übrigens gerne mit Dir diniren: mögen.«

»Nichts einfacher als das. Laß Dir in einem Privatscabinet serviren, so will ich unserem Wirth sagen, wenn ein anderer Grauer wie ich komme, so solle er ihn heraufschicken Wir Freunde haben kein Geheimniß vor einander.«

»Gut!« meinte Thibault, rief den Wirth und ließ sich sein Essen auf den ersten Stock bringen, in ein Zimmer, das aus die Straße sah. Francois setzte sich so, das; er denjenigen, den er erwartete, in der Ferne den Berg von Forté-Milon herabkommen sah.

Das Essen, das Thibault für sich allein bestellt hatte, reichte vollkommen für zwei Gäste aus.

Er brauchte bloß einige Flaschen mehr zu bestellen.

Thibault hatte nur zwei Lectionen bei Herrn Magloire genommen, aber er hatte sie gut genommen, und sie hatten bei ihm angeschlagen.

Sagen wir auch, daß Thibault Etwas zu vergessen hatte, und daß er sich die Fähigkeit zu diesem Vergessen von dem Weine versprach.

Thibault hielt es also für ein großes Glück, einen Freund getroffen zu haben, mit dem er plaudern konnte.

In der Gemüths und Geistesverfassung, worin Thibault sich gerade befand, wird man vom Reden ebenso leicht betrunken wie vom Trinken.

Sie hatten sich also kaum gesetzt, hatten kaum die Thüre zugemacht, und kaum hatte Thibault seinen Hut tief in den Kopf gedrückt, damit Francois den Farbenwechsel eines Theils seiner Haare nicht bemerken sollte, so leitete Thibault ein Gespräch ein, indem er kühn den Stier bei den Hörnern anfaßte.

»Nun wohlan, Freund Francois,« sagte er, »erkläre mir doch einmal, was ein Theil Deiner Worte besagen wollte, den ich nicht verstanden habe.«

»Das ist kein Wunder,« meinte Francois, indem er sich geckenhaft auf seine Stuhllehne zurückwarf; »wir Lakaien vornehmer Herrn reden die Sprache des Hofe, und diese Sprache versteht freilich nicht Jedermann.«

»Nein, aber wenn Du Dich erklärst, so kann man Dich verstehen.«

»Allerdings. Frage, und ich werde Dir antworten.«

»Ich hoffe das um so mehr, als ich mich verpflichte, Deine Antworten zu befeuchten, damit sie leichter herauskommen. Fürs Erste, was ist ein Grauer? Ich hatte bisher geglaubt, das sei ganz einfach ein Esel.«

« »Du bist selbst ein Esel, Freund Thibault,« sagte Francois, lachend über die Unwissenheit des Holzschuhmachers; »nein, ein Grauer ist ein Livreedienner, dem man für den Augenblick einen grauen Rock anzieht, damit die Livree nicht erkannt wird, während er hinter einer Säule oder in einer Thürvertiefung Schildwache steht.«

»Also stehst Du in diesem Augenblicke Schildwache, mein armer Francois! Und wer soll Dich ablösen?«

»Champagne, der Bediente der Gräfin von Montgobert.«

»Gut! ich begreife, Dein Herr, der Herr von Vauparfond, ist verliebt in die Gräfin von Montgobert, Du erwartest hier einen Brief von der Dame, welchen Champagne Dir bringen soll.«

»Optime! wie der Professor des jüngeren Bruders von Herrn Raoul zu sagen pfllegt.«

»Er ist ein glücklicher Bursche, der Herr Raoul.«

»O ja,« sagte Francois sich in die Brust werfend. «

»Beim Henker, die Gräfin ist ein herrliches Weib.«

»Du kennst sie?«

»Ich habe sie mit dem Herrn Herzog von Orleans und mit Frau von Montesson auf der Jagd gesehen. Auf die Gesundheit des Herrn Raoul!«

Im Augenblick, wo Francois sein Glas wieder auf den Tisch stellte, that er einen Ausruf.

Er hatte so eben Champagne bemerkt.

Man öffnete das Fenster und rief den dritten Kameraden herein.

Champagne begriff mit der schnellen Auffassung eines Lakaien aus gutem Hause und kam herauf.

Er hatte, wie sein Kamerad, einen mauerfarbigen Rock an.

Er brachte den Brief.

»Nun,« fragte Francois seinen Collegen, indem er ihm den Brief der Gräfin von Montgobert abnahm, »gibt es heute Abend ein Rendezvous?«

»Ja,« antwortete Champagne lustig.

»Um so besser,« versetzte Francois in demselben Tone.

Diese Gemeinsamkeit des Glückes zwischen den Lakaien und dem Herrn erregte Thibaults Verwunderung.

»Macht das Glück eurer Herrschaften euch so lustig?« fragte er Francois.

»Das nicht gerade, aber wenn der Herr Baron Raoul von Vauparfond beschäftigt ist, so bin ich frei.«

»Ja, und Du benütze Deine Freiheit gut?«

»Das will ich meinen,« sagte Francois mit Selbstgefühl, »man hat auch seine Eroberungen, wenn man gleich nur Kammerdiener ist, und man weiß seine Zeit schon anzuwenden.«

»Und Ihr, Champagne?«

»Ich,« antwortete der neue Ankömmling, indem er den flüssigen Rubin seines Weines gegen das Licht hielt, »ich hoffe die meinige auch nicht zu verlieren.«

»Ei nun, so erzählt von Euern Liebschaften,« sagte Thibault, »da doch Jedermann seine Liebschaften hat.«

»Erzählt Ihr zuerst von den Euern!« antworteten die beiden Lakeien.

»O,« sagte der Holzschuhmacher mit einem Ausdruck tiefen Hasses gegen das ganze Menschengeschlecht, »ich bin der einzige Mensch, der Niemand liebt und von Niemand geliebt wird.«

Die beiden Männer betrachteten Thibault mit einer gewissen Verwunderung.

»O, o!« sagte Francois, »sollte es denn wahr sein, was man sich ganz leise von Euch erzählt?«

»Von mir?«

»Ja von Euch,« sagte Champagne.

Man sagt also in Montgobert dasselbe wie in Vauparfond?«

Champagne nickte bejahend.

»Nun,« fragte Thibault, »was sagt man denn?«

»Daß Ihr ein Währwolf seid,« antwortete Francois.

Thibault lachte laut auf.



»Warum nicht gar?« sagte er. Habe ich denn einen Schwanz? habe ich Klauen? habe ich eine Wolfsschnauze?«

»Nun ja,« versetzte Champagne, »wir sagen ja bloß, was man von Euch spricht; wir sagen nicht, daß es wahr sei.«

»Jedenfalls,« sagte Thibault, »müßt ihr gestehen, daß die Währwölfe gute Weine haben.«

»Das ist wahr,« antworteten die beiden Lakeien.

»Trinken wir jetzt die Gesundheit des Teufels, der diese Weine gibt, meine Herren!«

Die beiden Männer, die ihre Gläser schon aufgehoben hatten, stellten sie auf den Tisch zurück.

»Nun!« fragte Thibault.

»Suchet Euch einen Andern, der Euch auf diese Gesundheit Bescheid thue,« erklärte Francois; »ich thue es nicht.«

»Ich auch nicht,« sagte Champagne.

»Meinetwegen,« versetzte Thibault; »dann trinke ich die drei Gläser ganz allein.«

Und er trank wirklich alle drei aus.

»Freund Thibault,« sagte der Lakai des Barons, »wir müssen jetzt scheiden.«

»Warum schon so früh?« fragte Thibault.

»Mein Herr erwartet mich. — Hast Du den Brief, Champagne?«

»Hier ist er.«

»So wollen wir denn von unserem Freund Thibault Abschied nehmen und unsererseits unsern Geschäften oder Vergnügungen nachgehen, Thibault aber bei seinen Vergnügungen oder Geschäften lassen.«

Und so sprechend blinzelte Francois seinem Kameraden zu, der ihm mit einem ähnlichen Augenzwinkern antwortete.

»He!« sagte Thibault, »wir werden uns doch nicht trennen, ohne noch einen Schluck gethan zu haben.«

»Jedenfalls nicht aus diesen Gläsern da,« erklärte Francois, auf diejenigen deutend, worin Thibault den Feind des Menschengeschlechts hatte leben lassen.

»Ihr thut sehr zimperlich; ihr könnt ja den Sakristan rufen und sie mit Weihwasser ausspülen lassen.«

»Nein, aber um einem Freund keinen Korb zu geben, wollen wir den Kellner rufen und andere Gläser verlangen.«

»Dann,« sagte Thibault, der den Wein zu spüren anfang, »sind diese also zu Nichts mehr gut, als daß man sie zum Fenster hinauswirft. So geh denn zum Teufel!«

Das erste Glas, das unter dieser Adresse fortgeschleudert wurde, beschrieb in der Luft eine Flammenfurche, welche erlosch, wie ein Blitz erlischt.

Thibault ergriff das zweite.

Dieses entflammte sich und erlosch ganz aus dieselbe Weise.

Dann kam das dritte.

Dieses wurde von einem heftigen Donnerschlag begleitet.

Thibault schloß das Fenster und nahm seinen Platz wieder ein, indem er sich besann, wie er seinen beiden Kameraden dieses Wunder erklären sollte.

Aber s eine beiden Kameraden waren verschwunden.

»O die Hasenfüße!« murmelte Thibault.

Dann suchte er aus dem Tisch nach einem Trinkglas.

Es war keines mehr da.

»Auch gut,« sagte er, »die Verlegenheit ist nicht groß; man kann auch aus der Flasche trinken.«

Gesagt, gethan. Thibault vollendete sein Mahl, indem er aus der Flasche trank, was gerade nicht dazu beitrug, seine bereits etwas schwankende Vernunft wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Um neun Uhr rief Thibault den Wirth, bezahlte und ging.

Er war über die ganze Menschheit erzürnt.

Die Idee, welcher er hatte entfliehen wollen, ließ ihn nicht mehr los.

Agnelette ging mit jedem Augenblick unwiederbringlicher für ihn verloren.

Also hatte Jedermann ein Wesen, das ihn liebte, ein Weib oder eine Geliebte.

Dieser Tag, der für ihn ein Tag der Wuth und Verzweiflung trat, sollte für andere Leute ein Tag der Freude und des Glückes sein.

Jedermann, Herr Raoul, selbst Francois und Champagne, zwei erbärmliche Lakeien, Jedermann folgte in dieser Stunde dem leuchtenden Stern des Glückes.

Er allein stolperte in der Nacht dahin.

Er war also unwiderruflich verflucht.

Aber wenn er verflucht war, so kamen ihm noch die Vergnügungen der Verfluchten zu, und auf diese glaubte er ein gegründetes Recht zu haben.

Während Thibault solche Betrachtungen in seinem Haupte wälzte, dazwischen hinein laute Gotteslästerungen ausstieß und sogar drohend die Faust gegen den Himmel ballte, ging er auf dem Hauptweg durch den Wald, der gerade nach seiner Hütte führte, und war nur noch hundert Schritte davon entfernt, als er Pferdegalopp hinter sich vernahm.

»Ah! ah!« sagte Thibault, »da kommt der gnädige Herr von Vauparfond, der sich zu seinem Rendezvous begibt. Ich müßte doch lachen, Herr Raoul, wenn der Herr von Montgobert Euch überraschte. Das ginge nicht so glatt ab, wie bei Herrn Magloire; da würde es auf beiden Seiten Degenstiche absetzen.«

Während er sich ganz vergnüglich ausmalte, was wohl geschehen würde, wenn der Graf von Montgobert den Baron von Vauparfond überraschte, ging er mitten im Weg weiter und trat vermuthlich nicht schnell genug auf die Seite, denn der Reiter, der sich durch einen Bauernkerl den Platz versperrt sah, versetzte ihm einen furchtbaren Peitschenhieb und schrie ihn an:

»Mach doch Platz, Du Lümmel, oder ich zermalme Dich.«

Thibault, dessen Rausch noch nicht ganz verdunstet war, spürte zu gleicher Zeit den Peitschenhieb, den Stoß vom Pferde und die Kälte des Pfützenwassers, worin er sich wälzte.

Der Reiter galoppierte weiter.

Wütend erhob sich Thibault auf ein Knie, und indem er hinter dem fliehenden Schatten her seine Faust ballte, rief er:

»Kann ich denn ins Teufels Namen nicht auch ein einziges Mal, statt immer und ewig der Holzschuhmacher Thibault zu bleiben, vierundzwanzig Stunden lang ein vornehmer Herr sein,

wie Ihr, Herr Raoul den Vauparfond, um ein gutes Pferd zu haben, statt zu Fuß zu gehen, um die Bauern durchzuprügeln, die mir in den Weg laufen, und mit den schönen Damen zu liebeln, die ihre Männer hintergehen, wie die Frau Gräfin den Mantgobert thut?«

Kaum hatte Thibault diesen Wunsch vollendet, als das Pferd des Barons Raoul stetig wurde und seinen Reiter zehn Schritte weit über sich hinaus warf.

---

## XV.

### *Ein Kammerzöfchen.*

Als Thibault sah, welches Unglück dem jungen Herrn zugestoßen war, dessen allzu leichtfertige Hand ihn vor einigen Secunden mit einem Peitschenhieb bedacht hatte, woran ihm die Haut noch schauderte, da raffte er sich voll Vergnügen auf und eilte hin, um zu sehen, in welchem Zustand sich Herr Raoul von Vauparfond befand.

Ein regungsloser Körper lag quer über den Weg ausgestreckt, und daneben schnaubte das Pferd.

Aber was Thibault höchst seltsam fand, der auf dem Weg liegende Körper schien ihm nicht mehr derselbe zu sein, der vor fünf Minuten an ihm vorüber geritten war und ihm einen so heftigen Peitschenhieb versetzt hatte.

Fürs Erste war der Körper nicht mehr als Edelmann, sondern als Bauer gekleidet.

Dann schien es Thibault, als habe Herr Raoul just dieselben Kleider an, die er selbst, Thibault, noch vor einigen Augenblicken getragen hatte.

Thibaults Ueberraschung wurde immer größer und stieg bis zu gänzlicher Verblüfftheit, als er bemerkte, daß dieser träge und scheinbar gänzlich empfindungslose Körper nicht bloß seine (Thibaults) Kleider, sondern auch sein Gesicht hatte.

In seinem Staunen blickte er natürlich von diesem zweiten Thibault auf sich selbst zurück und bemerkte jetzt eine ganz auffallendere Veränderung in seinem Costüm.

Statt seiner Schuhe und Gamaschen trug er elegante Stiefel à la Francaise, die bis an die Kniee reichten, geschmeidig wie seidene Strümpfe, über der Fußbiege in Falten gelegt und mit feinen silbernen Sporen geschmückt waren.

Seine Beinkleider waren, statt von geripptem Sammt, vom schönsten Damhirschleder, das man je sehen konnte, und schloßen mittelst eines Kniebandes und goldener Schnällchen.

Sein olivenfarbiger grober Tuchrock hatte einem eleganten Jagdrock mit goldenen Litzen Platz gemacht, der sich über einer feinen weißen Piquéweste öffnete, und zwischen dessen Kragen auf einem kunstreich gefältelten Hemd die bauschigen Wogen einer batistenen Halsbinde spielten.

Auch sein pfannenartiger Hut hatte sich in einen zierlichen Dreispitz mit ähnlichen Borten, wie auf dem Frack verwandelt.

Statt seines langen Kampfstockes den er so eben noch, halb als Stütze, halb als Wehr, in der Hand getragen, schüttelte er jetzt eine leichte Reitgerte an deren Gezische er ein aristokratisches Wohlgefallen fand.

Endlich war seine seine Taille von einem Gürtel umschlossen, woran ein langes Jagdmesser, halb gerader Säbel, halb Degen, hing.

Thibault war hochofren, sich in einem so reizenden Costüm zu fühlen, und was war natürlicher, als daß er in einer Anwendung von Koketterie den sehnlichen Wunsch hegte, zu sehen, wie dieses Costüm ihm zu Gesicht stände?

Aber wo konnte er sich inmitten dieser pechschwarzen Nacht betrachten?

Er schaute um sich und sah, daß er kaum zehn Schritte von seiner Hütte entfernt war.

»Ha beim Strahl!« sagte er, »es gibt ja gar nichts Einfacheres. Habe ich nicht meinen Spiegel?«

Und Thibault eilte auf seine Hütte zu, um sich ein zweiter Narriß, recht behaglich an seiner eigenen Schönheit zu weiden.

Aber die Thüre war geschlossen.

Er suchte den Schlüssel, aber vergebens.

Er hatte in seinen Taschen Nichts als eine wohlgespickte Börse, ein Confectbüchchen mit Ambrakügelchen, und ein Federmesserchen mit einem Griff von Perlmutter und Gold.

Was konnte er doch mit seinem Hausschlüssel gemacht haben?

Eine lichtvolle Idee fuhr ihm durch den Kopf, nämlich daß sein Schlüssel wohl in der Tasche des andern Thibault sein könnte, der noch auf dem Wege lag.

Er kehrte zu ihm zurück, durchsuchte die Hosentasche und fand auf den ersten Griff den Schlüssel unter einigen Soustücken.

Er nahm das plumpe Instrument mit den Fingerspitzen und öffnete die Thüre.

Nur war es in der Hütte noch dunkler als außen.

Thibault tappte nach seinem Feuerzeug und schlug Feuer.

Nach einigen Secunden brannte ein Lichtstümpchen, das er in eine leere Flasche steckte.

Aber der Anzünder konnte diese Operation nicht vollbringen, ohne mit seinen Fingern das Talglicht zu berühren.

»Pfu! Teufel!« sagte er, »was diese Bauern für Schweinehunde sind! Wie ists nur möglich, in solchem Unflath zu leben!«

Das Licht war angezündet, das war die Hauptsache.

Thibault nahm seinen Spiegel von der Wand herab, hielt ihn ans Licht und betrachtete sich.

Aber kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus.

Er war es nicht, oder vielmehr, es war noch immer sein Geist, aber es war nicht mehr sein Leib.

Der Leib, in welchen sein Geist gefahren, war der Leib eines schönen jungen Mannes von fünf bis sechszwanzig Jahren, mit blauen Augen, frischen, rosigen Wangen, purpurnen Lippen und weißen Zähnen.

Kurz, es war der Leib des Barons Raoul von Vauparfond

Thibault erinnerte sich jetzt des Wunsches, welchen er in seinem Zorn über den Peitschenhieb und den Tritt vom Pferde ausgesprochen hatte.

Er hatte sich gewünscht, auf vierundzwanzig Stunden der Baron von Vauparfond zu sein, während dieser für die gleiche Zeit Thibault sein sollte.

Dies erklärte ihm, was er auf den ersten Blick nicht begriffen hatte, nämlich daß der ohnmächtige Körper, der auf dem Wege lag, *seine* Kleider trug und mit *seinem* Gesicht geschmückt war.

»Zum Henker!« sagte er, »da müssen wir doch Acht geben: ich schein zwar hier zu sein, aber ich bin in Wirklichkeit nicht hier, sondern dort. Sorgen wir, daß mir während der vierundzwanzig Stunden, wo ich die Unvorsichtigkeit begehe, mich zu verlassen, kein Unglück widerfahre, das nicht wieder gut zu machen wäre. Kommt, kommt, sträubet Euch nicht so lange,

Herr von Vauparfond; tragen wir den armen Thibault ins Haus hinein und legen wir ihn weich auf sein Bett.«

Und obschon Herr von Vauparfond mit seiner aristokratischen Gesinnung sehr wenig Lust zu dieser kleinen Arbeit bezeugte, nahm Thibault sich munter in seine Arme und trug sich vom Weg hinweg auf sein Bett.

Als er nun gut auf dem Bette lag, blies Thibault seine Lampe aus, damit seinem zweiten Ich in seiner Ohnmacht kein Unglück widerfahre; sodann verschloß er die Thüre sorgfältig und verbarg den Schlüssel in einem hohlen Baum, in welchen; er ihn gewöhnlich legte, wenn er ihn nicht bei sich tragen wollte.

Hierauf nahm er sein Pferd beim Zaum und schwang sich hinauf.

Der erste Augenblick war nicht ohne große Bangigkeit.

Thibault war, da er seine Reisen weit mehr zu Fuß als zu Pferd gemacht hatte, kein Meister der Reitkunst.

Er fürchtete deßhalb, er möchte inmitten der Bewegungen, die sein Pferd ausführen würde, seinen Schwerpunkt nicht mit der größten Sicherheit behaupten können.

Aber es schien, daß er mit Raouls Leib zugleich seine physischen Eigenschaften geerbt hatte, denn als das Pferd, ein intelligentes Thier, die augenblickliche Ungeschicklichkeit seines Reiters hatte benützen wollen, um ihn aus dem Sattel zu werfen, da nahm Thibault instinktmäßig die Zügel zusammen, drückte die Kniee ein, stieß ihm die Sporen in den Leib und maß ihm zwei oder drei Peitschenhiebe auf, die es alsbald wieder zur Ordnung brachten.

Thibault war, ohne daran zu denken, ein trefflicher Reiter geworden.

Dieser Sieg, den er so eben über sein Pferd errungen hatte, verhalf ihm auch zu einiger Klarheit über seine Doppelperson.

Für den Augenblick war er von Kopf zu Fuß der Baron Raoul von Vauparfond.

Im Geist war er Thibault geblieben.

Es war klar, daß im Leib des ohnmächtigen Thibault, der in seiner Hütte lag, der Geist des jungen Edelmanns schlief, der ihm seinen Leib lieh.

Aber diese Eintheilung, die seinen Geist in den Leib des Barons und den Geist des Barons in den Leib Thibaults versetzte, verschaffte ihm noch keinerlei Gewißheit über das, was er zu thun hatte.

Er wußte wohl, daß er in Folge eines Briefes der Gräfin nach Montgobert ritt.

Aber was sagte dieser Brief?

Zu welcher Stunde wurde er erwartet?

Wie sollte er ins Schloß gelangen?

Ueber alle diese Punkte befand er sich in gänzlicher Unwissenheit und mußte also ins Klare zu kommen suchen.

Jetzt kam ihm eine Idee.

Ohne allen Zweifel hatte er den Brief der Gräfin an Raoul bei sich.

Er befühlte sich von allen Seiten und spürte wirklich in der Seitentasche seines Rockes Etwas, das die Form des gesuchten Gegenstandes zu haben schien.

Er hielt sein Pferd an.

Er stöberte in seiner Tasche und brachte ein parfümirtes, mit weißem Atlaß gefüttertes,

ledernes Brieffäschchen zum Vorschein.

In einer Seite desselben befunden sich mehrere Briefe, in der andern ein einziger. Dieser letztere sollte ihn wahrscheinlich über das unterrichten, was er nicht wußte. Es handelte sich nur darum, ihn zu lesen.

Thibault war bloß drei bis vierhundert Schritte vom Dorf Fleury entfernt.

Er setzte sein Pferd in Galopp, in der Hoffnung, noch in irgend einem Hause Licht zu finden.

Aber im Dorf geht man früh zu Bette, und zwar legte man sich in jener Zeit noch früher als heut zu Tage.

Thibault ritt von einem Ende der Straße zum andern, ohne ein einziges Licht zu sehen.

Endlich meinte er im Stall eines Wirthshauses einiges Geräusch zu hören.

Er rief.

Ein Knecht kam mit einer Laterne.

»Mein Freund,« sagte Thibault zu ihm, »denn er hatte vergessen, daß er im Augenblick ein vornehmer Herr war, »wolltet Ihr so gut sein und mir einen Augenblick leuchten? Es wäre mir ein großer Gefallen.«

»So, deßhalb jagt Ihr mich aus meinem Bette?« antwortete der Stallknecht grob; »nun, Ihr seid doch wenigstens höflich.«

Damit kehrte er Thibault den Rücken und schickte sich an wieder hineinzugehen.

Thibault sah, daß er auf falscher Fährte war.

»He, Lümmel!« rief er mit gesteigerter Stimme, »halte Deine Laterne her und leuchte mir, oder Du bekommst fünfundzwanzig von meiner Reitpeitsche.«

»O, bitte um Entschuldigung, gnädiger Herr,« sagte der Stallknecht, »ich wußte nicht, mit wem ich sprach.«

Und er stellte sich auf die Zehen, um seine Laterne in die nöthige Höhe zu halten.

Thibault öffnete den Brief und las:

»Mein lieber Raoul,

»Augenscheinlich hat Frau Venus uns unter ihren Schutz gestellt. Ich weiß nicht, welche große Jagd morgen bei Thury stattfinden soll, aber das weiß ich, daß *er* heute Abend weggeht.

»Reitet um neun Uhr ab, damit Ihr um halb elf hier seid.

»Kommt an der bewußten Stelle herein, wo die bewußte Person Euch erwarten und an den bewußten Ort führen wird.

»Bei Eurem letzten Besuch hat es mir, ohne Vorwurf, geschienen, als ob Ihr Euch sehr lange in den Gängen aufgehalten hättet.

»Jane.«

»Ah! Teufel!« sagte Thibault.

»Ihr beliebt, gnädiger Herr?« fragte der Stallknecht.

»Nichts, Lümmel, außer daß ich Deiner nicht mehr bedarf, und daß Du abtreten kannst.«

»Glückliche Reife, gnädiger Herr!« sagte der Stallknecht, indem er sich bis zur Erde verneigte. Und er ging in seinen Stall zurück.

»Teufel!« wiederholte Thibault, »der Brief macht mich nicht viel klüger; nur scheint es, daß

wir unter dem Schutz der Frau Venus stehen, daß er heute Abend nach Thury geht, daß die Gräfin von Montgobert mich um halb elf erwartet, und das; sie mit ihrem Taufnamen Jane heißt.

»Im Uebrigen werde ich an der *bewußten* Stelle hereinkommen;

»Ich werde von der *bewußten* Person empfangen werden;

»Und diese wird mich an den *bewußten* Ort führen.«

Thibault kragte sich hinter dem Ohr, was bekanntlich die gewöhnliche Geberde von Leuten ist, die sich in einer großen Verlegenheit befinden.

Er hatte Lust, den Geist des Herrn von Vauparfond zu wecken, der auf seinem Bett in Thibaults Leibe schlief.

Aber damit wäre nicht blos viel Zeit verloren gegangen, sondern dieses äußerste Mittel hatte auch noch andere bedenkliche Seiten.

Der Geist des Barons Raoul konnte, wenn er seinen Körper so nahe sah, vom Verlangen nach augenblicklicher Rückkehr in denselben ergriffen werden, und daraus konnte ein Streit entstehen, in welchem Thibault sich nur auf die Gefahr hin, sich selbst ein großes Leid anzuthun, vertheidigen konnte.

Er mußte aus ein anderes Mittel denken.

Thibault hatte häufig den Scharfsinn der Thiere rühmen gehört und in seinem ländlichen Leben zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, ihren Instinct zu bewundern.

Er beschloß, sich auf den Instinct seines Pferdes zu verlassen.

Er führte es auf seinen Weg zurück, drehte es gegen Montgobert zu und überließ ihm die Zügel.

Das Pferd begann zu galoppiren.

Es hatte offenbar begriffen.

Thibault bekümmerte sich um Nichts mehr; alles Uebrige war Sache seines Pferdes.

An der Ecke der Gartenmauer machte das Pferd Halt, aber nicht als ob es über den einzuschlagenden Weg Bedenken gehabt hätte, sondern es spitzte die Ohren und schien unruhig.

Thibault seinerseits hatte zwei Schatten zu sehen geglaubt, aber es schienen auch wirklich blos Schatten zu sein, denn obschon er sich in seinen Steigbügeln aufrichtete, um größer zu werden, und seine Blicke rings umher schweifen ließ, so sah er doch schlechterdings Nichts.

Er dachte, es seien Wilddiebe, die sich in den Park schleichen und ihm selbst ins Handwerk pfuschen wollten.

Sobald ihm Niemand den Weg streitig machte, brauchte er blos seinem Pferd wieder seinen freien Willen zu lassen.

Das that er denn auch, indem er ihm von Neuem die Zügel überließ.

Das Pferd lief in starkem Trab an der Parkmauer entlang, und zwar aus dem Ackerfeld und ohne alles Gewieher, wie wenn das kluge Thier geahnt hätte, daß es durchaus kein, oder vielmehr nur so wenig als möglich Geräusch machen durfte.

So lief es an einer ganzen Seite der Parkmauer hin, bog dann um und blieb vor einer kleinen Lücke stehen.

»Gut!« sagte Thibault, »ohne Zweifel müssen wir hier hereingehen.«

Das Pferd beroch die Lücke und scharrte mit seinem Huf auf dem Boden.

Das hieß kategorisch antworten.



Thibault überließ ihm den Zügel, und inmitten der Steine, die unter seinen Füßen rollten, kletterte das Thier: über die Lücke hinein.

Pferd und Reiter waren im Park.

Eine der drei Verlegenheiten war bereits glücklich abgethan.

Thibault war an der *bewußten* Stelle herein gekommen.

Blieb noch die *bewußte* Person zu finden.

Er verließ sich auch in dieser Beziehung auf sein Pferd.

Nach Verfluß von fünf Minuten blieb das Pferd hundert Schritte vom Schloß vor einem jener aus Thon und berindetem Holz errichteten Hüttchen stehen, die man in einen Park stellt, um einer Landschaft das zu geben, was man in der Kunstsprache der Maler ein Gebäude nennt.

Beim Getöne der Rosseshufe hatte sich die Thüre halb geöffnet, und das Pferd blieb vor dieser Thüre stehen.

Eine hübsche Zofe kam heraus.

»Seid Ihr's, Herr Raoul?« sagte sie leise.

»Ja, mein Kind, ich bin's,« antwortete Thibault, indem er abstieg.

»Die gnädige Frau war sehr in Angst, dieser Trunkenbold von Champagne möchte Euch ihren Brief nicht zugestellt haben.«

»Sie brauchte sich nicht zu bekümmern; Champagne hat Alles aufs Pünktlichste ausgerichtet.«

»Laßt jetzt Euer Pferd hier und kommt.«

»Aber wer wird es besorgen?«

»Wer es gewöhnlich besorgt, Meister Carmesin.«

»Ah richtig,« sagte Thibault, wie wenn ihm diese Details aufs Genaueste bekannt wären, »Carmesin wird es besorgen.«

»Ei so kommt doch!« wiederholte die Zofe, »wir müssen uns sputen, sonst könnte die gnädige Frau wieder sagen, wir haben uns in den Gängen aufgehalten.«

Und bei diesen Worten, welche Thibault an eine Phrase in dem Brief an Raoul erinnerten, lachte die Zofe und zeigte perlweiße Zähne.

Thibault hatte diesmal große Lust, sich aufzuhalten, aber nicht in den Gängen, sondern im Park.

Aber die Zofe hielt einen Fuß in der Schwebe und ihr Ohr gegen den Wind.

»Was gibt es da?« fragte Thibault.

»Es scheint mir, als hätte ich einen Zweig unter einem Fuße krachen gehört.«

»Nun,« sagte Thibault, »das ist gewiß Carmesin.«

»Ein neuer Grund, recht brav zu sein, Herr Raoul; wenigstens hier.«

»Ich begreife nicht.«

»Ihr wisset ja doch, daß Carmesin mein Bräutigam ist.«

»Ach ja, richtig! Aber so oft ich mit Dir allein bin, mein liebes Röschen, denke ich nicht mehr daran.«

»Ei, jetzt soll ich auf einmal Röschen heißen! Herr Baron, ich habe noch nie einen vergeßlicheren Mann gefunden, als Ihr seid.«

»Ich nenne Dich Röschen, mein schönes Kind, weil die Rose die Königin der Blumen ist,

gerade wie Du die Königin aller Zofen bist.«

»Wahrhaftig, Herr Baron,« sagte das Mädchen, »ich habe Euch immer geistreich gefunden, aber heute Abend finde ich Euch noch geistreicher als sonst.«

Thibault warf sich in die Brust.

Es war dies ein an den Baron adressirter und von dem Holzschuhmacher entsiegelter Brief.

»Ob wohl Deine Gebieterin auch dieser Ansicht ist?« fragte er.

»O,« sagte die Zofe, »bei Vornehmen Damen ist es immer leicht, als der geistreichste Mensch von der Welt zu gelten: man brauchst blos gar Nichts zu sprechen.«

»Gut,« antwortete Thibault, »ich will an das Recept denken.«

»Bst!« sagte die Zofe, »sehst, die Frau Gräfin steht dort hinter dem Vorhang in ihrem Toilettezimmer. Ihr müßt ganz sittsam hinter mir her gehen.«

In der That kamen sie jetzt an einen leeren Raum, der sich zwischen dem Gehölz und der Freitreppe des Schlosses befand.

Thibault ging auf die Freitreppe zu.

»Ei, ei,« sagte die Zofe, indem sie ihn beim Arm festhielt, »was macht Ihr denn, Unglücklicher?«

»Was ich mache? Offen gestanden, Suschen, ich weiß es selbst nicht.«

»Nicht übel! Jetzt heiße ich auf einmal Suschen! Der Herr Baron will mich, wie es scheint, mit den Namen aller seiner Liebchen beehren. Aber kommt doch hierher! Wollt Ihr denn durch die großen Zimmer gehen? Pfui! das ist gut für den Herrn Grafen.«

Und die Zofe zog Thibault wirklich durch eine kleine Thüre, zu deren rechter Seite man eine Wendeltreppe fand.

Mitten auf der Treppe umschlang Thibault die Hüfte der Zofe, die geschmeidig war wie eine Schlange.

»Sind wir noch nicht in den Gängen?« fragte er, indem er mit seinen Lippen die Wangen des schönen Mädchens suchte.

»Noch nicht,« antwortete He, »aber das macht Nichts«

»Meiner Treu, liebes Mariechen wenn ich heute Abend Thibault hieße statt Raoul, so ginge ich mit Dir in die Mansarden hinauf, statt in der Beletage zu bleiben.«

Man hörte das Knarren einer Thüre, die sich öffnete.

»Schnell, schnell, Herr Baron!« sagte die Zofe; »die gnädige Frau wird ungeduldig.«

Und Thibault hinter sich her ziehend, erreichte sie den Gang, öffnete eine Thüre, stieß Thibault in ein Zimmer und verschloß die Thüre hinter ihm, im festen Glauben, sie hinter dem Baron Raoul von Vauparfond, dem vergeßlichsten Menschen den der Welt, wie sie sagte, verschlossen zu haben.

---

## XVI.

### *Der Graf von Montgobert.*

Thibault befand sich im Zimmer der Gräfin.

Hatte schon die Pracht der Möbel, welche der Amtmann Magloire sich in der Geräthekammer des Herrn Herzogs von Orleans ausgesucht, Thibaults höchste Bewunderung erregt, so wurde er durch die Frische, Harmonie und Eleganz, welche im Zimmer der Gräfin waltete, zu trunkenem Entzücken hingerissen.

Niemals hatte der arme Sohn des Waldes etwas Aehnliches gesehen, selbst in seinen Träumen nicht.

Man kann nicht von Dingen träumen, von denen man nie eine Ahnung gehabt hat.

Die beiden Fenster dieses Zimmers waren von doppelten Vorhängen Verdeckt.

Die ersten waren von weißem Tafft und mit Spitzen besetzt

Die zweiten waren von hellblauem chinesischem Atlaß und hatten Silberblumen eingestickt.

Das Bett und der Putztisch waren mit demselben Stoff überhangen wie die Fenster, und überflossen von Spitzen aus Valenciennes.

Die Wandtapeten bestanden aus sehr hellem Rosatafft, und darüber hing, bauschig und breitfaltig, ein indischer Mousseline, der so fein war wie gewobene Luft und beim geringsten Zug von der Thüre her schauerte, wie ein Rauchwölkchen.

Die Decke war ein von Boucher gemaltes Medaillon, die Toilette der Venus darstellend.

Die Liebesgötter empfangen aus den Händen ihrer Mutter die verschiedenen Stücke, die zu einer weiblichen Rüstung gehören; nur war Venus, da sämmtliche Stücke der Rüstung sich in den Händen der Liebesgötter befanden, gänzlich waffenlos, mit Ausnahme des Gürtels

Das Medaillon wurde von Kisten getragen, welche Ansichten von Gnidus, Paphos und Amathunt enthielten.

Die Möbel, Stühle, Lehnstessel, Causeuses und Gegenüber waren mit demselben chinesischem Atlas; überzogen, von welchem die Vorhänge genommen waren.

Der wassergrüne, sehr helle Teppich war mit weit auseinander liegenden Sträußen von Kornblumen, Mohnrosen und weißen Maßlieben übersät.

Die Tische waren von Rosenholz; die Ecken von Lack von Coromandel.

Alles das war üppig beleuchtet von sechs rosarothern Wachskerzen, die in zwei Armleuchtern standen.

Ein liebliches Parfüm wogte in der Luft, vag und aller Beschreibungskunst spottend.

Es wäre unmöglich gewesen zu sagen, aus welcher Essenz es zusammengesetzt war.

Es war kein Parfüm, sondern eine Ausströmung.

An solchen balsamischen Ausflüssen erkennt der Held der Aeneis die Gegenwart seiner Mutter.

Geschoben von der Zofe, hatte Thibault einen Schritt im Zimmer gethan und war dann stehen geblieben.

Er hatte Alles mit *einem* Blick gesehen, Alles mit *einem* Athem eingesogen.

Alles war gleich einem Traumbild an seinen Augen vorübergegangen:

Die Hütte Agnelettes, die Stube der Müllerin, das Zimmer der Amtmännin.

Dann war alles das verschwunden, um dem entzückenden Liebesparadies Platz zu machen, in welches er so eben wie durch einen Zauber versetzt worden War.

Er zweifelte an der Wahrheit dessen, was er sah.

Er fragte sich, ob es wirklich Männer und Frauen gebe, denen das Glück so wohlwolle, daß sie sich solcher Wohnungen erfreuen dürfen.

Befand er sich nicht in einem Geisterschloß, in einem Feenpalast?

Was hatten denn diejenigen, die einer solchen Gunst genossen, Gutes gethan?

Was hatten denn diejenigen, die ihrer beraubt waren, Böses angerichtet?

Warum hatte er nicht, statt sich auf vierundzwanzig Stunden an die Stelle des Herrn Raoul von Vauparfond zu wünschen, vielmehr den Wunsch gethan, sein ganzes Leben lang das Hündchen der Gräfin zu sein?

Wie sollte er wieder Thibault werden, nachdem er das alles gesehen hatte?

So weit war er in seinen Betrachtungen gekommen, als das Toilettenzimmer aufging und die Gräfin zum Vorschein kam.

Dies war wirklich der Vogel dieses Zaubernestes, die Blume dieses balsamisch durchdufteten Bodens.

Ihre Haare, die aufgelöst und blos durch drei oder vier Diamantnadeln zusammengehalten waren, fielen auf der einen Seite über ihre Schulter hinab, während sie auf der andern, in eine einzige große Locke zusammengerollt, sich in ihrer Brust verloren.

Ihr geschmeidiger und biegsamer Leib, der von seinen Reifröcken erlöst war, zeichnete seine harmonischen Linien unter einem rosarothern und mit Stickereien übersäeten Taftnegligé.

Ihre seidenen Strümpfe waren so fein und durchsichtig, daß man hätte glauben können, sie seien von feinem, perlmutterartigem Fleisch, aber keine Weberarbeit.

Ihre niedlichen Füßchen endlich steckten in Pantöffelchen von Silberstoff mit kirschrothen Absätzen.

Ganz und gar kein Schmuck.

Keine Armbänder, keine Fingerringe, sondern nur eine einreihige Perlenschnur um den Hals, aber welche Perlen! eines Königs Lösegeld.

Beim Anblick der strahlenden Erscheinung sank Thibault auf seine Kniee.

Er beugte sich, zermalmt unter diesem Luxus und dieser Schönheit, die unzertrennlich schienen.

»Ja, ja, sinket immerhin auf Eure Kniee, recht tief, noch tiefer; küsset meine Füße, küsset den Teppich, küsset die Erde, und ich werde Euch dennoch nicht verzeihen; Ihr seid ein Ungeheuer.«

»Wenn ich mich mit Euch vergleiche, schöne Herrin, so bin ich allerdings etwas noch Schlimmeres, als ein Ungeheuer.«

»Ja, ja, thut nur, als ob Ihr mich nicht recht verstehtet und glaubtet, ich wolle von Eurer physischen Erscheinung sprechen, während ich Euern Charakter im Auge habe; ja, allerdings müßtet Ihr ein Ungeheuer von Häßlichkeit sein, wenn Eure verrätherische Seele durch Euer Gesicht hervorschwärmte; aber nein, das ist nicht der Fall, sondern der Herr bleibt trotz all

seiner Missethaten, trotz all seiner Schändlichkeiten, der schönste Edelmann von der ganzen Gegend. Wahrhaftig, Herr, Ihr solltet Euch schämen.«

»Der schönste Edelmann von der ganzen Gegend zu sein!« fragte Thibault, der aus dem Klang dieser Stimme wohl ersah, daß das Verbrechen, das er begangen hatte, nicht unverzeihlich war.

»Nein, mein Herr, sondern die schwärzeste Seele, das treuloseste Herz zu sein, das sich je unter einer goldenen Hülle verbergen konnte. Kommt, steht jetzt auf und legt mir Rechenschaft ab von Eurer Ausführung.«

Und die Gräfin reichte Thibault eine Hand, die zugleich Verzeihung anbot und einen Kuß forderte.

Thibault nahm die weiche Hand und küßte sie.

Nie hatten seine Lippen einen solchen Atlaß berührt.

Die Gräfin wies dem falschen Raoul einen Platz auf ihrer Causeuse an und setzte sich zuerst.

»Gebt mir seht Rechenschaft über das, was Ihr seit Eurem letzten Besuch gethan habt,« sagte sie.

»Theure Gräfin,« antwortete Thibault, »sagt mir zuerst, wann ich meinen letzten Besuch gemacht habe.«

»Ihr habt es also vergessen? Nun wahrhaftig, das ist nicht übel! man gesteht solche Dinge bloß, wenn man durchaus einen Bruch herbeiführen will.«

»Im Gegentheile, theure Jana, dieser Besuch ist mir noch so gegenwärtig, daß ich meine, ich sei erst gestern da gewesen, und wenn ich auch alle meine Erinnerungen zusammenrufe, so habe ich seit gestern kein anderes Verbrechen begangen, als daß ich Euch liebe.«

»Recht schön gesagt, aber Ihr sollt Euch mit einem Compliment nicht aus der Schlinge ziehen.«

»Liebe Gräfin,« sagte Thibault, »wenn wir die Erklärungen aus später verschöben?«

»Nein, antwortet zuerst; ich habe Euch fünf Tage lang nicht gesehen. Was habt Ihr gethan? «

»Ich erwarte, daß Ihr es mir saget, Gräfin. Wie könnt Ihr verlangen, daß ich, bei meinem Unschuldsbewußtsein, mich selbst anklage?«

»Nun wohl, es sei! von Eurem langen Verweilen in den Gängen will ich gar nicht sprechen.«

»O doch, sprechen wir immerhin davon; wie könnt Ihr glauben, Gräfin, daß ich, während Ihr, der Diamant der Diamanten, mich erwartet, unterwegs eine falsche Perle aufheben würde?«

»Ach, mein Gott, die Männer sind so launisch, und Lisette ist so hübsch.«

»Nein, liebe Jane, aber begreift doch, daß ich dieses Mädchen, da sie unsere Vertraute ist und alle unsere Geheimnisse weiß, nicht wie einen gewöhnlichen Dienstboten behandeln kann.«

»Wie lieblich muß es sein, sagen zu können: Ich hintergehe die Gräfin von Montgobert und bin der Nebenbuhler des Herrn Carmesin.«

»Nun denn, man wird sich nicht mehr in den Gängen aufhalten und Lisette nicht mehr küssen, vorausgesetzt, daß man sie je einmal geküßt hätte.«

»O, das ist noch Nichts.«

»Wie? soll ich noch ein größeres Verbrechen; begangen haben?«

»Woher kamet Ihr vorgestern Nacht, als man Euch auf der Straße zwischen Erneville und Villers-Coterets antraf?«

»Was? hat man mich aus der Straße angetroffen?«

»Ja, aus der Straße von Erneville; woher kamet Ihr?«

»Vom Fischfang.«

»Vom Fischfang?«

»Ja, man fischte in den Teichen von Berval.«

»Nun freilich, man weiß es ja, daß Ihr ein gewaltiger Fischer seid. Und welchen Aal habt Ihr in Eurem Netz heimgebracht? Ihr kamet zwei Uhr Morgens vom Fischfang zurück?«

»Ich hatte bei meinem Freund, dem Herrn Jean, dinirt.«

»Aus dem Schlosse Vez? Ich glaube vielmehr, daß Ihr die schöne Gefangene getröstet habt, welche der eifersüchtige Wolfsjäger eingesperrt halten soll. Doch ich verzeihe Euch auch noch das.«

»Ei wie! sollten noch ärgere Sünden vorliegen?« sagte Thibault, der sich zu beruhigen anfangt, als er sah, wie leicht die Verzeihung selbst aus die schwerste Anklage folgte.

»Ja, auf dem Ball des Herrn Herzogs von Orleans...«

»Aufs welchem Ball?«

»Auf dem von gestern. Es ist noch nicht lange her.«

»Von gestern? Da habe ich Euch bewundert.«

»Ganz schön, nur war ich leider gar nicht da.«

»Und ist es denn nöthig, daß Ihr da seid, damit ich Euch bewundere? Und bewundert man nicht ebenso aufrichtig in der Erinnerung, als in der Gegenwart? Wenn Ihr sogar in Eurer Abwesenheit durch die Vergleichung sieget, so wird Euer Triumph da durch nur um so größer.«

»Ja, und um die Vergleichung bis aufs Aeüßerste zu treiben, habt Ihr nicht weniger als viermal mit Frau von Bonneuil getanzt? Ist es denn etwas so Hübsches um diese rothgeschminkten Brünetten mit Augenbrauen wie die Chinesen auf meinem Windschirm und mit Schnauzbärten wie ein gemeiner Gardist?«

»Wißt Ihr, von was wir während dieser vier Contretänze gesprochen haben?«

»Es ist also doch wahr, daß Ihr viermal mit ihr getanzt habt?«

»Es muß wahr sein, da Ihr es saget.«

»Eine schöne Antwort!«

»Allerdings, denn wer möchte wohl einen so schönen Mund Lügen strafen? Ich nicht, denn ich würde ihn selbst dann noch segnen, wenn er mein Todesurtheil ausspräche.«

Und als erwartete er sein Urtheil, sank Thibault der Gräfin zu Füßen.

Im selben Augenblick flog die Thüre auf und Lisette stürzte athemlos vor Schrecken herein.

»Ach, Herr Baron!« sagte sie, »fliehet, der Herr Graf ist da!«

»Wie? der Graf?« rief die Gräfin.

»Ja, der Herr Graf in eigener Person und sein Rüdenknecht Lestocq.«

»Unmöglich!«

»Frau Gräfin, Carmesin hat sie gesehen, wie ich Euch sehe; der arme Junge war todesblaß.«

»He! diese Jagd aus Schloß Thury war also eine Schlinge?«

»Wer weiß, Madame? O, die Männer sind so perfid!«

»Was thun?« fragte die Gräfin.

»Den Grafen erwarten und ihn tödten!« sagte Thibault entschlossen, denn er war wüthend, daß

diese neue Eroberung, die schönste von allen, nach denen sein Ehrgeiz je getrachtet hatte, ihm entgehen sollte.

»Ihn tödten! den Grafen tödten! Seid Ihr toll, Raoul? Nein, nein, Ihr müßt fliehen, Ihr müßt entspringen. Lisette! Lisette! führe den Baron durch mein Toilettenzimmer weg.«

Und Lisette verschwand im Cabinet, indem sie Thibault trotz seines Widerstandes fortschob.

Es war Zeit.

Man hörte Tritte auf der Haupttreppe.

Die Gräfin hatte nur noch Zeit, den falschen Raoul zu bitten, daß er sie lieben möge, was auch immer geschehe, und dann in ihr Schlafzimmer zu stürzen.

Thibault folgte Lisette.

Sie führte ihn rasch durch den Gang, dessen anderes Ende Carmesin bewachte.

Sie trat in ein Zimmer, von diesem in ein an anderes, von da in ein Cabinet.

Das Cabinet führte in ein Thürmchen.

Hier fanden die Flüchtlinge zum Hinabsteigen eine ähnliche Treppe, wie diejenige, welche sie her aufgekomen waren.

Nur war, als sie unten ankamen, die Thüre verschlossen.

Lisette ging, stets von Thibault gefolgt, wieder einige Stufen hinauf, trat in eine Art von Gesindestübchen, dessen Fenster auf den Garten sah, und öffnete das Fenster.

Es war bloß einige Fuß über dem Boden.

Thibault schwang sich hinaus und kam ohne die mindeste Verletzung unten an.

»Ihr wißt, wo Euer Pferd steht,« rief Lisette; »springet hinauf und galoppiret, bis Ihr in Vauparfond seid.«

Thibault hätte der Zofe gerne für ihre guten Rathschläge gedenkt, aber sie befand sich sechs Fuß über ihm, und er durfte keine Zeit verlieren.

Mit zwei Sprüngen erreichte er die Baumgruppe, unter welcher das Häuschen stand, das seinem Pferd als Stall diente.

Aber ob es auch noch da war?

Ein Gewieher beruhigte ihn in dieser Beziehung.

Inzwischen schien ihm dieses Gewieher so kläglich zu tönen.

Thibault trat in das Häuschen, streckte die Hände aus, berührte sein Pferd, nahm die Zügel. Zusammen und sprang ohne Hilfe der Steigbügel hinauf.

Aber das Pferd bog sich unter dieser Last, an welche es doch gewöhnt sein mußte.

Thibault stieß ihm die Sporen in den Leib, um es in den Gang zu bringen.

Das Pferd machte auch wirklich einen Ansatzversuch; aber kaum hatte es seine beiden Vorderbeine erhoben, als es von Neuem in das klägliche Gewieher ausbrach das Thibault bereits gehört hatte, und sich auf die Seite niederwarf.

Thibault zog rasch seinen Fuß unter ihm hervor, was ihm nicht schwer wurde, da das Thier all seine Kräfte aufbot, um sich aufzurichten, und so stand er also da.

Er begriff jetzt, daß der Graf, um seine Flucht zu verhindern, seinem Pferd die Häksen abgeschnitten hatte oder hatte abschneiden lassen.

»Ha, verdammter Hund!« sagte er, »wenn Du mir in den Wurf kommst, Graf von Montgobert, so schwöre ich, daß ich Dir die Häksen auch ab schneiden werde, wie Du sie diesem armen Thier

abgeschnitten hast.«

Und er stürzte ins Freie.

Thibault erkannte den Weg wieder, auf welchem er gekommen war, und der ihn auch nach der Mauerlücke zurückführte.

Er ging schnell auf dieselbe zu, erreichte sie, kletterte über die Steine weg und befand sich außerhalb des Parkes.

Auf einmal erblickte er einen Mann, der unbeweglich und mit dem Degen in der Hand vor ihm stand.

Dissens Mann versperrte ihm den Weg.

Thibault erkannte den Grafen von Montgobert.

Der Graf von Montgobert glaubte Raoul von Vauparfond zu erkennen.

»Zieht vom Leder, Baron,« sagte der Graf.

Jede Erklärung war unnütz.

Ohnehin war Thibault, welchem der Graf eine Beute entrissen, an die er bereites Klauen und Zähne angelegt hatte, nicht minder zornig als der Graf selbst.

Er zog nicht seinen Degen, sondern seinen Hirschfänger.

Die Klingen kreuzten sich.

Thibault war ein guter Stockfechter, verstand sich aber auf andere Waffen nicht.

Er war daher ganz erstaunt, als er, nachdem er seine Waffe instinktmäßig in die Hand genommen, sich ganz von selbst in die Parade legte und sich nach allen Regeln der Kunst deckte.

Der Graf that schnell hinter einander zwei oder drei Stöße, die er mit bewundernswürdiger Gewandtheit parirte.

»Ja, wahrhaftig,« murmelte der Graf, »man hat mir gesagt, daß Ihr beim letzten Affaut den St. Georges ausgeschmiert habt.«

Thibault wußte von keinem St. Georges.

Aber er fühlte in seinem Handgelenke eine solche Festigkeit und Elasticität, daß er den Teufel in eigener Person nicht gefürchtet hätte.

Bisher hatte er sich auf die Vertheidigung beschränkt.

Aber auf einmal sah er, daß der Graf in Folge einer schlechten Seconde sich eine Blöße gab, fiel also aus und stieß ihm die Schulter durch und durch.

Der Graf ließ seinen Degen sinken, brach mit seinem linken Fuß zusammen und fiel auf ein Knie, indem er rief: «

»Lestocq, hilf!«

Thibault hätte seinen Hirschfänger wieder einstecken und fliehen sollen.

Unglücklicher Weise erinnerte er sich seines Schwurs, daß er dem Grafen, wenn er ihm in den Wurf käme, die Kniekehlen abschneiden wolle, wie dieser seinem Pferde gethan hatte.

Er stach ihm also die schneidende Klinge unter das gebogene Knie.

Der Graf stieß einen Schrei aus.

Aber als Thibault sich wieder aufrichtete empfand er einen heftigen Schmerz zwischen beiden Schultern, dann fühlte er, daß ihm Etwas kalt durch die Brust drang. «

Dann sah er endlich oberhalb seiner rechten Brustwarze eine Degenklinge hervorkommen.



Dann sah er Nichts mehr als einen Strom von Blut.

Lestocq den sein Herr im Fallen um Hilfe angerufen, war herbeigeeilt und hatte den Augenblick, wo Thibault, nachdem er dem Grafen die Kniekehlen abgeschnitten, sich wieder aufrichtete, dazu benutzt, ihm seinen Hirschfänger zwischen die Schultern zu stoßen. «

---

## XVII.

### *Tod und Auferstehung.*

Die Morgenkälte rief Thibault ins Leben zurück.

Er versuchte aufzustehen, aber ein heftiger Schmerz hielt ihn wie angenagelt auf seinem Platze fest.

Er lag auf dem Rücken, hatte keine Erinnerung, und sah über sich Nichts als einen grauen, herab hängenden Himmel.

Mühsam legte er sich auf die Seite, richtete fiel auf seinen Ellbogen auf und schaute um sich.

Der Anblick seiner Umgebung gab ihm die Erinnerung an das Geschehene zurück.

Er erkannte die Maueröffnung wieder. er erinnerte sich an seine verliebte Zusammenkunft mit der Gräfin, an seinen hartnäckigen Zweikampf mit dem Grafen.

Drei Schritte von ihm war der Boden durch Blut geröthet.

Nur war der Graf nicht mehr da.

Ohne Zweifel hatte Lestocq, der ihm selbst diesen schönen Treff versetzt hatte, seinem Herrn ins Haus verholfen.

Ihn aber hatte man hier liegen lassen, auf die Gefahr hin, das; er wie ein Hund sterben könnte.

Alle Unglückswünsche, die man nur über seinen grausamsten Feind sprechen kann, lagen ihm auf der Zunge.

Aber seit Thibault nicht mehr Thibault war, und für die ganze Zeit, die er noch der Baron Raoul bleiben oder sich wenigstens unter seiner Hülle verstecken mußte, war seine ganze phantastische Gewalt verloren.

Er behielt die fremde Hülle bis neun Uhr Abends; nur fragte sich jetzt, ob er wohl noch solange lebte.

Thibault war sehr unruhig darüber, wenn er vorher stürbe.

Wer würde dann sterben: er oder der Baron Raoul? Es war auf den Einen so viel zu wetten, als auf den Andern.

Aber was Thibault am allermeisten ärgern, war das Bewußtsein, daß er sich dieses Unglück durch seine eigene Schuld zugezogen hatte.

Ei: erinnerte sich jetzt, daß er, ehe er sich gewünscht, vierundzwanzig Stunden lang der Baron Raoul zu sein, sich ungefähr folgendermaßen ausgesprochen hatte:

»Ich müßte lachen, Raoul, wenn der Graf von Montgobert Dich überraschte, dann ginge es nicht ab, wie gestern bei dein Amtmann Magloire, und es würde auf beiden Seiten Degenstöße absetzen.«

Thibaults erster Wunsch war, wie man sieht, ebenso getreulich in Erfüllung gegangen wie der zweite, und es hatte wirklich auf beiden Seiten Degenstöße abgesetzt

Erst nach unerhörten Anstrengungen und unter schrecklichen Schmerzen gelang es Thibault, sich auf ein Knie zu erheben.

In dieser Haltung bemerkte er in einem Hohlweg Leute, die auf den Markt von Villers-

Coterets gingen.

Er versuchte zu rufen.

Aber das Blut strömte ihm in den Mund und erstickte ihn..

Er steckte seinen Hut auf seinen Hirschfänger und machte Zeichen wie ein Schiffbrüchiger.

Aber die Kräfte gingen ihm von Neuem aus, und er sank bewußtlos auf den Boden zurück.

Gleichwohl schien es ihm nach einiger Zeit, als ob sein Bewußtsein wieder erwachte.

Ihn däuchte, sein Körper befinde sich in einer Art von Schwankung, derjenigen ähnlich, der man in einem Nachen ausgesetzt ist.

Er schlug die Augen auf.

Bauern hatten ihn gesehen, und ohne ihn zu kennen, hatten sie aus Mitleid mit dein schönen jungen Mann, der in seinem Blute schwamm, von Baum Zweigen eine Tragbahre verfertigt, auf welcher sie ihn nach Villers-Coterets trugen.

Aber in Puiseux fühlte sich der Verwundete unfähig, die Bewegung noch länger auszuhalten.

Er bat, man möchte ihn bei dem ersten besten Bauern unterbringen, wo er warten wolle, bis man ihm einen Arzt schicke.

Die Träger brachten ihn zum Pfarrer.

Thibault zog zwei Goldstücke aus Raouls Börse und gab sie den Bauern für die Mühe, die sie bereits gehabt hatten und noch haben würden.

Der Pfarrer sprach gerade die Messe.

Als er nach Hause kam, erhob er ein lautes Geschrei.

Raoul selbst hätte kein besseres Spital wählen können.

Der Pfarrer von Puiseux war früher Hauslehrer in Vauparfond gewesen und hatte Raouls erste Erziehung geleitet.

Gleich allen Landpfarrern verstand er Etwas von der Medicin oder glaubte wenigstens Etwas zu verstehen.

Er untersuchte die Wunde seines ehemaligen Schülers.

Die Klinge war unter dem Schulterblatt eingedrungen, hatte die rechte Lunge durchstoßen und war vorn, zwischen der zweiten und der dritten Rinde, wieder herausgekommen.

Er verhehlte sich die Bedenklichkeit der Wunde keineswegs.

Dennoch wollte er Nichts sagen, bis der Doktor käme.

Dieser kam und untersuchte die Wunde.

Er schüttelte trostlos den Kopf.

»Wollt Ihr ihm nicht zur Ader lassen?« fragte der Priester.

»Warum?« erwiderte der Arzt. »Im Augenblick der Verwundung hätte das zweckmäßig sein können, aber jetzt wäre es gefährlich, irgend eine Bewegung im Blut herbeizuführen.«

»Was haltet Ihr von dein Verwundeten?« fragte der Geistliche, welcher dachte, je weniger es für den Arzt zu thun gebe, um so mehr bleibe für den Priester zu thun.

»Wenn die Wunde ihren gewöhnlichen Verlauf nimmt,« sagte der Doctor mit gedämpfter Stimme, »so wird der Patient vermuthlich den heutigen Tag nicht überleben.«

»Ihr gebt ihn also verloren?«

»Ein Arzt gibt nie Jemand verloren, oder wenn er es thut, so überläßt er immer noch der Natur

das Begnadigungsrecht; es kann sich ein Blutklumpen bilden und den Blutfluß schnell stillen, ein Husten kann den Blutklumpen zum Aufbrechen bringen, und der Blutfluß kann den Kranken tödten.«

»Ihr glaubet also, daß es meine Pflicht sei, den armen Jungen auf den Tod vorzubereiten?« fragte der Pfarrer.

»Ich glaube,« antwortete der Arzt mit Achselzucken, »daß Ihr weit besser thätet, ihn Jetzt in Ruhe zu lassen; erstens weil er in diesem Augenblick ein geschlafen ist und Euch nicht hören wird, dann später, weil er in Fieberwahnsinn verfallen und Euch nicht verstehen wird.«

Der Doctor täuschte sich.

Trog seines Schlummers hörte der Verwundete dieses Gespräch, das in Betreff seines Seelenheils beruhigender war, als in Betreff seiner leiblichen Gesundheit.

Wie viel sagt man nicht vor dem Kranken, in der Meinung, er höre es nicht, während ihm kein Wort entgeht!

Dann kam auch diese Schärfe des Gehörsinns daher, daß Thibaults Geist es war, der in Raouls Leib machte.

Wäre es der Geist dieses Körpers gewesen, so würde er den Einfluß dieser Wunde vielleicht mit größerer Sympathie ertragen haben.

Der Arzt legte einen Verband auf die Rückenwunde. Die Brustwunde ließ er offen, befahl aber, ein in Eiswasser getauchtes Stück Leinwand darüber zu halten. Dann ließ er etliche Tropfen eines beruhigenden Getränkes in ein Glas Wasser fallen und empfahl dem Pfarrer, dem Kranken einen Löffel voll davon einzugehen, so oft er zu trinken verlangen würde. «

Nach diesen Vorsichtsmaßregeln entfernte sich der Doctor mit dem Versprechen, am nächsten Tag wiederzukommen, obschon er sehr fürchte, daß dies ein unnützer Gang sein möchte.

Thibault hätte gerne ein Wort drein reden und seine eigene Ansicht aussprechen mögen; allein sein Geist war wie gefangen in diesem sterbenden Körper und unterlag unwillkürlich dem Einfluß dieser Kerkerhaft.

Gleichwohl hörte er, wie der Geistliche zu ihm sprach ihn schüttelte und aus seiner Schlafsucht zu wecken bemüht war.

Dies ermüdete ihn sehr.

Es war ein großes Glück für den würdigen Pfarrer, daß Thibault, da er eigentlich nicht mehr vorhanden war, seine phantastische Gewalt verloren hatte, denn mehr als zehnmal wünschte ihn der Verwundete in Gedanken zu allen Teufeln.

Bald däuchte es ihn, als schiebe man ihm glühende Kohlen unter die Füße, unter die Lenden, unter den Kopf.

Sein Blut begann sich zu regen, dann in Wallung zu kommen, wie Wasser über dem Feuer.

Er fühlte, wie alle seine Ideen sich verwirrten.

Seine geschlossenen Kinnbacken öffneten sich, seine gebundene Zunge löste sich; einige Zusammenhangslose Worte kamen hervor.

»Ah! ah! Ah!« sagte er, »das ist es wahrscheinlich, was der wackere Doktor Fieberwahnsinn nennt.«

Dies war, für den Augenblick wenigstens, seine letzte lichte Idee.

Sein ganzes Leben — und in Wahrheit konnte nur seit der Erscheinung des schwarzen Wolfes

von einem solchen die Rede sein — zog an ihm vorüber.

Er sah sich, wie er den Damhirsch verfolgte und fehlte.

Er sah sich an die Eiche gebunden und mit Riemenhieben mißhandelt.

Er sah sich, wie er mit dem schwarzen Wolf den Vertrag abschloß, dem er sich nicht mehr entziehen konnte.

Er sah sich, wie er den höllischen Ring an Agnelettes Finger zu stecken versuchte.

Er sah sich, wie er die rothen Haare auszuraufen versuchte, die jetzt bereits den dritten Theil seines Kopfes einnahmen.

Er sah sich, wie er zu der schönen Müllerin ging, wie er Landry begegnete, wie er sich seines Nebenbuhlers entledigte, wie er von den Knechten und Mägden verfolgt wurde, und wie die Wölfe ihm das Geleite gaben.

Er sah sich, wie er die Bekanntschaft: der Frau Magloire machte, wie er ihr zu Liebe auf die Jagd ging, wie er das erbeutete Wild essen half, wie er sich hinter den Vorhängen ihres Schlafzimmers versteckte, wie er von Herrn Magloire entdeckt, von Herrn Jean verhöhnt, von allen drei hinausgewiesen wurde.

Er sah sich in seinem hohlen Baum, um welchen seine Wölfe sich gelagert hatten, während Eulen und Käuze auf seinen Zweigen saßen.

Er sah sich, wie er lauschte, wie er die Geigen- und Hoboetöne hörte, wie er den Kopf aus seinem Loch hervorstreckte, wie er Agnelette und die lustige Hochzeit vorüberziehen sah.

Er sah sich als Raub der wüthendsten Eifersucht, die er durch Saufen zu bekämpfen versuchte; in seinem wirren Hirn tauchten Francois, Champagne und der Wirth auf; er hörte den Baron Raoul hinter sich her galoppiren, er fühlte, wie er umgestoßen wurde und sich im Koth wälzte.

Von da an sah er sich selbst, Thibault, nicht mehr.

Er sah nur noch den schönen Ritter, dessen Gestalt er angenommen hatte.

Er faßte Lisette um den Leib.

Er berührte mit seinen Lippen die Hand der Gräfin.

Dann wollte er fliehen, befand sich aber auf einer Kreuzstraße, wo nur drei Wege waren.

Jeder derselben wurde von einem seiner Opfer bewacht:

Der erste vom Gespenst eines Ertrunkenen: dies war Markotte;

Der zweite von einem Fieberkranken, der in einem Spital auf den Tod lag: dies war Landry;

Der dritte von einem Verwundetem der sich auf einem Knie fortschleppte und vergebens all seine Kraft aufbot, um sich auf seiner abgeschnittenen Kniekehle wieder aufzurichten: dies war der Graf.

Es däuchte ihn, er erzähle das alles, so wie es an seinen Augen vorüberzog, und der Priester welchem er diese seltsame Beichte ablege, sei dem Tode noch näher, noch blässer und unruhiger als der Beichtende selbst; gleichwohl wolle er ihm die Absolution ertheilen, aber er verschmäthe sie, schüttle den Kopf und rufe mit einem fürchterlichen Lachen:

»Keine Absolution! ich bin verdammt! ich bin verdammt! ich bin verdammt!«

Und mitten in diesem Fieberwahnsinn, mitten in dieser Verblendung und Narrheit, hörte Thibaults Geist die Stunden auf der Uhr des Pfarrers schlagen und zählte sie.

Nur schien es ihm, diese Uhr habe riesige Verhältnisse, ein Zifferblatt, das nichts Anderes sei als das blaue Himmelsgewölbe, die Stundenzahlen auf diesem Zifferblatt seien Flammen, die

Uhr nenne sich Ewigkeit, und der riesige Schwängel, der sie in Bewegung setze, sage bei jedem seiner Stöße, das eine Mal:

»Nie!«

Das andere Mal:

»Ewig!«

So hörte er zu allen Stunden des Tages.

Es schlug neun Uhr Abends.

Um halb zehn wurden es vierundzwanzig Stunden, seit er Raoul und Raoul Thibault war.

Beim letzten Nachklang von neun fühlte er, wie dieses ganze Fieber ihn verließ, worauf eine Empfindung von Kälte folgte, die sich bis zu Frostschauer steigerte. Er schlug zitternd die Augen auf, erkannte den Pfarrer, der vor seinem Bette kniete und das Sterbegebet betete, und sah, daß die wahre Uhr auf ein Viertel über neun deutet.

Nur hatten seine Sinne eine solche Feinheit gewonnen, daß er den großen und sogar den kleinen Zeiger gehen sah, so unmerklich auch ihre Bewegung in Wirklichkeit war.

Beide schritten auf die verhängnißvolle Stunde *halb zehn* zu.

Kein Licht fiel auf das Zifferblatt, aber es schien von einem innern Licht beleuchtet zu werden.

Je näher der große Zeiger gegen Nr. 6 kam, um so heftigere Krämpfe beklemmten die Brust des Kranken.

Seine Füße waren eisig, und die Kälte stieg langsam, aber ohne anzuhalten, von den Füßen in die Kniee, von den Knien in die Schenkel, von den Schenkeln in die Eingeweide.

Der Schweiß floß über seine Stirne.

Er hatte weder die Kraft, ihn abzutrocknen, noch zu bitten, daß man ihn abtrocknen möchte.

Er fühlte, daß, es der Angstschweiß war, der mit jedem Augenblick mehr zum Todesschweiß wurde.

Alle Arten von wunderlichen Gestalten, die nichts Menschliches hatten, wogten vor seinen Augen.

Das Licht zersetzte sich.

Es däuchte ihn, als ob Fledermausflügel seinen Körper emporhoben und in eine Dämmerung trügen, die weder Leben noch Tod war, aber von Beiden Etwas hatte.

Endlich wurde die Dämmerung selbst immer düsterer.

Seine Augen schlossen sich, und gleich einem Blinden, der im Finstern stolpert, stießen sich die schweren Häutchen seiner Flügel an unbekannte Dinge.

Dann rollte er in unermeßliche Tiefen, in bodenlose Abgründe, wo jedoch der Schlag einer Uhr wiedertönte.

Die Uhr that einen einzigen Schlag.

Kaum war derselbe verklungen, so stieß der Verwundete einen Schrei aus.

Der Priester erhob sich und trat näher ans Bett.

Dieser Schrei war der letzte Seufzer, der letzte Athemzug, der letzte Hauch des Barons Raoul.

Es war eine Secunde über halb zehn.

---

## XVIII.

### *Welcher lebte? Welcher war todt?*

In demselben Augenblick, wo die zitternde Seele des jungen Edelmanns entflog, erhob sich Thibault, gleich als erwachte er aus einem den furchtbaren Träumen beunruhigten Schlaf, auf seinem Bett.

Er war ganz den Flammen umgeben.

Es brannte an allen vier Ecken seiner Hütte.

Er glaubte Anfangs, sein Alpdrücken wäre noch fort.

Aber er hörte so deutlich »Nieder mit dem Zauberer! Nieder mit dem Hexenmeister! Nieder mit dem Währwolf!« rufen, daß er begriff, daß etwas Furchtbares gegen ihn im Werke war.

Dann kamen die Flammen näher und ergriffen sein Bett; er spürte bereite ihre Hitze.

Noch einige Secunden, und er befand sich in mitten eines großen Brandes.

Zögerte er einen Augenblick, so wurde alles Entkommen unmöglich; dann konnte er nicht mehr fliehen.

Thibault sprang von seinem Bett herab, bemächtigte sich eines Spießes und stürzte zur Hinterthüre seiner Hütte hinaus.

Im Augenblick, wo man ihn mitten durch die Flammen schreiten und durch den Rauch hervorbrechen sah, wurde das Geschrei: »Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!« immer heftiger.

Drei oder vier Schüsse krachten.

Diese drei oder vier Schüsse waren für Thibault bestimmt.

Er hatte die Kugeln Zischen gehört.

Die Leute, die auf ihn geschossen hatten, trugen die Livree des Wolfsjägermeisters

Thibault erinnerte sich der Drohung, welche der Baron von Vez vor zwei Tagen gegen ihn ausgestoßen hatte.

Er befand sich also außerhalb des Gesetzes!

Man konnte ihn wie einen Fuchs. in seinem Bau ausrauchen, man konnte auf ihn schießen wie auf ein Stück Wild.

Zum Glück hatte ihn keine Kugel getroffen.

Die Flamme seiner Hütte bildete nur einen engen Lichtkreis; er war bald außerhalb desselben.

Dann befand er sich im Dunkel der großen Wälder und ohne das Geschrei des Bedientenpacts, das Ihm sein Haus verbrannte, wäre es um diese Stunde ebenso still als dunkel gewesen.

Er setzte sich unter einen Baum und ließ den Kopf in seine Hände sinken.

Die Ereignisse waren sich binnen achtundvierzig Stunden rasch genug gefolgt, daß es dem Holzschuhmacher nicht an Gegenständen für seine Betrachtungen fehlte.

Nur erschienen ihm diese letzten vierundzwanzig Stunden, wo er von einem andern Leben als dem seinigen gelebt hatte, als ein Traum.

Er hätte nicht zu beschwören gewagt, daß diese ganze Geschichte von dem Baron Raoul, von

der Gräfin Jane und von dem Herrn von Montgobert wahr sei.

Er richtete seinen Kopf empor, als er auf dem Kirchthurm von Oigny Etwas schlagen hörte.

Es war zehn Uhr.

Zehn Uhr!

Um halb zehn lag er noch sterbend in Gestalt des Baren Raoul im Pfarrhaus von Puiseux.

»Ha, bei Gott!« sagte er, »ich muß wissen, wo ich dran bin. Es ist kaum eine Stunde von hier nach Puiseux, in einer halben Stunde kann ich dort sein; ich will mich versichern, ob der Baron Raoul wirklich todt ist.«

Ein klägliches Geheul antwortete auf diese Frage, welche Thibault an sich selbst richtete.

Er blickte um sich.

Seine treuen Leibgardisten hatten sich wieder eingestellt.

Der Wolfsführer hatte seine Meute wieder gefunden.

»Vorwärts, Wölfe, meine einzigen Freunde,« sagte er, »vorwärts, Marsch!«

Und er zog mit ihnen durch den Wald in der Richtung von Puiseux. «

Die Bedienten des Herrn Jean, die in den letzten Resten der brennenden Hütte schürten, sahen einen Menschen, der an der Spitze von zwölf Wölfen dahin rannte, gleich einer Vision vorüberkommen.

Sie bekreuzten sich.

Mehr als je waren sie überzeugt, daß Thibault ein Zauberer sei.

Jedermann würde es gleich ihnen geglaubt haben, besonders wenn man gesehen hätte, wie Thibault, ebenso schnell als der schnellste seiner Gefährten, die Stunde von Oigny nach Puiseux in weniger als einer Viertelstunde zurücklegte.

Bei den ersten Häusern des Dorfes hielt er an.

»Meine lieben Wölfe,« sagte er, »ich bedarf Euer für heute Nacht nicht mehr; im Gegentheil, ich wünsche allein zu sein. Amüsiret Euch mit den Ställen in der Nachbarschaft, ich ertheile Euch Vollmacht. Und sollten Euch einige von den zweifüßigen Thieren aufstoßen, die man Menschen nennt, dann, liebe Wölfe, nehmt keine Rücksicht darauf, daß sie nach dem Bild des Schöpfers geschaffen zu sein behaupten, und machet nicht viele Umstände mit ihnen.«

Die Wölfe enteilten unter Freudengeheul nach allen Richtungen.

Thibault setzte seinen Weg fort.

Er ging ins Dorf hinein.

Das Pfarrhaus stieß dicht an die Kirche.

Thibault machte einen Umweg, um nicht am Kreuz vorbeizukommen.

Er kam vor dem Pfarrhaus an.

Er blickte durch die Scheibe und sah eine brennende Kerze neben dem Bett.

Ein Tuch war über das Bett gebreitet, und unter diesem Tuch zeichnete sich eine menschliche Gestalt, deren Starrheit eine Leiche verkündete. Das Haus schien leer.

Ohne Zweifel war der Pfarrer ausgegangen, um dem Maire die Todesanzeige zu machen.

Thibault trat ein. Er rief den Pfarrer. Niemand antwortete.

Thibault ging gerade auf das Bett zu.

Es war wirklich ein Leichnam der unter der Decke lag.



Er hob diese Decke auf. Es war wirklich Herr Raoul.

Er hatte diese ruhige und fatale Schönheit, welche ein Geschenk der Ewigkeit ist.

Seine Züge, die bei seinen Lebzeiten für einen Mann etwas weiblich gewesen, hatten die düstere Größe des Todes angenommen.

Auf den ersten Blick hätte man glauben können, er schlafe; aber bei genauer Betrachtung erkannte man in seiner Unbeweglichkeit etwas Tieferes als Schlaf.

Man erkannte den Herrscher, der eine Sense als Scepter, ein Leichentuch als Kaisermantel hat.

Man erkannte den Tod.

Thibault hatte die Thüre offen gelassen.

Er meinte leichte Fußstritte zu vernehmen.

Er stellte sich hinter den grünen Sarschevorhang, der den Alcoven verdeckte, vor eine Thüre, die im Fall einer Ueberrumpelung Gelegenheit zur Flucht bot.

Eine schwarzgekleidete und ebenso verschleierte Dame blieb zögernd vor der Thüre stehen.

Ein anderer Kopf kam neben dem ihrigen zum Vorschein und ließ seine Blicke im Innern des Zimmers umherschweifen.

»Ich glaube, Ihr könnt eintreten, gnädige Frau; es ist Niemand da, und überdies werde ich Wache stehen.«

Die schwarze Dame trat ein, ging langsam auf das Bett zu, blieb stehen, um sich den Schweiß auf ihrer Stirne zu trocknen, dann hob sie entschlossen die Decke auf, welche Thibault wieder über das Gesicht des Todten gezogen hatte.

Thibault erkannte die Gräfin.

»Ach,« sprach sie, »man hat mich nicht getäuscht.«

Dann sank sie auf ihre Kniee und betete.

Nach dem Gebet weinte sie und schluchzte laut.

Dann stand sie wieder auf, küßte die bleiche Stirne des Todten und die bläulichen Lippen der Wunde, durch welche seine Seele entflohen war.

»O mein vielgeliebter Raoul!« murmelte sie, »wer wird mir Deinen Mörder nennen? wer wird mich bei meiner Rache unterstützen?«

Kaum hatte die Gräfin diese Worte vollendet, so stieß sie einen Schrei aus und fuhr zurück.

Es war ihr, als habe eine Stimme geantwortet::

»Ich!«

Und die grünen Sarschevorhänge hatten gezittert.

Aber die Gräfin war kein schwachmüthiges Weib.

Sie nahm die Kerze, die zu den Häupten des Bettes brannte, und sah zwischen den Vorhang und die Mauer.

Es war Niemand da.

Sie sah eine geschlossene Thüre, aber sonst Nichts.

Sie stellte die Kerze an ihren Platz zurück, nahm aus einer kleinen Brieftasche ein goldenes Scheerchen, schnitt dem Todten eine Locke ab, legte sie in ein schwarzsamtenes Säckchen, das über ihrem Herzen hing, küßte den Todten noch einmal auf die Stirne, warf das Leichentuch über seinen Kopf zurück und ging.

Auf der Thürschwelle begegnete sie dem Priester und that einen Schritt zurück, indem sie ihren Schleier dichter zuzog.

»Wer seid Ihr?« fragte der Priester.

»Der Schmerz,« antwortete sie.

Der Priester machte Platz und ließ sie vorbei.

Die beiden Frauen waren zu Fuß gekommen.

Sie gingen zu Fuß zurück.

Es war bloß eine Viertelstunde von Puiseux nach Montgobert.

Ungefähr aus dem halben Weg kam ein Mann hinter einem Weidenstamm hervor, wo er sich verborgen hatte, und versperrte ihnen den Weg.

Lisette that einen Schrei.

Die Gräfin aber trat, ohne die mindeste Furcht zu verrathen, auf den Mann zu.

»Wer seid Ihr?« fragte sie.

»Derjenige, der Euch so eben, als Ihr nach dem Mörder fragtet, »»Ich!«« geantwortet hat.«

»Könnt Ihr mir zur Rache verhelfen?«

»Wenn Ihr wollt.«

»Sogleich!«

»Wir sind nicht gut hier.«

»Wie wären wir besser?««

»Auf Eurem Zimmer, zum Beispiel.«

»Wir können nicht zusammen hingehen.«

»Nein, aber ich kann durch die Maueröffnung gehen; Jungfer Lisette kann mich in dem Häuschen, wo Herr Raoul sein Pferd einstellte, erwarten; sie kann mich die Wendeltreppe hinaus führen und mir Euer Zimmer öffnen. Wenn Ihr in Eurem Toilettencabinet seid, so werde ich Euch erwarten, wie Herr Raoul vorgestern gethan hat.«

Die beiden Frauenzimmer schauderten.

»Wer seid Ihr, das; Ihr all diese Einzelheiten kennet?« fragte die Gräfin

»Diese werde ich Euch« sagen, sobald es Zeit sein wird. «

Die Gräfin zögerte einen Augenblick.

Dann aber faßte sie schnell ihren Entschluß und sagte:

»Es ist gut; gehet durch die Maueröffnung; Lisette wird Euch im Stall erwarten.«

»O gnädige Frau,« sagte die Zofe, »ich werde es nie wagen, diesen Mann abzuholen.«

»Dann werde ich es selbst thun,« erklärte die Gräfin.

»Das lasse ich mir gefallen,« sagte Thibault; »das nenne ich ein Weib!«

Und er glitt in eine Art von Schlucht neben dem Weg hinab und Verschwand.

Lisette fiel beinahe in Ohnmacht.

»Stütze Dich auf mich, Mädchen,« sagte die Gräfin, »und laß uns schnell gehen; es drängt mich zu erfahren, was dieser Mann mir zu sagen hat.«

Die beiden Frauen gingen durch das Wirthschaftsgebäude ins Schloß zurück.

Niemand hatte sie ausgehen gesehen; Niemand sah sie zurückkommen.

Die Gräfin ging aus ihr Zimmer und wartete auf Lisette, die ihr den unbekanntem zuführen

sollte.

Nach zehn Minuten kam Lisette ganz blaß herein.

»Am, gnädige Frau,« sagte sie, »es war nicht der Mühe werth, ihn abzuholen.«

»Warum?« fragte die Gräfin.

»Weil er den Weg ebenso gut kennt wie ich. Ach, gnädige Frau, wenn Ihr wüßtet, was er zu mir gesagt hat! Ganz gewiß ist dieser Mann der Teufel selbst.«

»Führe ihn herein,« sagte die Gräfin.

»Hier bin ich!« sprach Thibault.

»Es ist schon gut,« sagte die Gräfin zu Lisette. »Laß uns allein, Mädchen.«

Lisette trat ab.

Die Gräfin blieb mit Thibault allein.

Thibaults Aussehen hatte gerade nichts sehr Beruhigendes.

Man merkte dem Manne die Festigkeit eines gefaßten Entschlusses an, und es war leicht zu sehen, daß der Entschluß böse war; sein Mund war von einem satanischen Lächeln verzogen, das Auge strahlte von einem höllischen Glanz.

Statt seine rothen Haare zu verbergen, hatte Thibault sie wohlgefällig zur, Schau gestellt.

Sie fielen wie ein flammender Federbusch über seine Stirne herab.

Und gleichwohl ließ die Gräfin, ohne zu erblassen, ihren Blick auf Thibault haften.

»Das Mädchen sagte, daß Ihr den Weg in mein Zimmer kennet,« begann sie; »seid Ihr schon einmal da gewesen?«

»Ja, gnädige Frau, einmal.«

»Wann?«

»Vorgestern.«

»Zu welcher Stunde?«

»Nachts von halb elf bis halb ein Uhr.«

Die Greisin schaute ihm fest ins Gesicht.

»Das ist nicht wahr,« sagte sie.

»Seit ich Euch sagen, was hier vorgegangen ist?«

»Ja der Zeit, die Ihr angedeutet habt?«

»Ja.«

»Sprecht,« sagte die Gräfin laconisch.

Thibault war ebenso laconisch wie die Gräfin.

»Herr Raoul ist zu dieser Thüre hereingekommen,« sagte er auf die Corridorthüre deutend, »und Lisette hat ihn allein gelassen. Ihr seid zu dieser da eingetreten,« fuhr er auf die Thüre des Toilettenzimmers deutend fort, »und Ihr habt ihn aus seinen Knieen getroffen. Eure Haare waren aufgelöst und durch drei Diamantnadeln zusammengehalten; Ihr truget ein rosaroths, mit Stickereien besetztes Tafftnegligé, Pantoffeln von Silberstoff und um den Hals eine Perlenschnur.«

»Die Toilette ist vollkommen richtig,« sagte die Gräfin; »fahret fort.«

»Ihr habt Herrn Raoul dreierlei Dinge vorgeworfen: 1) daß er sich zu lang in den Gängen auf halte und Eure Zofe küsse; 2) daß man ihn um Mitternacht auf dem Weg von Erneville nach

Villers-Coterets getroffen; 3) daß er auf dem Ball im Schlosse, wo Ihr nicht waret, vier Contretänze mit Frau von Bonneuil getanzet habe.«

»Weiter.«

»Bei jedem dieser drei Punkte hat Euer Geliebter Euch Gründe angeführt, die man gut oder auch schlecht nennen könnte; Ihr habt sie gut gefunden, weil Ihr ihm eben verziehet, als Lisette ganz verstört hereinstürzte und Eurem Liebhaber zurief, er solle entfliehen, weil Euer Gemahl so eben nach Hause gekommen sei.«

»Wahrhaftig, Ihr müßt, wie Lisette sagte, der Teufel selbst sein,« versetzte die Gräfin lachend, »und ich sehe, wir werden mit einander Geschäfte machen können. Vollendet!«

»Dann habt Ihr und Eure Zofe Herrn Raoul, trotz seines Widerstrebens, ins Toilettencabinet geschoben; Lisette hat ihn über den Gang durch zwei oder drei Zimmer und sodann eine Wendeltreppe im entgegengesetzten Flügel des Schlosses hinab geführt; unten an der Treppe haben sie die Thüre geschlossen gefunden und sich dann in eine Art von Gesindestube geflüchtet; Lisette hat das Fenster geöffnet, das nur sieben oder acht Fuß von der Erde war; Herr Raoul ist hinausgesprungen, nach dem Stall gelaufen und hat dort wirklich sein Pferd gefunden, aber mit abgeschnittenen Häksen; darauf hat er einen Schwur gethan, wenn der Graf ihm in den Wurf komme, so wolle er ihm ebenfalls die Kniekehlen abschneiden, wie dieser seinem Pferde, denn die muthwillige Verstümmelung eines edlen Thieres empörte ihn im höchsten Grad; sodann ist er zu Fuß nach der Maueröffnung zurückgegangen und dort hat er, außerhalb der Mauer, den Grafen getroffen, der ihn mit dem Degen in der Faust erwartete. Der Baron hatte seinen Hirschfänger bei sich; er zog vom Leder, und der Kampf begann.«

»Der Graf war allein?«

»Wartet. Der Graf schien allein zu sein; im vierten oder fünften Gang erhielt er einen Stich in die Schulter; er sank auf ein Knie und rief: »Zu Hilfe, Lestocq!« Da erinnerte sich der Baron seines Schwurs und schnitt dem Grafen die Kniekehle ab, wie dieser seinem Pferde gethan hatte; aber als er sich wieder ausrichten wollte, stieß ihm Lestocq von hinten seinen Degen mit solcher Gewalt unter das Schulterblatt, daß er zur Brust wieder heranskam; ich brauche Euch nicht zu sagen, an welcher Stelle, denn Ihr habt ja die Wunde geküßt.«

»Und wie weiter?«

»Der Graf und sein Rüdenknecht ließen den Baron hilflos liegen und kehrten ins Schloß zurück. Als der Baron wieder zu sich kam, rief er Bauern herbei, die ihn auf eine Tragbahre legten und wegtrugen; sie wollten ihn nach Villers-Coterets bringen, aber in Puiseux litt er dermaßen, daß er nicht weiter konnte; sie legten ihn auf das Bett, wo Ihr ihn gesehen habt, und wo er eine Secunde nach halb zehn Uhr seinen letzten Seufzer aushauchte.«

Die Gräfin erhob sich.

Sie ging, ohne ein Wort zu sagen, an ihren Schrein und nahm die Perlenschnur, welche sie Tags zuvor am Halse getragen hatte.

Sie überreichte dieselbe Thibault

»Was soll das bedeuten?« fragte dieser.

»Nehmt,« sagte die Gräfin, »sie ist fünfzigtausend Franken werth.«

»Gedenket Ihr Euch zu rächen?« fragte Thibault.

»Ja,« antwortete die Gräfin.

»Die Rache ist mehr werth.«

»Wie viel?«

»Erwartet mich morgen Nacht,« sagte Thibault, »dann will ichs Euch sagen.«

»Wo soll ich Euch erwarten?« fragte die Gräfin.

»Hier,« antwortete Thibault mit einem Lächeln voll thierischer Lüsterheit.

»Ich werde Euch hier erwarten,« sagte die Gräfin.

»Morgen also?«

»Ja.«

Thibault ging.

Die Gräfin legte die Perlenschnur in ihren Schrein zurück, hob ein zweites Fach hervor und nahm daraus ein Fläschchen, das eine opalfarbige Flüssigkeit enthielt, sowie einen kleinen Dolch, dessen Griff und Scheide mit Edelsteinen besetzt, dessen Klinge aber mit Gold damascirt war.

Sie verbarg Fläschchen und Dolch unter ihrem Kopfkissen kniete vor ihrem Betpult nieder, verrichtete ihr Gebet und warf sich dann ganz angekleidet auf ihr Bett.

---

## XIX.

### *Getreu dem Rendezvous.*

Thibault hatte, als er die Gräfin verließ, den von ihm selbst bezeichneten Weg eingeschlagen und war ohne alle Zwischenfälle zuerst aus dem Schloß, sodann aus dem Park gekommen.

Aber jetzt befand er sich zum ersten Mal in seinem Leben in dem Fall, daß er nicht wußte, wohin er gehen sollte. Seine Hütte war abgebrannt; Freunde hatte er nicht; gleich Cain wußte er nicht, wo sein Haupt hinlegen.

Er ging in den Wald, seine ewige Zufluchtstätte.

Dann schweifte er bis ins Thal von Chavigny, und als der Tag zu grauen anfing, trat er in ein vereinzelt stehendes Haus und verlangte ein Brod zu kaufen.

Eine Frau gab ihm dieses Brod in Abwesenheit ihres Mannes, wollte aber keine Bezahlung dafür annehmen.

Thibault flößte ihr Angst ein.

Nachdem er sich seiner Nahrung für den ganzen Tag vergewissert hatte, ging er in den Wald zurück.

Er kannte zwischen Fleury und Longpont eine Stelle, wo der Wald außerordentlich dicht war.

Hier beschloß er seinen Tag zuzubringen.

Während er hinter einem Felsen Schutz suchte, erblickte er in einer Schlucht etwas Glänzendes.

Die Neugierde trieb ihn hinabzusteigen.

Der glänzende Gegenstand war die Silberplatte am Wehrgehänge eines Waldschützen.

Das Wehrgehänge lag kreuzweise um den Hals eines Leichnams oder vielmehr eines Skeletts, denn das Fleisch war abgenagt und die Knochen so sauber gemacht, als wären sie für ein anatomisches Cabinet oder ein Maleratelier bestimmt.

Das Skelett war ganz frisch und schien von der letzten Nacht zu sein.

»Ha! Ha!« sagte Thibault, »das haben höchstwahrscheinlich meine Freunde, die Wölfe gethan. Es scheint sie haben sich meine Erlaubniß zu Nutzen gemacht.«

Er stieg in die Schlucht hinab, denn er war neugierig, wem der Leichnam gehört hatte, und seine Neugierde war leicht zu befriedigen.

Die Platte, welche den Herren Wölfen ohne Zweifel nicht so verdaulich geschienen hatte wie das Uebrige, war auf der Brust des Skeletts zurückgeblieben, wie eine Etikette aus einem Waarenballen.

Thibault trat näher und las:

J. B. Lestocq,

Waldschütz des Herrn Grafen von Montgobert.

»Gut!« sagte Thibault lachend, »dieser da hat uns mit seiner Ermordung nicht viel Mühe gemacht.«

Dann fügte er mit sorgenvoll Stirne, leise und diesmal ohne Lachen, wie im Selbstgespräch

hinzu:

»Sollte es etwa eine Vorsehung geben?«

Lestocqs Tod war nicht

Als er sich, ohne Zweifel in irgend einem Auftrag seines Herrn, in der Nacht von Montgobert nach Longpont begab, war er von den Wölfen angefallen worden. Er hatte sich Anfangs mit demselben Hirschfänger vertheidigt, womit er den Baron Raoul getödtet, denn Thibault fand diese Waffe einige Schritte von dem Weg, an einer Stelle, wo die stark aufgescharrte Erde einen Kampf anzeigte; dann hatte Lestocq seinen Hirschfänger verloren, war von den wilden Thieren in die Schlucht geschleppt und da gefressen worden.

Thibault wurde dermaßen gleichgültig gegen Alles, daß dieses Ereigniß ihm weder Vergnügen noch Kummer machte, weder Befriedigung gewährte noch Gewissensbisse verursachte. Er dachte bloß daran, daß es die Absichten der Gräfin vereinfache, die sich somit nur noch an ihrem Manne zu rächen habe.

Sodann richtete er sich an einem möglichst windstillen Ort zwischen den Felsen ein, um ruhig seinen Tag da zuzubringen

Gegen Mittag hörte er das Horn des Herrn Jean und das Gebell seiner Meute.

Der Wolfsjägermeister jagte, aber die Jagd zog weit genug an Thibault vorüber, um ihn nicht zu stören.

Die Nacht kam.

Um neun Uhr machte sich Thibault auf den Weg.

Er fand seine Maueröffnung wieder, schlug seinen Weg ein und kam an den Schoppen wo Lisette ihn erwartet hatte, als er in Gestalt des Barons Raoul erschienen war.

»Das arme Mädchen zitterte diesmal an allen Gliedern.

Thibault wollte den Ueberlieferungen getreu bleiben und begann damit, daß er sie zu küssen versuchte.

Aber sie sprang mit sichtlichem Entsetzen zurück.

»O!« sagte sie, »berührt mich nicht, oder ich rufe.«

»Ei der Tausend, schönes Kind,« sagte Thibault, »gegen den Baron Raoul waret Ihr neulich nicht so spröde.«

»Ja,« versetzte die Zofe, »aber es hat sich auch seit damals gar Vieles ereignet.«

»Ohne das zu rechnen, was sich noch weiter ereignen wird,« bemerkte Thibault lustig.

»O,« antwortete Lisette mit düsterer Miene, »ich glaube, daß das Aergste jetzt Vorbei ist.«

Dann ging sie Voraus und sagte:

»Wenn Ihr kommen wollt, so folget mir.«

Thibault folgte ihr.

Ohne irgend eine Vorsichtsmaßregel zu ergreifen, durchschritt Lisette den ganzen freien Raum, der das Gehölz vom Schloß trennte

»O, o!« sagte Thibault, »Du bist heute sehr keck, schönes Kind, und wenn man uns sähe...«

Aber sie schüttelte den Kopf.

»Es ist keine Gefahr mehr vorhanden,« sagte sie; »alle Augen, die uns sehen könnten, sind geschlossen.«

Obschon Thibault nicht begriff, was das Mädchen sagen wollte, so erregte ihm doch der Ton,

worin sie diese Worte sprach, einen gewissen Schauer.

Er folgte ihr schweigend, ging mit ihr auf die Wendeltreppe und kam in den ersten Stock. «

Aber im Augenblick, wo Lisette nach dem Zimmerschlüssel griff, hielt er sie an.

Die Oede und Stille im Schloß erschreckten ihn.

Man konnte sich in einem verwunschenen Schloß glauben.

»Wohin gehen wir?« fragte Thibault ohne recht zu wissen, was er sagte.

»Ihr wißt es ja.«

»Ins Zimmer der Gräfin?«

»Ja.«

»Sie erwartet mich?«

»Ja.«

Und Lisette öffnete die Thüre.

»Tretet ein,« sagte sie.

Thibault trat ein; Lisette machte die Thüre wieder zu und blieb im Gang stehen.

Es war wirklich dasselbe bezaubernde Zimmer, auf dieselbe Art beleuchten von denselben balsamischen Düften geschwängert.

Thibault suchte nach der Gräfin.

Er erwartete, sie werde vom Toilettenzimmer her zum Vorschein kommen.

Allein die Thüre desselben blieb verschlossen.

Kein Geräusch ließ sich in diesem Zimmer vernehmen, außer dem Picken der Uhr von Sevres Porcellan und den Schlägen von Thibaults Herzen.

Er begann mit einem Entsetzen, worüber er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, um sich zu schauen.

Seine Augen blieben auf dem Bett haften.

Hier lag die Gräfin.

»Sie hatte dieselben Diamantnadeln in den Haaren, dieselbe Perlenschnur um den Hals, dasselbe rothe Taftkleid am Leib, und an den Füßen dieselben Pantoffeln von Silberstoff, welche sie getragen hatte, um den Baron Raoul zu empfangen.

Thibault trat näher.

Die Gräfin machte keinerlei Bewegung.

»Ihr schlafet, schöne Gräfin?« fragte er, indem er sich gegen sie verbeugte, um sie anzusehen. Aber aus einmal fuhr er zurück; seine Augen starteten, seine Haare sträubten sich, aus seiner Stirne brach Schweiß aus. «

Er begann die furchtbare Wahrheit zu ahnen.

Schliefe die Gräfin einen gewöhnlichen Schlaf oder den ewigen Schlaf?

Thibault nahm einen Leuchter vom Kamin und hielt ihn mit zitternder Hand an das Gesicht der seltsamen Schläferin.

Das Gesicht war blaß wie Elfenbein, die Schläfe marmorirt

Die Lippen waren blau.

Ein Tropfen rothen Wachses fiel ganz brennend auf diese Maske des Schlafes.

Die Gräfin erwachte nicht.



»O, o, was ist das?« sagte Thibault.

Und er stellte den Leuchter, den seine zitternde Hand nicht mehr halten konnte, auf den Nachttisch.

Die beiden Arme der Gräfin hingen an ihrem Leib entlang; in jeder Hand schien sie Etwas zu verschließen.

Thibault öffnete mit Mühe die linke Hand.

Er fand darin das Fläschchen, das die Gräfin Tags zuvor aus ihrem Schrein gezogen hatte.

Er öffnete die andere Hand.

In dieser fand er ein Papier, worauf bloß die drei Worte standen:

»*Getreu dem Rendezvous.*«

In der That getreu bis in den Tod.

Die Gräfin war todt.

Thibaults Illusionen entschwanden eine um die andere, wie die Träume des Schläfers entschwanden, wenn er allmählig erwacht.

Nur stehen in den Träumen anderer Leute die Todten wieder auf.

Thibaults Todte dagegen blieben liegen.

Er wischte sich die Stirne, ging an die Corridorthüre, öffnete sie und fand Lisette auf ihren Knien liegend und betend.

»Die Gräfin ist also todt?« fragte Thibault,

»Die Gräfin ist todt und der Graf ist todt.«

»An den Folgen der Wunden, die er in seinem Kampf mit dem Baron Raoul erhalten hat?«

»Nein, in Folge des Dolchstiches, welchen die Gräfin ihm versetzt hat.«

»O, o!« machte Thibault, indem er inmitten dieses düstern Dramas eine lachende Grimasse versuchte, »dies ist eine neue Geschichte, die ich nicht kenne.«

Die Zofe erzählte ihm diese Geschichte. Sie war einfach, aber furchtbar.

Die Gräfin war einen Theil des Tages im Bette geblieben und hatte den Glocken von Puiseux gelauscht, welche die Abführung der Leiche Raouls nach dem Schlosse Vauparfond verkündeten wo er in der Gruft seiner Ahnen bestattet werden sollte.

Gegen vier Uhr Mittags verstummte das Geläute.

Der Leichnam war weggebracht.

Nun war die Gräfin aufgestanden; sie hatte den Dolch unter ihrem Kissen genommen, ihn in ihrer Brust versteckt und sich nach dem Zimmer ihres Gatten begeben.

Sie fand den Kammerdiener ganz vergnügt.

Der Arzt war so eben weggegangen, hatte den Verband abgenommen, und bürgte für das Leben des Grafen.

»Ihr werdet zugeben, daß dies ein großes Glück ist, gnädige Frau,« sagte der Kammerdiener.

»Ja, es ist wirklich ein großes Glück.«

Und die Gräfin trat ins Zimmer ihres Gatten.

Nach fünf Minuten kam sie heraus.

»Der Graf schläft,« sagte sie; »es muß Niemand hineingehen, außer wenn er ruft.«

Der Kammerdiener verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und setzte sich ins

Vorzimmer, um beim ersten Signal von seinem Herrn bereit zu sein.

Die Gräfin ging auf ihr Zimmer zurück.

»Entkleide mich, Lisette,« sagte sie zu ihrer Kammerfrau, »und gib mir die Kleider, die ich das letztes Mal anhatte, als er kam.«

Lisette gehorchte.

Man hat gesehen, mit welcher Treue sie dieses Costüm bis in seine kleinsten Einzelheiten festgehalten hatte.

Dann schrieb die Gräfin einige Worte, welche sie zusammenlegte und in ihrer rechten Hand bewahrte.

Sofort legte sie sich auf ihr Bett.

»Wollt Ihr Nichts zu Euch nehmen, gnädige Frau?« fragte die Zofe.

»Doch, Lisette,« antwortete sie, »ich will das nehmen, was in diesem Fläschchen ist.«

»Wie!« sagte Lisette, »nichts Anderes?«

»Es ist genug, Lisette, denn wenn ich das getrunken haben werde, so werde ich Nichts mehr bedürfen.«

Und die Gräfin hatte wirklich das Fläschchen an ihren Mund gesetzt und auf einen einzigen Zug geleert.

Dann hatte sie gesagt:

»Du hast den Mann gesehen, der uns unterwegs erwartete, Lisette; ich habe heute Abend zwischen neun und zehn Uhr in meinem Zimmer ein Rendezvous mit ihm. Erwarte ihn am bewußten Ort und führe ihn zu mir. Man soll nicht sagen können, daß ich mein Wort gebrochen habe, wenn auch nur nach dem Tode.«

Thibault konnte Nichts dawider einwenden: die Verabredung war festgehalten worden.

Nur hatte sich die Gräfin allein mit ihrer Rache befaßt.

Man erfuhr dies, als der Kammerdiener, beunruhigt durch das Schweigen seines Herrn, die Thüre halb öffnete, auf den Zehen hineinschlich und seinen Herrn, mit einem Dolch im Herzen, auf dem Rücken liegend fand.

Dann war man herbeigesprungen, um die Nachricht der gnädigen Frau zu melden, und man hatte auch die gnädige Frau todt gefunden. Das Gerücht von dem doppelten Tod hatte sich alsbald im Hause verbreitet, und die ganze Dienerschaft war entflohen, weil sie behauptete, der Würangel sei ins Schloß eingezogen.

Nur die Zofe war da geblieben, um die letzten Wünsche ihrer Gebieterin zu erfüllen. Thibault hatte Nichts mehr im Hause zu thun. Er ließ die Gräfin auf ihrem Bett, Lisette bei ihr, und ging hinab.

Wie die Zofe ihm gesagt hatte, brauchte er keine Begegnung mit der Herrschaft oder Dienerschaft mehr zu fürchten. Die Dienerschaft war entflohen, die Herrschaft war gestorben.

Thibault ging wieder durch die Maueröffnung.

Der Himmel war düster, und wäre es nicht im Januar gewesen, so hätte man glauben können, ein Gewitter sei im Anzug.

Man sah im Park kaum eine Spur vom Fußpfad.

Zwei- oder dreimal blieb Thibault lauschend stehen; er meinte gehört: zu haben, wie rechts und linke das zur Erde liegende Gezweig unter Tritten erkrachte, die sich nach den seinigen zu

richten schienen.

Als er an die Oeffnung kam, hörte er ganz deutlich eine Stimme sagen:

»Er ist's!«

Im selben Augenblick sprangen zwei Gendarmen, die außerhalb der Mauer im Hinterhalt lagen, auf Thibault zu und packten ihn beim Kragen, während zwei andere ihn von hinten angriffen.

Carmesin, der in seiner Eifersucht über Lisette einen Theil seiner Nächte verwachte und herumschweifte hatte in der vorhergehenden Nacht einen verdächtigen Menschen auf Schleichwegen ein- und ausgehen gesehen und dem Brigadier der Gendarmerie desßhalb Anzeige gemacht.

Die Anklage erhielt um so mehr Gewicht, als man die neuen Unglücksfälle im Schloß erfuhr.

Der Brigadier schickte vier Mann mit dem Befehl, jeden verdächtigen Herumstreicher zu verhaften.

Zwei von ihnen legten sich, unter Carmesins Anleitung, bei der Mauerlücke in Hinterhalt, die zwei andern folgten Thibault Schritt für Schritt im Parke.

Man hat gesehen, wie sie auf ein Signal von Carmesin alle vier über ihn herfielen.

Der Kampf war lang und hartnäckig.

Thibault war kein Mann, der sich von vier Gendarmen ohne alle Schwierigkeit überwältigen ließ.

Aber er hatte keine Waffen; sein Widerstand war vergeblich.

Die Gendarmen hatten um so mehr Beharrlichkeit gezeigt, als sie Thibault erkannt hatten, der in Folge des verschiedenen Unglücke, das er schon nach sich gezogen, einen abscheulichen Ruf in der Gegend zu bekommen anfang. Thibault wurde zu Boden geworfen, geknebelt und zwischen zwei Pferde genommen.

Die zwei andern Gendarmen ritten, der eine voraus, der andere hintennach.

Thibault hatte sich mehr aus Eigenliebe als aus einem andern Grund mit ihnen herumgeschlagen.

Bekanntlich besaß er eine unbegrenzte Macht, um Böses zu thun.

Er brauchte nur den Tod seiner vier Gegner zu wünschen, so wären sie alle vier tod umgesunken.

Aber dazu blieb ihm ja immer noch Zeit genug übrig, und wäre es am Fuße des Schaffots.

Solange er noch wünschen durfte, war er sicher, daß die menschliche Justiz ihm Nichts anhaben konnte.

Nachdem Thibault also an den Händen mit Stricken gebunden und an den Füßen gefesselt war, schritt er mit augenscheinlicher Ergebung zwischen seinen Gendarmen einher.

Ein Gendarme hielt das Ende des Stricks, an den er gebunden war.

Sie rissen Witze und fragten den Hexenmeister Thibault lachend, warum er sich habe fangen lassen, da er doch eine solche Macht besitze.

Und Thibault antwortete auf ihre Spöttereien mit dem bekannten Sprichwort:

»Wer zuletzt lacht, lacht am besten.«

Die Gendarmen hofften freilich, daß sie zuletzt lachen würden.

Man kam über Puiseux hinaus und in den Wald.

Das Wetter war immer trübseliger geworden.

Es sah aus, als hingen die Wolken, gleich einem ungeheuern schwarzen Schleier, an den Baumwipfeln Man sah keine vier Schritte weit vor stets. Thibault dagegen sah.

Er sah von allen Seiten her Lichter schnell in der Finsternis; vorbeikommen und sich nach allen Richtungen kreuzen.

Diese Lichter näherten sich immer mehr und waren von einem Getrippel in dem dünnen Laube begleitet.

Die Pferde wichen ängstlich zurück und zitterten im Nachtwind unter ihren Reitern.

Das plumpe Gelächter der Gendarmen verstummte nach und nach.

Thibault seinerseits begann zu lachen.

»Warum lachst Du?« fragte ihn ein Gendarm.

»Weil ihr nicht mehr lachtet,« antwortete Thibault.

Beim Getöse von Thibaults Stimme kamen die Lichter näher, und das Getrippel wurde vornehmlich.

Dann hörte man ein unheimliches Geräusch, ein Geräusch von Kinnbacken, worin die Zähne an einander klapperten.

»Ja, ja, meine lieben Wölfe,« sagte Thibault, »ihr habt Menschenfleisch gekostet, und das hat euch wohl gut gedäucht?«

Ein beifälliges Geknurre, das zugleich an den Hund und an die Hyäne erinnerte, war die Antwort.

»Es ist so,« sagte Thibault, »ich begreife; nach dem ihr den Waldschützen gefressen habt, möchtet ihr auch gern Gendarmen kosten.«

»O, o,« sagten die Reiter, die zu schaudern anfangen, »mit wem sprichst Du denn?«

»Mit denjenigen, die mir antworten,« sagte Thibault.

Und er stieß ein Geheule aus. Zwanzig Töne derselben Art antworteten ihm. Einige waren bis auf zehn Schritte nah, andere waren weit entfernt.

»Hm,« machte einer der Gendarmen, »was sind denn das für Thiere, die uns so nachlaufen, deren Augen im Finstern blitzen, und deren Sprache dieser Elende zu reden scheint?«

»O, o!« sagte der Holzschuhmacher, »ihr nehmet den Wolfsführer Thibault gefangen, ihr führet ihn in der Nacht durch die Wälder, und ihr fraget noch, was diese Lichter und diese heulenden Stimmen sind, die ihm folgen. Hört ihr's Freunde?« rief Thibault; »diese Herren wollen wissen, wer ihr seid. Antwortet ihnen alle zusammen, damit sie keinen Zweifel mehr haben.«

Die Wölfe gehorchten ihrem Herrn und stießen ein einstimmiges, langes Geheul aus.

Die Pferde begannen zu schnauben; zwei oder drei bäumten sich.

Die Gendarmen thaten alles Mögliche, um ihre Thiere theils durch Streicheln, theils durch freundliches Zureden zu beschwichtigen.

»O,« sagte Thibault, »das ist noch nichts; ihr werdet es sogleich sehen, wenn jedes Pferd zwei Wölfe auf dem Kreuz und einen am Hals sitzen hat.«

Die Wölfe gingen unter den Füßen der Pferde durch und umwedelten Thibault kosend.

Einer von ihnen stellte sich an seine Brust, als wollte er seine Befehle verlangen.

»Sogleich, sogleich« sagte Thibault, »wir haben Zeit. Seien wir keine Egoisten und gönnen

wir unsern Kameraden Zeit, um anzukommen.«

Die Gendarmen vermochten ihre Pferde nicht mehr zu bewältigen; diese bäumten sich, machten Seitensprünge, und obschon sie nur im Schritt gingen, troffen sie doch von Schweiß und Schaum.

»Nicht wahr,« sagte Thibault zu den Gendarmen, »jetzt würdet ihr gerne einen Handel mit mir schließen? Ich würdet mir gerne die Freiheit schenken unter der Bedingung, daß ihr heute Nacht in euren eigenen Betten schlafen dürftet?«

»Im Schritt,« sagte einer der Gendarmen, »solange wir im Schritt reiten, haben wir Nichts zu befürchten.«

Ein anderer zog seinen Säbel.

Einige Secunden darauf hörte man ein Schmerzgeheul.

Einer der Wölfe hatte einen Gendarmen beim Stiefel gepackt, und dieser hatte ihm seinen Säbel durch den Leib gerannt.

»Es wie unvorsichtig, Gendarme!« sagte Thibault; »die Wölfe fressen einander, dem Sprichwort zum Trotz, und wenn sie einmal Blut verschmeckt haben, so weiß ich nicht, ob ich selbst sie noch bändigen kann.«

Die Wölfe fielen insgesamt über ihren verwundeten Kameraden her. Nach fünf Minuten blieben nur noch die Knochen von ihm übrig.

Die Gendarmen hatten diese Frist benützt, um einen Vorsprung zu gewinnen; sie ließen indeß Thibault nicht los, sondern zwangen ihn, mit ihren Pferden gleich zu laufen. Aber was Thibault vorhergesagt hatte, traf ein.

Man hörte auf einmal Etwas wie Sturm.

Es war die Meute, die aus Leibeskräften nachjagte.

Die Pferde, die im stärksten Trab liefen, wollten sich, erschreckt durch das Getrappel, den Geruch und das Geheul der Wölfe, nicht wieder in den Schritt bringen lassen.

Sie begannen vielmehr, trotz aller Anstrengungen ihrer Reiter, zu galoppiren.

Der Gendarme, der Thibault am Strick hielt, bedurfte jetzt seiner beiden Hände, um sein Pferd zu bemeistern, und ließ seinen Gefangenen los.

Die Wölfe sprangen den Pferden theils auf das Kreuz, theils an den Hals.

Sobald diese die spitzen Zähne ihrer Feinde empfunden, stoben sie nach allen Richtungen auseinander.

»Hurrah, Wölfe! Hurrah!« rief Thibault.

Aber die furchtbaren Thiere bedürftten keiner Aufmunterung. Nur zwei oder drei blieben bei Thibault, und bald hatte jedes Pferd sechs oder sieben Verfolger hinter sich.

Pferde und Wölfe verschwanden nach allen Seiten der Windrose, und bald hörte man das Nothgeschrei der Männer, das Schmerzgewieher der Pferde und das Wuthgeheul der Wölfe in der Ferne immer schwächer werden.

Thibault war frei geblieben.

Nur waren seine Hände durch einen Strick geknebelt, und an den Füßen hatte er Fesseln.

Zuerst versuchte er seine Bande aufzubeißen.

Unmöglich

Dann wollte er sie durch seine Muskelkraft zerreißen. Vergeblich.

Die verschiedenen Versuche machten nur, daß ihm die Stricke ins Fleisch schauten, und hatten keinen Erfolg.

Jetzt war es an ihm, vor Schmerz, Angst und Wuth aufzubrüllen

Endlich, als er es müde geworden, seine geknebelten Arme zu Verderben, hob er seine Fäuste gen Himmel und rief:

»Schwarzer Wolf, mein Freund, mach, daß diese Stricke von meinen Armen fallen. Du weißt ja, daß ich die Hände blos; frei haben will, um Böses zu thun!«

Im selben Augenblick zerborsten die Stricke und fielen zu den Füßen Thibaults, der jetzt unter Freudenbrüll mit seinen Händen in der Luft herumfocht.

---

## XX.

### *Der böse Geist.*

Am folgenden Abend um neun Uhr ging ein Mann auf der Straße von Puits-Sarrasin nach den Wald von Ozières.

Es war Thibault, der seiner Hütte einen letzten Besuch abstatten und sehen wollte, ob der Brand irgend welche Trümmer übrig gelassen habe.

Ein rauchender Aschenhaufe bezeichnete den Platz, wo sie gestanden.

Gleich als hätte Thibault ihnen hier ein Rendezvous gegeben, bildeten Wölfe einen weiten Kreis um diese Ruinen, auf welche sie mit finsterner Wuth hinschauten; sie schienen zu begreifen, daß man durch Zerstörung dieser armseligen, aus Zweigen und Erde erbauten Hütte den Mann angegriffen hatte, der ihnen kraft seines Vertrags mit dem schwarzen Wolf zum Herrn gegeben war.

Als Thibault in den Kreis trat, stießen alle Wölfe zugleich ein langes, unheimliches Geheul aus, als wollten sie zu verstehen geben, daß sie bereit seien, seiner Rache zu dienen.

Thibault setzte sich auf den Platz, wo sein Herd gestanden.

Man erkannte diesen Platz an einigen geschwärzten, aber unversehrt gebliebenen Steinen und an der höheren Asche.

Er blieb hier einige Minuten in schmerzliche Betrachtung versunken.

Er bedachte nicht, daß das Unglück, das er vor Augen hatte, die Folge und Strafe seiner neidischen Gelüste war, die noch immer größer wurden. Er empfand weder Reue noch Bedauern. Seine Freude darüber, daß er sich jetzt in den Stand gesetzt sah, den Menschen Böses mit Bösem zu vergelten, sein Stolz daraus, daß er mit Hilfe dieser furchtbaren Bundesgenossen einen Kampf mit seinen Verfolgern wagen konnte, beherrschten in ihm alle andern Empfindungen.

Und als die Wölfe klüglich heulten, sagte Thibault zu ihnen:

»Ja, ja, euer Geheul stimmt zu dem Geschrei meines Herzens. Die Menschen haben meine Hütte zerstört und die Asche der Werkzeuge, womit ich mein Brod verdiente, in den Wind gestreut; ihr Haß verfolgt mich wie euch; ich habe weder Gnade noch Mitleid von ihnen zu erwarten; wir sind ihre Feinde, wie sie die unsrigen sind; ich werde weder Gnade noch Erbarmen gegen sie üben; kommt also und laßt uns von der Hütte ins Schloß die Verwüstung zurücktragen, welche sie bei mir angerichtet haben.«

Und wie ein Räuberhauptmann mit seinen Spießgesellen, zog jetzt der Wolfsführer inmitten seiner ganzen Bande auf Zerstörung und Mord aus.

Diesmal galt die Verfolgung nicht mehr den Hirschen, den Damböcken, den Rehen und anderem schüchternen Wild.

Unter dem Schutz des nächtlichen Dunkels zog er zuerst gegen das Schloß Vez, denn hier hauste sein Hauptfeind.

Der Baron besaß drei Höfe, die zum Schloß gehörten, verschiedene Ställe voll von Pferden und Hornvieh, Pferche mit Hunderten von Schafen.

Gleich in der ersten Nacht wurde Alles angegriffen.

Am folgenden Tag fand man zwei Pferde, vier Kühe und zehn Schafe erwürgt.

Der Baron zweifelte einen Augenblick, ob er dieses Unglück den Thieren zuzuschreiben habe, mit denen er einen so furchtbaren Krieg führte; das Ganze glich nicht dem brutalen Angriff einer wilden Thierhorde, sondern einem wohlbedachten und fein angelegten Racheact.

Gleichwohl war an den Spuren der Zähne in den Wunden so wie der Pfoten auf dem Boden leicht zu erkennen, daß simple Wölfe die Verheerung angerichtet hatten.

In der folgenden Nacht legte man sich in den Hinterhalt

Aber Thibault und seine Wölfe befanden sich auf der entgegengesetzten Seite des Waldes.

Diesmal wurden die Pferde, Vieh- und Schafställe von Soucy und Vivières heimgesucht.

In der dritten Nacht kam die Reihe an Boursonne und Yvars.

Das Wert der Zerstörung sollte, nachdem es einmal begonnen war, mit Hartnäckigkeit fortgesetzt werden.

Der Wolfsführer verließ seine Wölfe nicht mehr; er schlief in ihren Höhlen; er lebte mitten unter ihnen; er reizte ihren Blutdurst und ihre Mordelust.

Mancher Holzmacher, mancher arme Mann, der Haidekraut sammelte, stieß im Gebüsch auf den drohenden Rachen eines Wolfes mit weißen, spitzen Zähnen, und wurde von ihm fortgetragen oder zerrissen, wenn er sich nicht zufällig durch seinen Muth und seine gute Hippe retten.

Die Wölfe, denen menschlicher Verstand zu Hilfe kam, waren vermöge ihrer Organisation und Disciplin furchtbarer geworden, als eine Herde Lanzknechte, die über ein erobertes Land herfallen.

Der Schrecken war allgemein; Niemand wagte mehr unbewaffnet seine Stadt oder sein Dorf zu verlassen; man fütterte das Vieh in den Ställen, und wenn die Leute ausgingen, so warteten sie auf einander, um ansehnliche Massen zu bilden.

Der Bischof von Soissons verordnete öffentliche Gebete um Thauwetter, denn man schrieb diese ungewohnte Wildheit der Wölfe dem massenhaften Schnee zu.

Man sagte freilich auch, diese Wölfe werden von einem Menschen aufgereizt, angeleitet und angeführt; dieser Mensch sei unermüdlicher, grausamer und unerbittlicher als die Wölfe selbst; er nähre sich, gleich seinen Kameraden, von zuckendem Fleisch und saufe Blut.

Das Volk bezeichnete und nannte Thibault.

Der Bischof schleuderte den Bannstrahl über den ehemaligen Holzschuhmacher..

Herr Jean seinerseits behauptete, die Blitze der Kirche vermögen nur dann Etwas gegen die bösen Geister, wenn sie tüchtige Hetzjagden in ihrem Gefolge haben.

Er betrübte sich allerdings ein wenig über soviel vergossenes Blut, er fühlte sich etwas gudemüthigt dadurch, daß sein eigenes Vieh, das Vieh des Wolfsjägermeisters, ganz besonders von den Thieren heim gesucht wurde, zu deren Ausrottung er aufgestellt war; aber im Grund dachte er doch nicht ohne geheime Freude an die glorreichen Jagden, die seiner warteten, und an die Berühmtheit, die er sich unfehlbar unter allen ausgezeichneten Jägern erwerben mußte. Seine Leidenschaft für die Jagd steigerte sich in diesem Kampf, den seine Gegner so offen und ehrlich angenommen zu haben schienen, zu einer riesigen Höhe; er gönnte sich weder Rast noch Ruhe; er schlief nicht mehr; er aß im Sattel; er streifte ganze Nächte lang mit Munter und Engoulevant, der auf Rücksicht auf seine Verheirathung zum Rüdenknecht erhoben worden war, auf den



Feldern umher; schon am frühen Morgen saß er zu Pferd, griff einen Wolf an und jagte ihn, so lange es hell genug war, daß er seine Hunde erkannte.

Aber leider verschwendete Herr Jean alle seine Kenntniß des edlen Waidwerks, all seinen Wuth, all seine Beharrlichkeit ganz umsonst.

Er überwältigte da und dort irgend einen schlechten jungen Wolf, irgend ein abgemagertes, räudiges Thier, irgend einen unvorsichtigen Fresser, der des Guten zu viel gethan hatte, so daß er nach einer Verfolgung von zwei oder drei Stunden den Athem verlor; aber die großen Wölfe mit fahlem Pelz, starker Brust und schlankem Bauch, stählernen Kniekehlen und langen, dünnen Pfoten, diese verloren kein Haar im Kriege mit ihm.

Durch Thibaults Hilfe bekämpften sie ihre Gegner mit beinahe gleichen Waffen.

Wie Herr Jean ewig bei seinen Hunden blieb, so verließ der Wolfsführer seine Wölfe nicht; nach einer Nacht der Verheerung und Plünderung hielt er seine Bande munter und bereit, demjenigen Hilfe zu bringen, welchen Herr Jean aufgetrieben hatte; dieser verlegte sich dann, den Anleitungen des Holzschuhmachers gemäß, auf Ränke, verdoppelte und durchkreuzte seine Führten, lief in den Bächen, sprang über niedrige Bäume, um Menschen und Hunden doppelte Mühe zu machen; endlich aber, wenn er eine Abnahme seiner Kräfte verspürte, suchte er das Weite. Dann kamen das ganze Rudel Wölfe und ihr Führer dazwischen: beim geringsten Schwanken wurde eine so geschickte Wendung ausgeführt, daß man nur aus unmerklichen Zeichen schließen konnte, daß die Hunde nicht mehr meutenweise das Thier verfolgten, und daß nichts Geringeres als die gründliche Erfahrung des Herrn Jean dazu gehörte, um aus der Sache klug zu werden.

Und dennoch täuschte er sich manchmal.

Ueberdies machten, wie wir bereits gesagt haben, die Wölfe ihrerseits auf die Jäger Jagd: es war dies eine Meute, die eine andere jagte.

Nur war die Meute der Wölfe, da sie stumm jagte, furchtbarer als die der Hunde.

Blieb ein abgemagerter Hund zurück, verirrte sich ein anderer beim Streifen von dem Hauptcorps hinweg, so wurde er augenblicklich erwürgt, und der Nachfolger des armen Markotte, Meister Engoulevant, den wir schon zu wiederholten Malen zu nennen Gelegenheit hatten, wurde eines Tags, als er auf den Nothschrei eines seiner Hunde herbeieilte, selbst angegriffen, und der dankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes.

In kurzer Zeit war die Meute des Herrn Jean decimirt; seine besten Hunde waren an Erschöpfung crepirt, die mittelmäßigen waren unter den Zähnen der Wölfe erlegen, und im Pferdestall sah es nicht viel besser aus als im Hundestall: Bayard war verschlagen, Tancred hatte sich bei Ueberspringung eines Grabens die Flehsen verletzt, Tapfer war durch eine Ausköthung invalid geworden; glücklicher als seine drei Kameraden, war Sultan auf dem Felde der Ehre gestorben, erliegend unter einer sechzehnständigen Treibjagd und dem Gewicht seines riesigen Herrn, dessen Muth ungebeugt blieb bei solchen Unfällen, die indeß Leichenhaufen von seinen edelsten und treuesten Dienern um ihn her errichteten.

Herr Jean glich jenen großherzigen Römern, welche gegen die immer neu emperkommenden Carthager alle Mittel der Kriegskunst erschöpften: er änderte seine Taktik und versuchte es mit Treibjagden. Er rief den Bann und Nachbann der Bauern zusammen und durchstreifte die Wälder mit einer furchtbaren Macht, so daß da, wo die Treiber durchgekommen waren, kein Hase mehr im Lager blieb. Aber es war Thibaults Sache, diese Treibjagden vorherzusehen und die Plätze zu

errathen, wo sie stattfinden sollten.

Trieb man bei Vivières oder Soucy, so machten die Wölfe und ihr Führer einen Abstecher nach Boursonne oder Yvars.

Trieb man bei Haramont oder Longpré, so erfuhr man von ihnen in Corcy und Verte-Feuilles.

Vergebens begab sich Herr Jean schon bei Nacht in die bezeichneten Schläge, vergebens umzingelte er sie in der größten Stille und griff schon mit Tagesanbruch an, die Treiber konnten nie einen einzigen Wolf aus seinem Lager aufjagen.

Nicht ein einziges Mal ließ Thibaults Wachsamkeit sich hintergehen.

Hatte er schlecht gehört oder falsch verstanden, so daß er den Ort des Angriffs nicht wußte, so ließ er durch Curiere, die er zu Anfang der Nacht abschickte, alle Wölfe auf einem Punkt versammeln und zog dann mit ihnen von einem Wald in den andern.

Dies währte mehrere Monate so fort.

Wie der Baron Jean, so verfolgte auch Thibault seinerseits die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, mit leidenschaftlicher Energie; gleich seinem Gegner, schien auch er übernatürliche Kräfte erworben zu haben, um so vielen Strapazen und Aufregungen zu widerstehen, und dies war um so bemerkenswerther als in den kurzen Augenblicken der Rast, welche der Baron von Vez dem Wolfsführer vergönnte, Letzterer sich ganz und gar keiner Gemüthsruhe erfreute.

Die Handlungen, die er beging und veranstaltete, flößten ihm nicht gerade Abscheu ein, er erklärte sie für natürlich und schob die Folgen denjenigen in die Schuhe, die ihn, wie er behauptete, dazu getrieben hatten.

Gleichwohl hatte er Augenblicke der Kleinmüthigkeit, worüber er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, und dann war er traurig, mürrisch niedergeschlagen inmitten seiner wilden Kameradschaft.

Dann erschien ihm das Bild Agnelettes, und seine ganze Vergangenheit als ehrsamer und fleißiger Handwerker, sein einst so friedsames und schuldloses Leben personificirte sich in dieser lieblichen Gestalt.

Auch liebte er sie, wie er es nie für möglich gehalten hätte, Jemand zu lieben. Bald weinte er verzweiflungsvoll über so viel verlornes Glück, bald hatte er Anfälle von eifersüchtiger Wuth über denjenigen, der jetzt Etwas besaß, wonach er selbst, Thibault, nur die Hand auszustrecken gebraucht hätte.

Eines Tags, als Herr Jean, um neue Verrichtungspläne vorzubereiten, genöthigt gewesen war, die Wölfe in Ruhe zu lassen, verließ Thibault in oben bezeichneter Stimmung die Höhle, worin er unter seinen Wölfen lebte.

Es war eine herrliche Sommernacht.

Er schweifte im Hochwald umher, dessen Wipfel der Mond versilberte, und gedachte der Zeiten, wo er sorgenfrei und mit ruhigem Gemüth über die schönen; Moosteppiche einhergeschritten war.

Jetzt gelangte er zu dem einzigen Glück, das ihm noch erreichbar war; zum Vergessen.

Er war tief in diesen holden Traum, den seiner ersten Vergangenheit versunken, als er auf einmal, hundert Schritte von sich einen Nothschrei hörte.

Er war so sehr an solche Rufe gewöhnt, daß er in einem andern Augenblick kaum darauf geachtet haben würde.

Aber eben jetzt hatte die Erinnerung an Agnelette sein Herz weich und mitleidig gestimmt.

Dies war um so natürlicher, als Thibault sich in der Nähe des Platzes befand, wo er das holde Kind zum ersten Mal gesehen hatte.

Er eilte also nach dem Ort, von wo der Schrei gekommen war, und erblickte ein Weib, das sich eines ungeheuren Wolfes zu erwehren suchte, der sie zu Boden geworfen hatte.

Thibaults Herz schlug, ohne daß er sich seine Rührung zu erklären vermochte, stärker als gewöhnlich.

Er packte das Thier am Hals und schleuderte es zehn Schritte von seinem Opfer weg; sodann nahm er die Frau in seine Arme und trug sie auf die Böschung des Grabens.

Jetzt beleuchtete ein Mondstrahl, der zwischen zwei Wolken durchglitt, das Gesicht der Person, die er dem Tode entrissen.

Thibault erkannte Agnelette.

Er wußte zehn Schritte von da eine Quelle, dieselbe, worin er sich das erste Mal betrachtet und ein rothes Haar wahrgenommen hatte.

Er lief hin, füllte seine beiden Hände mit Wasser und spritzte es der jungen Frau ins Gesicht.

Agnelette öffnete die Augen, stieß einen Angstschrei aus und versuchte zu fliehen.

»Ei wie! « rief der Wolfsführer, wie wenn er noch immer der Holzschuhmacher Thibault wäre, »Ihr erkennt mich nicht, Agnelette?«

»O freilich erkenne ich Euch, Thibault; ich erkenne Euch,« rief die junge Frau, »und eben darum habe ich Angst.«

Sodann sank sie auf ihre Kniee und bat mit gefalteten Händen:

»Tödtet mich nicht, Thibault! tödtet mich nicht! die alte Großmutter würde sich zu Tode grämen; tödtet mich nicht, Thibault!«

Der Wolfsführer stand ganz bestürzt da.

Jetzt erst begriff er den schrecklichen Ruf, den er sich erworben, da sein Anblick dem Weib, das ihn geliebt hatte, und das er noch immer liebte, eine solche Angst einjagen konnte.

Einen Augenblick schauderte er vor sich selbst.

»Ich Euch tödten, Agnelette!« sagte er, »während ich Euch doch dem Tod entreißen will! O, Ihr müßt einen sehr großen Haß gegen mich haben, daß Euch ein solcher Gedanke kommen konnte.«

»Ich hasse Euch nicht, Thibault,« antwortete die junge Frau; aber man erzählt sich so Vieles von Euch, daß Ihr mir Furcht einflößet.«

»Und spricht man auch den dem Mädchen, durch dessen Treulosigkeit Thibault zu all diesen Verbrechen getrieben worden ist?«

»Ich verstehe Euch nicht,« sagte Agnelette, indem sie ihn mit ihren großen, himmelblauen Augen an schaute.

»Ei wie!« versetzte Thibault, »Ihr versteht nicht, daß ich Euch liebte, daß ich Euch anbetete, und daß Euer Verlust mich wahnsinnig gemacht hat?«

»Wenn Ihr mich liebtet, wenn Ihr mich anbetetet, Thibault, wer hat Euch denn verhindert mich zu heirathen?«

»Der böse Geists« murmelte Thibault.

»Ich liebte Euch,« fuhr die junge Frau fort, »und ich habe mit Schmerzen auf Euch gewartet.«

Thibault, stieß einen Seufzer aus.

»Ihr liebtet mich, Agnelette?« sagte er.

»Ja,« antwortete die junge Frau mit ihrer lieblichen Stimme und ihrem bezaubernden Blick.

»Aber jetzt,« fuhr Thibault fort, »jetzt ist Alles aus, und Ihr liebet mich nicht mehr?«

»Thibault,« antwortete Agnelette, »ich liebe Euch nicht mehr, weil ich Euch nicht mehr lieben darf. Aber man schlägt sich seine erste Neigung nicht so leicht aus dem Sinn, wie man gerne möchte.«

»Agnelette!« rief Thibault ganz schauernd, »gebt wohl Acht, was Ihr saget.«

»Warum,« sagte das Kind mit naivem Kopfschütteln, »warum sollte ich mich mit meinen Reden in Acht nehmen, da ich nur die Wahrheit sagen werde? Damals, als Ihr mir sagtet, daß Ihr mich zur Frau nehmen wollet, glaubte ich Euch, Thibault, denn warum hättet Ihr mich belügen sollen in dem Augenblick, wo ich Euch einen Dienst geleistet hatte? Dann begegnete ich Euch später, ohne daß ich Euch suchte; Ihr seid zu mir hergekommen, habt Worte der Liebe zu mir gesagt und habt zuerst wieder von Eurem Versprechen angefangen. Auch daran war ich nicht Schuld, Thibault, daß ich Angst bekam vor diesem Ring, den Ihr am Finger hattet, und der zwar für Euch groß genug, aber schrecklicher Weise für mich zu klein war.«

»Wollt Ihr, daß ich diesen Ring nicht mehr trage?« fügte Thibault; »wollt Ihr, daß ich Ihn wegwerfe?«

Und er versuchte ihn von seinem Finger zu ziehen. Aber wie der Ring zu klein gewesen war, um in Agnelettes Finger hineinzugehen, so war er jetzt zu klein, um aus Thibaults Finger herauszugeben.

Vergebens bot er alle seine Kräfte auf, vergebens suchte er ihn sogar mit den Zähnen herauszubringen: der Ring schien auf Ewigkeiten an seinem Finger festgenietet.

Thibault sah wohl, daß er auf eine Trennung von diesem Ring verzichten mußte, und daß derselbe eine Bürgschaft seines Vertrags mit dem schwarzen Wolfe war.

Seufzend und muthlos ließ er seine Arme wieder sinken.

»Damals,« fuhr Agnelette fort, »bin ich entflohen. Ich weiß wohl, daß es unrecht von mir war; aber ich konnte meine Angst nicht bemeistern beim Anblick dieses Ringes und besonders...«

Sie schlug ängstlich ihre Augen bis zu Thibaults Stirne auf.

Thibault war barhäuptig, und beim Mondschein konnte Agnelette sehen, daß es nimmer ein einziges Haar war, das in den höllischen Flammen geröthet zu sein schien, sondern daß die Hälfte der Haare des Wolfsführers die diabolische Färbung angenommen hatte.

»O!« sagte sie zurückweichend, »Thibault, Thibault! was ist mit Euch geschehen, seit ich Euch nicht mehr gesehen habe?«

»Agnelette!« rief Thibault, indem er seine Stirne an die Erde lehnte und seinen Kopf in beiden Händen hielt; »was mit mir geschehen ist, das könnte ich keiner menschlichen Creatur, selbst einem Priester nicht, erzählen; aber zu Euch, Agnelette, sage ich einfach das: Agnelette, Agnelette, habt Mitleid mit mir, denn ich bin sehr unglücklich gewesen.«

Agnelette trat wieder näher zu Thibault und ergriff seine Hände.

»Ihr liebtet mich also! Ihr liebtet mich also!« rief Thibault.

»Was wollt Ihr, Thibault?« erwiderte die junge Frau mit derselben Sanftmuth und Unschuld; »ich hatte Euer Gerede ernsthaft genommen, und so oft Jemand an die Thüre unserer Hütte klopfte, so pochte mein Herz, weil ich dachte, Ihr wäret es und kämen um zu der alten Frau zu sagen: Mutter, ich liebe Agnelette, Agnelette liebt mich, wollt Ihr sie mir zum Weib geben?

Wenn man dann aufgemacht hatte und ich sah, daß Ihr es nicht waret, so verbarg ich mich in einer Ecke und weinte.«

»Und jetzt, Agnelette jetzt?«

»Jetzt,« sagte die junge Frau, »ist es sonderbar, Thibault, trotz all dem Schrecklichem was man von Euch erzählt, habe ich keine Angst mehr, denn es scheint mir, daß Ihr es nicht böse mit mir meinen könnt, und ich ging herzhaft durch den Wald, als dieses schreckliche Thier, von dem Ihr mich befreit habt, über mich herfiel.«

»Aber warum waret Ihr in der Nähe Eurer alten Wohnung? Wohnet Ihr nicht mit Eurem Mann zusammen?«

»Wir haben allerdings, einige Zeit in Vez gewohnt; aber in Vez war kein Platz für die alte blinde Mutter. Da sagte ich zu meinem Mann: Die Großmutter vor Allem! Ich gehe zu ihr zurück. Wenn Du mich besuchen willst, so kannst Du kommen.«

»Und er hat eingewilligt?«

»Er wollte Anfangs nicht, aber ich machte ihm begreiflich, daß die Großmutter siebzig Jahre alt ist; daß wir, wenn wir ihr noch zwei oder drei Jahre zu leben geben — Gott verhüte, daß ich Recht habe! — zwei oder drei Jahre etwas genirt seien, und weiter Nichts, während wir beide sehr wahrscheinlich lange Jahre zu leben haben. Dann hat er begriffen, daß man demjenigen Theil geben müsse, der das Wenigste habe.«

Aber inmitten dieser Erklärung Agnelettes hatte Thibault nur einen einzigen Gedanken verfolgt, nämlich, daß ihre frühere Liebe für ihn in ihrem Herzen noch nicht erloschen sei.

»Also liebtet Ihr mich, Agnelette? Also könntet Ihr mich noch lieben, Agnelette?«

»Nein, das ist unmöglich, da ich einem Andern gehöre.«

»Agnelette! Agnelette! saget nur, daß Ihr mich liebet.«

»Im Gegentheil, wenn ich Euch liebte, so würde ich alles Mögliche thun, um es Euch zu verbergen.«

»Warum?« rief Thibault, »warum denn? Du kennst meine Macht nicht. Ich weiß wohl, daß ich vielleicht nur noch einen oder zwei Wünsche thun darf; aber wenn Du mir diese Wünsche ausdenken hilfst, so kann ich Dich reich machen wie eine Königin; wir können die Gegend, Frankreich, Europa verlassen; es gibt große Länder, die Du nicht einmal von Namen kennst, Agnelette: man nennt sie Amerika, man nennt sie Indien. Es sind dies Paradiese mit einem blauen Himmel, großen Bäumen und Vögeln von allen Arten. Agnelette, sag, daß Du mir folgen willst; Niemand wird erfahren, daß wir zusammen abgereist sind, Niemand wird erfahren, wo wir sind, Niemand wird erfahren, daß wir uns lieben, Niemand wird auch nur erfahren, daß wir noch leben.«

»Mit Euch fliehen, Thibault!« sagte Agnelette, indem sie den Wolfsführer ansah, als hätte sie nur die Hälfte seiner Worte verstanden; »wißt Ihr denn nicht, daß ich nicht mehr mir selbst gehöre? Wißt Ihr nicht, daß ich verheirathet bin?«

»Was liegt daran,« sagte Thibault, »wenn Du mich liebst, und wenn wir glücklich leben können!«

»O Thibault! Thibault! was saget Ihr?«

»Höre,« sagte Thibault, »ich will im Namen dieser und der künftigen Welt mit Dir sprechen. Willst Du meinen Leib und meine Seele zugleich retten, Agnelette? Widerstehe mir nicht, hab Mitleid mit mir, komm mit mir. Laß uns aufbrechen, laß uns irgendwohin gehen, wo man dieses

Geheul nicht mehr hört, wo man diesen Blutgeruch nicht mehr einhaucht; und wenn Ihr eine Scheu davor habt eine reiche und vornehme Dame zu werden, so laßt uns an einen Ort gehen, wo ich wieder der Handwerker Thibault, der arme Thibault, aber der geliebte und folglich bei seinen harten Arbeiten glückliche Thibault werden kann, an einen Ort, wo Agnelette keinen andern Mann hat als mich.«

»Thibault! Thibault! ich war bereit, Euer Weib zu werden, und Ihr habt mich verschmäht.«

»Agnelette, erinnere mich nicht mehr an ein Unrecht, wofür ich so grausam gestraft worden bin.«

»Thibault, ein Anderer hat das gethan, was Ihr nicht thun wolltet: er hat das arme junge Mädchen geheirathet; er hat die blinde, alte Frau zu sich genommen; er hat der Einen seinen Namen, der Andern Brod gegeben; er hat Nichts begehrt als meine Liebe, keinen andern Reichthum gefordert als meinen Schwur; könnt Ihr verlangen, daß ich ihm Gutes mit Bösem vergelte? Könt Ihr zu mir sagen, daß ich denjenigen, der mir seine Liebe bewiesen hat, verlassen und denjenigen vorziehen soll, der mir nur Beweise seiner Gleichgültigkeit gegeben hat?«

»Aber da Du *ihn* nicht liebst, sondern mich, was liegt dann an alle dem, Agnelette!«

»Thibault, verdrehet nicht meine Worte, um darin einen Sinn zu finden, den sie nicht haben. Ich habe von der Freundschaft gesprochen, die ich Euch erhalte, aber ich habe Euch nicht gesagt, daß ich meinen Mann nicht liebe. Ich möchte Euch glücklich sehen, mein Freund; ich möchte hauptsächlich wünschen, daß Ihr Eure Irrthümer abschwüret und Eure Verbrechen bereuet; ich wünsche endlich, daß Gott Erbarmen mit Euch habe, um Euch diesem bösen Geist zu entreißen, von dem Ihr so eben sprachet. Ich bete jeden Morgen und jeden Abend auf meinen Knien darum. Aber um für Euch beten zu können, Thibault, muß ich rein bleiben; wenn die Stimme, die um Gnade bittet, bis zum Thron des Herrn emporsteigen soll, so muß sie unschuldig sein; kurz, ich muß aufs Gewissenhafteste das Versprechen halten, das ich am Fuß seines Altars beschworen habe.«

Als Thibault diese feste Sprache hörte, wurde er wieder düster und wild.

»Weißt Du auch, daß das sehr unklug ist, was Du da sagst, Agnelette?«

»Warum, Thibault?« fragte die junge Frau.

»Wir sind hier allein; es ist Nacht, und kein Mensch in der Nähe wagt zu dieser Stunde den Wald zu betreten. Weißt Du auch, Agnelette daß der König nicht vollständiger Herr in seinem Reiche ist, als ich es hier bin?«

»Was wollt Ihr damit sagen, Thibault?«

»Ich will damit sagen, daß ich, nachdem ich Dich gebeten, beschworen und angefleht habe, jetzt zur Drohung übergehen kann.«

»Ihr wollt mir drohen?«

»Ich will damit sagen,« fuhr Thibault, ohne Agnelette anzuhören, fort, »daß Du mit jedem Wort, das Du aussprichst, zu gleicher Zeit meine Liebe zu Dir und meinen Haß gegen ihn reizest; ich will endlich sagen, daß es unklug vom Schafe ist, den Wolf zu reizen, wenn es sich in seiner Gewalt befindet.«

»Als ich Euch aus diesem Wege hier sah,« antwortete Agnelette, da erschreck ich, wie ich Euch gesagt habe, nicht über Eurem Anblick. Als ich jedoch vorhin wieder zu mir kam, da wurde ich einen Augenblick von Angst erfaßt, weil ich unwillkürlich an das dachte, was man

sich von Euch erzählt. Aber jetzt könnt Ihr thun, was Ihr wollt, Thibault, so werdet Ihr mich nicht erblassen machen.«

Thibault faßte seinen Kopf mit beiden Händen.

»Sprich nicht so,« sagte er, »denn Du weißt nicht, was der Teufel mir ins Ohr zischt, und wie viel Kraft ich brauche, um seiner Stimme zu widerstehen.«

»Ihr könnt mich tödten,« antwortete Agnelette, »aber ich werde die Schlechtigkeit nicht begehen, die Ihr von mir verlangt; Ihr könnt mich tödten, aber ich werde demjenigen, den ich zum Mann genommen habe, treu bleiben; Ihr könnt mich tödten, aber ich werde sterbend zu Gott flehen, daß er ihm beistehe.«

»Sprich diesen Namen nicht aus, Agnelette; er innere mich nicht an diesen Mann.«

»Bedrohet mich, so lang Ihr wollt, Thibault, denn ich befinde mich in Euren Händen; aber er ist glücklicher Weise fern den Euch, und Ihr besitzet keine Gewalt über ihn.«

»Wer sagt Dir das, Agnelette? Wer sagt Dir, daß ich nicht vermöge der höllischen Gewalt, die ich besitze und der ich kaum widerstehe, in der Ferne so gut tödten kann wie in der Nähe?«

»Und wenn ich Wittwe wäre, Thibault, würdet Ihr mich dann für so niederträchtig halten, daß ich Eure vom Blut meines Mannes gefärbte Hand annähme?«

»Agnelette,« sagte Thibault, indem er vor ihr niederkniete, »Agnelette, erspare mir ein neues Verbrechen.«

»Das Verbrechen wird von Euch kommen und nicht von mir. Ich kann Euch mein Leben geben, Thibault, aber ich werde Euch meine Ehre nicht geben.«

»O!« brüllte Thibault, »die Liebe geht aus dem Herzen, wenn der Haß darin einzieht. Nimm Dich in Acht, Agnelette! Hab Acht auf Deinen Mann! Der Dämon ist in mir und will aus meinem Mund sprechen. Statt der Tröstungen, die ich den Deiner Liebe verlangte, und die Deine Liebe mir verweigert, werde ich die Tröstungen der Rache haben. Agnelette, halte, es ist noch Zeit, halte meine Hand, welche verflucht, halte meine Hand, welche verdammt, sonst begreifst Du wohl, daß nicht ich es bin, der tödtet, sondern Du, Agnelette, Du sagst nicht zu mir, daß ich nicht sprechen solle. Nun wohl! seien wir denn alle verflucht, Du, er und ich! Agnelette, ich träume, daß Etienne Engoulevant sterbe, und er stirbt eben jetzt.«

Agnelette stieß einen furchtbaren Schrei aus. Dann aber sagte sie, gleich als ob ihre Vernunft gegen diesen Mord aus der Ferne, den sie für unmöglich hielt, protestirte:

»Nein, Ihr sagt das bloß, um mich zu erschrecken, und meine Gebete werden über Eure Verwünschungen obsiegen.«

»So geh denn hin und erfahre, wie der Himmel Deine Gebete erhört. Nur spute Dich, Agnelette wenn Du Deinen Mann noch am Leben treffen willst, denn Du stehst in Gefahr, über einen Leichnam zu stolpern.«

Ueberwältigt durch den Ton der Ueberzeugung, womit der Wolfsführer diese Worte sprach, und hingerissen von einer unwiderstehlichen Bangigkeit, enteilte Agnelette ohne Thibault zu antworten, der auf dem Rand des Grabens stand und seine Hand gegen Preciamont ausstreckte, in der Richtung, welche diese Hand anzuzeigen schien, und verschwand bald an der Biegung einer Straße.

Als sie verschwunden war, stieß Thibault ein Geheul ans, wie ungefähr zehn Wölfe zusammen.

Dann stürzte er in das Dickicht und sagte:

»Ha! jetzt erst bin ich in Wahrheit verflucht!«





## XXI.

### *Thibaults letzter Wunsch.*

Trotz der peinlichen Angst, welche die arme Agnelette nach dem Dorfe trieb, wo sie ihren Mann gelassen hatte, mußte sie, gerade weil sie so schnell lief, von Zeit zu Zeit stehen bleiben. Der Athem ging ihr aus.

In solchen Augenblicken bot sie all ihren Verstand auf, um ihre Ruhe wieder zu gewinnen. Sie sagte zu sich selbst, es sei thöricht, machtlosen Worten, welche von eifersüchtigem Haß eingegeben und vom Winde bereits fortgetragen worden seien, eine solche Bedeutung beizulegen; aber sobald sie Athem geschöpft und wieder einige Kraft gesammelt hatte, begann sie ihren heftigen Lauf von Neuem, denn sie fühlte, daß es um ihre Ruhe geschehen war, bis sie ihren Mann wieder gesehen hatte.

Obschon sie beinahe eine halbe Stunde lang durch die einsamsten und wildesten Schläge des Waldes zu gehen hatte, so dachte sie doch nicht mehr an die Wölfe, welche der Schrecken sämtlicher Städte und Dörfer auf zehn Meilen in der Runde waren. Ihre einzige Angst war, sie möchte ihren Mann todt auf dem Wege liegend finden.

Wenn sie dann mit dem Fuß an einen Stein oder Zweig stieß, so stockte ihr Athem auf einmal, wie wenn sie ihren letzten Seufzer ausgehaucht hätte, eine schneidende Kälte drang bis in ihr Herz, ihre Haare sträubten sich, und ein kalter Schweiß bedeckte ihr Gesicht.

Am Ende des Fußpfades, auf welchem sie dahineilte, und über dem die kreuz und quer stehenden Bäume eine Art von Wölbung bildeten, erblickte sie zuletzt das offene Feld in sanfter, silberner Mondbeleuchtung.

Im Augenblick, wo sie aus der Dunkelheit in die helle Ebene trat, stürzte ein Mann, den sie nicht bemerkt hatte, weil er sich hinter einem Gebüsch des Waldgrabens verborgen gehalten, ihr entgegen und nahm sie in seine Arme.

»Ho ho! gute Frau!« rief er lachend, »wohin so schnell in dieser nächtlichen Stunde?«

Agnelette erkannte ihren Mann.

»Etienne! ach mein lieber, guter Etienne!« rief die junge Frau, indem sie ihre beiden Arme um seinen Hals schlang, »wie bin ich so froh, daß ich Dich wieder habe, und daß ich Dich so wohl und gesund wiedersehe! O Gott sei Lob und Dank gesagt!«

»Meine gute Agnelette, glaubtest Du etwa, der Wolfsführer Thibault habe mich mit Haut und Haar aufgefressen?«

»Ach, sprich diesen Namen nicht aus, lieber Mann; laß uns nach den Häusern zu fliehen!«

»Warum nicht gar?« lachte der junge Rüdenknecht, »dann könntest Du den Gevatterinnen in Preciamont und Vez erzählen, ein Mann taue zu gar Nichts, nicht einmal um seine Frau zu schützen und zu beruhigen.«

»Du hast Recht, Etienne, aber ich weiß nicht, warum ich, da ich doch so eben den Muth hatte, durch diesen großen, garstigen Wald zu gehen, und da ich jetzt ganz ruhig sein sollte, weil Du bei mir bist, ich weiß nicht, warum ich dennoch vor Angst zittere.«

»Was ist Dir denn zugestoßen? Komm her und erzähle es mir,« sagte Etienne, indem er seine

Frau küßte.

Agnelette erzählte seht ihrem Manne, wie sie auf dem Rückweg von Vez nach Preciamont von einem Wolf angefallen worden war, wie Thibault sie aus den Klauen des Thieres gerissen, und was sich dann zwischen ihm und ihr zugetragen hatte.

Engoulevant hörte sie mit der größten Aufmerksamkeit an.

»Höre,« sagte er dann, »ich will Dich zur Großmutter heimbegleiten und dann euch beide recht sorgfältig einschließen, damit kein Unglück geschieht; hernach will ich schnell zu Herrn Jean zurückreiten und ihm den Ort anzeigen, wo Thibault sich aufhält.«

»O nein, nein! rief Agnelette; »Du müßtest ja durch den Wald, und es könnte Dir Etwas zustoßen.«

»Ich werde einen Umweg machen,« sagte Etienne, »und durch; die Täler von Coyolles und von Walue gehen.«

Agnelette schüttelte seufzend den Kopf, bestand aber nicht weiter auf ihrem Verlangen. Sie wußte, daß sie in diesem Punkt Nichts über Engoulevant vermochte, und überdies gedachte sie ihre Bitten zu erneuern, wenn sie einmal zu Hause wäre.

Und in der That wollte der junge Rüdenknecht weiter Nichts als eine einfache Pflicht erfüllen.

Während Agnelette den Holzschuhmacher in diesem Theil des Waldes getroffen hatte, sollte am folgenden Tage just auf der entgegengesetzten Seite eine furchtbare Treibjagd angestellt werden.

Es war somit Etiennes Pflicht, Herrn Jean unverzüglich von dem Ort in Kenntniß zu sehen, wo Agnelette mit dem Wolfsführer zusammengerathen war.

Ohnedies hatte man nicht mehr zu viel Zeit, wenn die Anordnungen zur Treibjagd noch abgeändert werden sollten.

Gleichwohl meinte ohne Zweifel Agnelette, die einen Augenblick geschwiegen hatte, als sie in die Nähe von Preciamont kam, eine hinreichende Anzahl guter Gründe zusammengebracht zu haben, denn sie begann von Neuem zu bitten und zu flehen.

Sie hatte auch wirklich einen vortrefflichen Grund gefunden.

Sie stellte Etienne vor, daß Thibault, trotz seiner Eigenschaft als Währwolf, ihr dennoch kein Leid zugefügt, sondern vielmehr das Leben gerettet; daß er, als er sie in seiner Gewalt gehabt, seine Macht nicht mißbraucht, sondern ihr freie Rückkehr zu ihrem Manne gestattet habe. Wenn er also nach all diesen Vorgängen den Aufenthalt Thibaults seinem Todfeind, dem Baron Jean, anzeigte, so würde er damit nicht mehr eine Pflicht erfüllen, sondern einen Verrath begehen, und die Folge davon wäre, daß Thibault, der diesen Vorrath unfehlbar erfahren müßte, in Zukunft Niemand mehr unter solchen Umständen verschonen würde.

Die junge Frau verfocht Thibaults Sache mit wahrer Beredtsamkeit. Aber bei ihrer Verheirathung mit Engoulevant hatte sie diesem ihre früheren Verhältnisse zu dem Holzschuhmacher ebenso wenig verschwiegen, als jetzt die näheren Umstände ihres letzten Zusammentreffens mit demselben.

Troß des größten Vertrauens zu seiner Frau war Engoulevant der Eifersucht nicht unzugänglich.

Ueberdies bestand zwischen ihm und Thibault ein alter Haß, noch von dem Tage her, wo Engoulevant den Holzschuhmacher selbst auf einem Baum und seinen Spieß im nahen Gebüsch ausfindig gemacht hatte.

Er ließ sich daher von seinem Vorsatz nicht abbringen und setzte, während er den Bitten seiner Frau vollkommen Gehör schenkte, rasch seinen Weg nach Preciamont fort.

Sie kamen unter beständigen Gesprächen, wobei jeder Theil seine Ansicht versucht, bis ans hundert Schritte von den ersten Hecken.

Um Thibaults plötzliche und unvermuthete Einfälle in den Dörfern so gut als möglich abzuwehren, hatten die Bauern nächtliche Patrouillen eingeführt und ähnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, wie in Kriegszeiten.

Etienne und Agnelette waren so eifrig in ihrem Gespräch, daß sie das *Wer da* der hinter der Hecke lauernden Schildwache überhörten und ruhig gegen das Dorf weiter gingen.

Der Bauer, welcher im Schatten eine Erscheinung bemerkte, der seine Angst eine riesige Gestalt verlieh, und die, ohne auf seinen wiederholten Werda-Ruf zu antworten, auf ihn zugeschritten kam, spannte den Hahn an seiner Flinte.

Als Engoulevent seine Augen aufschlug, bemerkte er auf einmal den blitzartigen Widerschein des Mondlichtes auf dein Flintenlauf.

Während er *gut Freund!* rief, warf er sich vor Agnelette, umschlang sie mit seinen Armen und deckte sie mit seinem Leibe.

Aber in demselben Augenblick ging der Schuß los, und der arme Etienne fiel seufzend, aber ohne alle weitere Klage, auf das geliebte Weib, das er fest umschlungen hielt.

Die Kugel war ihm durch das Herz gefahren.

Als die Leute von Preciamont durch den Knall herbeigelockt, auf dem Fußpfad, der vom Dorfe in den Wald führt, herankommt, fanden sie Engoulevent todt und Agnelette bewußtlos auf dem Leichnam ihres Mannes liegend.

Man trug die arme Frau in die Hütte ihrer Großmutter.

Aber als sie zum Bewußtsein kam, versank sie in eine Verzweiflung, die an Wahnwitz grenzte.

Nachdem sie einige Tage in starrer Fühllosigkeit dagelegen, steigerte sich der Wahnwitz zur Narrheit.

Sie machte sich Vorwürfe über den Tod ihres Mannes; sie rief ihn mit Namen, sie flehte um Gnade für ihn zu unsichtbaren Geistern, welche sie fortwährend, sogar in den kurzen Augenblicken des Schlummers, die ihr Hirnfieber gestattete, quälten.

Sie sprach Thibaults Namen aus und richtete stehende Bitten an ihn, die allen Anwesenden Thränen entlockten.

Da in Allem, was ihre Narrheit heraussprach, trotz der Zusammenhanglosigkeit der Worte die Thatsachen zum Vorschein kamen, so begriff man, daß der Wolfsführer bei dem unseligen Ereigniß, welches den Tod des armen Etienne herbeigeführt, die Hand im Spiel gehabt hatte.

Man beschuldigte folglich den gemeinsamen Feind, daß er einen Zauber über die unglücklichen zwei jungen Leute geworfen habe, und die Entrüstung über den ehemaligen Holzschuhmacher war dadurch noch gesteigert worden.

Vergebens rief man die Aerzte von Villers-Coterets und von Ferté-Milon herbei, Agnelettes Zustand wurde immer schlimmer, ihre Kräfte schwanden, ihre Stimme wurde nach einigen Tagen schwächer und kürzer, obschon ihr Wahnwitz noch immer gleich heftig blieb, und Alles, selbst das Schweigen der Aerzte, verkündete, daß die arme Agnelette sehr bald ihrem Manne ins Grab nachfolgen werde.

Nur die Stimme der blinden armen Frau konnte das Fieber mildern. Wenn Agnelette ihre Großmutter sprechen hörte, da beruhigte sie sich, ihre starren, verstörten Augen gewannen einen sanften Ausdruck und füllten sich mit Thränen; sie fuhr mit der Hand über ihre Stirne, wie wenn sie einen lästigen Gedanken versagen weilte, und ein wehmüthiges Lächeln zuckte schnell und flüchtig auf ihren Lippen.

Eines Abends, bei Anbruch der Nacht, lag Agnelette in einem nach unruhigeren und peinlicheren Schlaf als gewöhnlich; die von einer kupfernen Lampe schwach beleuchtete Hütte befand sich in einem Halbdunkel; die Großmutter saß vor dem steinernen Herd und bewahrte in ihrer Physiognomie jene Unbeweglichkeit, unter welcher die Wilden und die Bauern ihre lebhaftesten Gemüthsbewegungen verbergen. Von den zwei Frauen, welche Herr Jean dafür bezahlte, daß sie der Wittwe seines Dieners abwarteten, sprach die eine, knieend vor dem Bett, wo Agnelette so blaß und weiß lag, daß man sie ohne die regelmäßige Bewegung ihrer beklommenen Brust bereits für todt gehalten hätte, ihren Rosenkranz; die andere spann still ihren Rocken.

Auf einmal schien die Kranke, die seit einigen Augenblicken von Zeit zu Zeit zusammenfuhr, gegen einen schauerlichen Traum anzukämpfen und stieß einen Angstschrei aus.

Im selben Augenblick flog die Thüre auf. Ein Mann, dessen Kopf von einem Flammenkreis umgeben schien, stürzte ins Zimmer herein, sprang bis an Agnelettes Bett, schloß die Sterbende fest in seine Arme, drückte unter Schmerzensrufen seine Lippen auf ihre Stirne, lief dann nach einer Thüre, die ins Freie führte, öffnete sie und verschwand.

Die Erscheinung war so rasch vorübergegangen, daß man an eine Vision der jungen Frau hätte glauben können, die einen unsichtbaren Gegenstand wegzustoßen versuchte und rief:

»Entfernt ihn! Entfernt ihn!«

Aber die beiden Wärterinnen hatten diesen Mann gesehen und Thibault erkannt.

Ferner hörte man ein gewaltiges Geschrei und aus demselben heraus den Namen Thibault.

Dieses Geschrei kam der Hütte Agnelettes immer näher, und bald erschienen die Schreienden auf der Schwelle.

Sie verfolgten den Wolfsführer.

Man hatte Thibault um das Häuschen herum schweifen gesehen, und die Einwohner von Preciamont, die sich, von ihren Schildwachen in Kenntniß gesetzt, mit Gabeln und Stöcken bewaffnet hatten, verfolgten ihn.

Thibault, welcher Agnelettes verzweifelten Zustand kannte, hatte dem Wunsch, sie noch ein einziges Mal zu sehen, nicht zu widerstehen vermocht.

Im Vertrauen auf die Schnelligkeit seiner Beine war er auf alle Gefahren hin durch das Dorf gegangen, hatte die Thüre der Hütte geöffnet und war hineingedrungen, um die Sterbende noch zu sehen.

Die zwei Wärterinnen bezeichneten den Bauern die Thüre, durch welche Thibault hinausgegangen war, und gleich einer Meute, die ihre Fährte wieder auffindet; jagten diese unter drohendem Geschrei hinter ihm her.

Es versteht sich, daß Thibault seinen Feinden entkam und im Walde verschwand.

Aber in Folge der schrecklichen Erschütterung, welche Agnelette durch Thibaults Erscheinung und Berührung erhalten hatte, wurde ihr Zustand so beunruhigend, daß man noch im Laufe derselben Nacht den Priester holen mußte.

Es war augenscheinlich, daß Agnelette nur noch einige Stunden zu leiden hatte.

Gegen Mitternacht kam der Priester nebst dem Sacristan, welcher das Kreuz, und den Chorknaben, welche das Weihwasser trugen.

Die letzteren knieten am Fuße des Bettes nieder, während der Priester zu den Häupten trat.

Jetzt schien Agnelette durch eine geheimnißvolle Kraft: neu belebt zu werden.

Sie sprach lange Zeit leise mit dem Priester, und da man wohl wußte, daß das arme Kind nicht so lange für sich selbst zu beten hatte, so begriff man, daß sie für einen Andern betete.

Wer war dieser Andere?

Gott, der Priester und sie wußten es allein.

---

## XXII.

### *Der Jahrestag.*

Als Thibault das Wuthgeschrei der Bauern nicht mehr hinter sich hörte, begann er langsamer zu gehen.

Endlich, als der Wald wieder in seine gewöhnliche Stille versunken war, machte er Halt und setzte sich auf einen Steinhaufen.

Er war so verstört, daß er den Platz, wo er sich befand, erst dann erkannte, als er an diesen Steinen große schwarze Flecke bemerkte, wie wenn sie vom Feuer beleckt worden wären.

Es waren die Steine seines Herdes.

Der Zufall hatte ihn an den Ort geführt, wo die Hütte gestanden, die er noch vor einigen Monaten bewohnt hatte.

Ohne Zweifel stellte der Holzschuhmacher bittere Vergleichen zwischen dieser ruhigen Vergangenheit und dieser schrecklichen Gegenwart an, denn dicke Thränen rollten über seine Wangen und fielen in die Asche, auf der seine Füße ruhten.

Er hörte auf den Kirchthürmen von Oigny und mehreren andern umliegenden Orten zwölf Uhr schlagen.

Dies war die Stunde, wo der Priester die letzten Gebete der sterbenden Agnelette anhörte.

»Ob« rief Thibault, »verflucht sei der Tag, wo ich mir etwas Anderes wünschte, als das, was der liebe Gott für einen armen Handwerker erreichbar gemacht hat! Verflucht sei der Tag, wo der schwarze Wolf die Macht Böses zu thun an mich verkaufte, denn das Böse, was ich gethan, hat mein Glück nicht nur nicht erhöht, sondern vielmehr auf ewig zerstört.«

Er hörte ein lautes Lachen hinter sich.

Als er sich umdrehte, sah er den schwarzen Wolf selbst im Dunkel der Nacht; heranschleichen, gleich einem Hund, der seinen Herrn wiederfindet.

Er wäre in der Finsterniß beinahe unsichtbar gewesen, wenn seine Augen nicht Flammen geworfen hätten, die ihn beleuchteten.

Er ging um den Herd herum und setzte sich dann dem Holzschuhmacher gegenüber.

»Es wies« sagte er, »Meister Thibault ist nicht zufrieden? Bei den Hörnern Belzebubs, Meister Thibault, Du bist sehr difficil.«

»Wie kann ich zufrieden sein,« antwortete Thibault, »da seit meinem Zusammentreffen mit Euch alle meine Wünsche Nichts als nutzlose Reue mit sich geführt haben? Ich habe Reichthum verlangt und bin jetzt in Verzweiflung über den Verlust des Farnkraut-Daches, unter dessen Schutze ich einst ein schlief, ohne mich wegen des morgenden Tages zu beunruhigen, ohne mich um den Wind und den Regen zu bekümmern, welche die Zweige der großen Eichen peitschten. Ich habe Herrlichkeit verlangt, und die erbärmlichsten Bauern auf der Ebene, die ich einst verachtete, jagen mich jetzt mit Steinwürfen vor sich her. Ich habe Liebe verlangt, und die einzige Frau, die mich geliebt hat und die ich liebe, stirbt in dieser Stunde unter Verwünschungen gegen mich, ohne daß ich mit all der Macht, die Ihr mir verliehen habt, Etwas

zu ihrer Hilfe thun konnte.«

»Du mußt nur Dich selbst lieben,« sagte der schwarze Wolf.

»Ja, spotte nur.«

»Ich spotte nicht. Hattest Du nicht, schon ehe ich Dir unter die Augen trat, lüsterne Blicke auf die Güter Deiner Nebenmenschen geworfen?«

»Ei was war es denn auch um einen erbärmlichen Damhirsch, wie ihrer Hunderte in diesem Wald Gras fressen?«

»Du glaubtest nur den Damhirsch zu wünschen, Thibault, aber die Wünsche verketteten sich mit einander, wie die Nächte mit den Tagen und die Tage mit den Nächten. Indem Du den Damhirsch wünschtest, wünschtest Du auch die silberne Platte, auf welcher er aufgetragen werden sollte; die silberne Platte zog den Diener nach sich, der sie trägt, und den Küchenmeister, der den Braten zerlegt. Der Ehrgeiz gleicht dem Himmelsgewölbe, es scheint sich am Horizont zu begränzen und es umfaßt die ganze Erde. Du hast Agnelettes Unschuld um der Mühle der Polet willen verschmäht; kaum hättest Du die Mühle besessen, so hättest Du das Hans des Amtmanns Magloire begehrt, und das Haus des Amtmanns Magloire hätte keinen Reiz mehr für Dich gehabt, sobald Du das Schloß des Grafen von Montgobert, wenn auch nur ans der Ferne, gesehen hättest O Du gehörtest durch Deinen Neid schon längst dem gefallenen Engel an, welcher Dein und mein Herr ist; nur hätte es Vielleicht, da es Dir an Verstand fehlte, um das Böse zu wünschen und das Gute daraus zu ziehen, in Deinem Interesse gelegen, ehrlich zu bleiben.«

»Ach ja,« antwortete der Holzschuhmacher, »jetzt erkenne ich die Wahrheit des Sprichworts: **Wer Böses will, dem widerfährt Böses**; aber kurz und gut, kann ich nicht wieder ehrlich werden?«

Der Wolf schlug ein Hohngelächter auf.

»O mein Junge,« sagte er, »Mit einem einzigen Haar kann der Teufel einen Menschen in die Hölle führen. Hast Du niemals gezählt, wie viel der Teufel von den Deinigen besaß?«

»Nein.«

»Ich kann Dir nicht sagen, wie viele Haare Du auf dem Kopf hast; aber ich kann Dir sagen, wieviele davon Dir bleiben. Ein einziges. Du siehst also, daß die Zeit der Reue vorüber ist.«

»Wenn,« sagte Thibault, »der Teufel einen Menschen um eines einzigen Haares willen verderben kann, warum sollte ihn dann Gott nicht durch ein einziges Haar retten können?«

»Versuch's.«

»Ohnehin habe ich, als ich diesen Handel mit Euch abschloß, nicht geglaubt, einen Vertrag einzugehen.«

»O daran erkenne ich die Unehrllichkeit der Menschen. Du hast keinen Vertrag eingegangen, indem Du mir Deine Haare gabest, Dummkopf? Seit die Menschen die Taufe erfunden haben, wissen wir nicht mehr, wo wir sie fassen sollen, und deßhalb müssen sie uns für jede Vergünstigung unsererseits einen Theil ihres Körpers überlassen, an welchen wir Hand anlegen können. Du hast uns Deine Haare abgetreten: sie halten fest, Du hast Dich dessen versichert, sie werden uns nicht in den Klauen bleiben. Nein, nein, Du gehörst uns, Thibault, von dem Augenblick an, wo Du aus der Schwelle der Thüre, die hier stand, im Geiste den Gedanken an Betrug und Raub liebgewonnen hast.«

»Also,« rief Thibault voll Muth, indem er aufstand und auf den Boden stampfte, »also werde

ich in der andern Welt verloren sein, ohne die Freuden dieser hier genossen zu haben?«

»Du kannst sie noch kennen lernen, Thibault.«

»Wie das?«

»Indem Du kühn den Pfad betrittst, auf welchen Du Dich bloß eingeschmuggelt hast, indem Du mit Entschiedenheit das willst, was Du tückisch annahmest, mit andern Worten, indem Du Dich offen und unumwunden auf unsere Seite stellst.«

»Und was müßte ich dann thun?«

»Meinen Platz einnehmen.«

»Und dann?«

»Meine Macht erwerben; dann wirst Du Nichts mehr zu wünschen haben.«

»Wenn Eure Macht so umfassend ist, wenn sie Euch all die Reichthümer gibt, nach denen es mich gelüsten warum tretet Ihr sie dann ab?«

»Bekümmere Dich nicht um mich. Der Herr, dem ich einen Diener zugeführt habe, wird mich reichlich belohnen.«

»Und werde ich mit Eurem Platz zugleich Eure Gestalt annehmen?«

»Ja, bei Nacht, aber den Tag über wirst Du wieder Mensch werden.«

»Die Nächte sind lang, dunkel und voll von Hinterhalten; ich kann unter der Kugel eines Jägers fallen der mit meiner Pfote in eine Schlinge gerathen; dann fahret wohl, Reichthümer und Herrlichkeit!«

»Nein, denn dieses Fell, das mich umhüllt, ist undurchdringlich für Eisen, Blei und Stahl; so lange es Deinen Leib bedeckt, bist Du nicht bloß unverwundbar, sondern unsterblich; nur ein einziges Mal im Jahr wirst Du, wie alle Währwölfe auf vierundzwanzig Stunden wieder Wolf, und während dieser vierundzwanzig Stunden hast Du den Tod zu fürchten, wie die andern. Es ist heute just ein Jahr, daß wir uns sahen: es war an meinem Unglückstag.«

»Ah! ah!« machte Thibault, »jetzt begreife ich, warum Ihr die Hunde des Herrn Jean so sehr fürchtete.«

»Bei unsern Unterhandlungen mit den Menschen ist uns Lüge verboten, und wir sind gezwungen, ihnen Alles zu sagen. Sie können dann frei an nehmen oder ablehnend.«

»Ihr sprachtet von einer großen Macht, die ich erwerben könne. Was ist das für eine Macht?«

»Eine Macht, der selbst der mächtigste König Nichts an die Seite zu stellen hat, weil die königliche Macht immer durch die Grenzen des Menschlichen und Möglichen beschränkt bleibt.«

»Werde ich reich sein?«

»So reich, daß Du den Reichthum zuletzt verachten wirst, denn Du wirst durch die alleinige Kraft Deines Willens nicht bloß das erhalten, was die Menschen durch Gold und Silber erreichen, sondern auch das, was die höheren Wesen durch ihre Beschwörungen erzielen.«

»Ich werde mich an meinen Feinden rächen können?«

»Zu allem Bösen wird Deine Macht unbeschränkt sein«

»Wird das Weib, das ich liebe, mir auch wieder entkommen können?«

»Du wirst Deinesgleichen beherrschen und Weiber nach Belieben haben.«

»Wird Nichts sie meinem Willen entziehen können?«

»Nichts als der Tod, welcher stärker ist als Alles.«



»Und ich werde also bloß an einem einzigen Tag von dreihundert fünfundsechzig den Tod zu fürchten haben?«

»Nur an einem einzigen; an allen andern wird Dir weder Eisen noch Blei noch Stahl, weder Wasser noch Feuer Etwas anhaben können.«

»Und keine Lüge, keine Schlinge steckt hinter Deinen Worten verborgen.«

»Keine, so wahr ich ein ehrlicher Wolf bin.«

»Nun wohl, es sei!« sagte Thibault; »Wolf für vierundzwanzig Stunden und für die ganze übrige Zeit König der Schöpfung Was habe ich zu thun? Ich bin bereit.«

»Brich ein Stechpalmenblatt ab, zerreiße es mit den Zähnen in drei Stücke und wirf dieselben weit von Dir.«

Thibault that, was ihm befohlen war.

Nachdem er das Blatt zerrissen, zerstreute er die Stücke, und nun ließ sich, obschon die Nacht bisher ganz ruhig gewesen war, auf einmal ein Donnerschlag vernehmen, und eine sturmartige Wettersäule entführte diese Stücke in heftigem Wirbel.

»Und nun, Bruder Thibault,« sagte der Wolf, »nimm meinen Platz ein und gut Glück! Wie ich vor einem Jahr, wirst Du jetzt vierundzwanzig Stunden lang Wolf bleiben; suche diese Prüfung ebenso glücklich zu überstehen, wie ich sie mit Deiner Hilfe überstanden habe, dann wirst Du alle meine Versprechungen in Erfüllung gehen sehen. Ich werde indessen den Herrn mit dem Pferdefuß bitten, daß er Dich vor den Hunden des Barons Vez bewahre, denn, auf Teufelsparole, Du interessirst mich wirklich, Freund Thibault.«

Und es war Thibault, als sähe er den schwarzen Wolf groß werden, sich Verlängern, sich auf seine Hinterfüße stellen und in Menschengestalt weggehen, indem er ihm noch mit der Hand zuwinkte.

Wir sagen: es war ihm, als sähe er; denn für einen Augenblick verloren seine Ideen alle Klarheit. Er empfand eine Art von Erstarrung, welche die Thätigkeit des Gedankens lähmte.

Als er dann wieder zu sich kam, war er allein.

Seine Glieder waren in fremden und ungewohnten Formen gefangen.

Kurz, er war in jeder Beziehung dem großen schwarzen Wolf, der so eben noch, mit ihm gesprochen hatte, ähnlich geworden.

Ein einziges weißes Haar in der Gegend des kleinen Gehirns stach in dem dunkeln Pelzwerk grell hervor.

Dieses einzige weiße Haar des Wolfes war das einzige schwarze Haar, das dem Menschen geblieben war.

Dann, und ehe er nach Zeit gehabt hatte, zur Besinnung zu kommen, schien es ihm, als höre er die Büsche sich bewegen und ein dumpfes, ersticktes Gebelle hervorkommen.

Zitternd dachte er an die Meute des Herrn Jean.

In seiner Wolfsgestalt hielt er es für gerathen, seinen Vorgänger nicht nachzuahmen und nicht, wie dieser, zu warten, bis die Meute des Herrn Jean ihm auf den Fersen wäre.

Er dachte, das Gebell, das er gehört hatte, könne von einem Spürhund herkommen, und er beschloß die Loskoppelung nicht abzuwarten.

Er lief Also, wie die Wölfe gewöhnlich thun, geradeaus, und machte dabei die sehr befriedigende Bemerkung, daß er bei seiner Umwandlung die zehnfache Kraft und Elasticität

gewonnen hatte.

»Bei den Hörnern des Teufels,« sagte einige Schritte von da Herr Jean zu seinem neuen Rüdenknecht, »Du hältst des Hängeseil immer zu locker, Bursche; Du hast den Spürhund knurren lassen, und so werden wir den Wolf nie wieder in den Wald treiben.«

»Ich will meinen Fehler nicht leugnen, gnädiger Herr,« antwortete der Rüdenknecht; »aber da ich den Wolf gestern Abend hundert Schritte von hier durch kommen sah, so konnte ich unmöglich annehmen, daß er in diesem Schlag über Nacht geblieben sei, und daß wir ihn zwanzig Schritte vor uns hätten.«

»Und Du bist ganz sicher, daß es derselbe ist?«

»Möge das Brod, das ich im Dienste des gnädigen Herrn esse, mir zu Gift werden, wenn dies nicht der schwarze Wolf ist, den wir im vorigen Jahre jagten, als der arme Markotte ertrank.«

»Ich möchte ihn gerne angreifen,« sagte Herr Jean mit einem Seufzer.

»Befehlt, gnädiger Herr, so greifen wir an; aber erlaubet mir die Bemerkung, daß wir noch zwei volle Stunden Nacht vor uns haben, und daß unsere Pferde dann schon vor Tagesanbruch lendenlahm sein werden.«

»Aber wenn wir den Tag abwarten, »Munter so wird die Bestie zehn Stunden weg sein.«

»Zum wenigsten, gnädiger Herz« sagte Munter den Kopf schüttelnd, »zum wenigsten.«

»Dieser elende schwarze Wolf kommt mir gar nicht mehr aus dem Sinn,« fuhr Herr Jean fort, »und ich habe ein solches Verlangen nach seinem Fell, daß ich ganz gewiß krank werde, wenn ich's nicht bekomme.«

»So laßt uns angreifen, gnädiger Herr, und zwar augenblicklich.«

»Du hast: Recht, Munter; hol schnell die Hunde herbei.«

Munter schwang sich auf sein Pferd, das er, um den Wald zu durchstreifen, an einen Baum gebunden hatte.

Er jagte im Galopp davon.

Nach zehn Minuten, die dem Baron wie zehn Jahrhunderte erschienen, kam Munter mit dem ganzen Jagdzug zurück.

Man koppelte sogleich los.

»Nur sachte, Kinder! ganz sachte!« ermahnte Herr Jean; »bedenket wohl, daß wir nicht mehr unsere alten Hunde haben, die so geschmeidig und so gut abgerichtet waren; diese da sind meistens Rekruten und höchstens gut, um den Bratspieß zu drehen; wenn ihr sie überhettet, so werden sie einen Teufelslärm machen und nichts Gescheidtes zu Stande bringen; laßt sie also ganz von selbst und allmählig warm werden.«

Ja der That schnüffelten zwei oder drei von den Hunden, sobald sie losgekoppelt waren, augenblicklich die Ausdünstungen ein, die der Währwolf hinter sich gelassen hatte, und gaben Laut.

Die andern sammelten sich um sie.

Alle liefen, im Anfang mehr: aufspürend als jagend, und nur nach langen Unterbrechungen bellend, den Spuren Thibaults nach; bald aber, als sie den Wolfsgeruch gehörig in sich aufgenommen hatten, entwickelten sie mehr Eifer und Zusammenhalt, und als zuletzt die Fährte immer wärmer wurde, da rasten sie mit wüthenden Gebell und tollem Ungestüm nach dem Schlag von Joors zu.

»Ein gut aufgetriebenes Thier ist schon, halb verloren,« rief Herr Jean. »Du, Munter, Sorge für die Relais, ich will überall welche antreffen, und ihr andern paßt mir wohl auf,« fügte Herr Jean gegen den Troß seiner Leute hinzu. »Wir haben mehr als eine Niederlage zu rächen und wer von euch durch seine Nachlässigkeit Schuld ist, daß ich den Wolf heute wieder nicht erwische, den werfe ich, bei den Hörnern des Teufels, statt seiner meinen Hunden vor.«

Nach diesem Zuspruch setzte Herr Jean sein Pferd in Galopp, und obwohl die Nacht noch dunkel und das Terrain schlecht war, so hatte er doch bald die Jagd eingeholt, die man bereits in den Thalgründen von Bourfontaine hörte.

---

## XXIII.

### *Eine tolle Jagd.*

Thibault besaß, da er klüglicher Weise gleich beim ersten Gebell des Spürhundes aufgepackt hatte, einen bedeutenden Vorsprung.

Lange hörte er Nichts von der Meute.

»Aber auf einmal schlug ihm ihr Geheul wie Donnergegröll an die Ohren und begann ihn einigermaßen zu beunruhigen.

Bisher war er im Trab gelaufen; jetzt aber schlug er Galopp an und ruhte nicht, bis er einige Wegstunden zwischen seine Feinde und sich gebracht hatte.

Er ließ seine Blicke umherschweifen und orientirte sich.

Er befand sich aufs den Höhen von Montaignu.

Er lauschte.

Die Hunde schienen ihm ihre Distanz beibehalten zu haben.

Sie waren in der Nähe des Gebüsches von Tillet.

Es gehörte ein Wolfsohr dazu, um sie in dieser Entfernung zu hören.

Er lief wieder hinab, wie wenn er ihnen entgegengehen wollte, ließ Erneville links liegen, sprang in den kleinen Bach, der dort entspringt, ging ihn hinab bis nach Grimancourt, warf sich ins Gehölz von Lessart-l'Abbesse und von da in den Wald von Compiègne.

Als er jetzt fühlte, daß trotz dieses dreistündigen Eillaufes die stählernen Muskeln seiner Wolfsbeine noch nicht im Geringsten ermüdet schienen, so beruhigte er sich ein wenig.

Dennoch wollte er sich nicht in einen Wald wagen, den er weniger genau kannte, als den von Villers-Coterets.

Er beschloß daher nach einem Abstecher von etlichen Stunden wieder zurückzulaufen, unter Beibehaltung der großen Wechsel, die ihm am geeignetsten schienen, um sich der Hunde zu entledigen.

Er lief daher unausgesetzt über die ganze Ebene, die sich von Pierrefond nach Montgobert erstreckt, ging bei Meutard in den Wald, bei Vauvaudrand wieder heraus, sprang in den Floßbach von Saucières und lief durch das Gehölz von Longpont in den Wald zurück.

Unglücklicher Weise stieß er auf der Höhe der Galgenstraße auf eine neue Meute von zwanzig Hunden, welche der Rüdenknecht des Herrn von Montbreton, in Folge einer Einladung des Herrn von Vez, diesem als fliegendes Relai zur Hilfe herbeiführte.

Die Hunde wurden augenblicklich von dem Rüdenknecht losgekoppelt, welcher, da er den Wolf seine Distanzen beibehalten sah, die Ankunft des vollständigen Jagdzugs nicht erst abwarten zu dürfen glaubte, damit das Thier nicht inzwischen das Weite suchen könnte.

Jetzt erst begann der eigentliche Kampf zwischen dem Währwolf und den Hunden.

Es war dies ein tolles Rennen, welchem die Pferde, trog aller Gewandtheit ihrer Reiter, nur mit der größten Mühe folgten.

Die Jagd flog mit der Schnelligkeit des Gedankens über die Ebenen, durch die Wälder und

über die Haiden hin.

Sie erschien und verschwand wie der Blitz im Gewölke, einen Staubwirbel, sowie ein Horngeschmetter und Geschrei hinter sich lassend, zu dessen Wiederholung das Echo kaum Zeit fand.

Sie zog über Berge, Tälern Bäche, Schluchten und Abgründe hin, wie wenn Hunde und Pferde Flügel gehabt hätten, gleich der Chimäre und dem Hippogryphen.

Herr Jean war wieder auf der Wahlstatt erschienen.

Mit flammenden Blicken und weit geöffneten Nasenflügeln jagte er an der Spitze seiner Rüdenknechte dahin, dicht hinter seinen Hunden, die er durch furchtbares Geschrei antrieb, während er seinem Pferde wüthend die Sporen in den Leib stieß, wenn es über den Schwierigkeiten des einen oder andern Hindernisses stutzig wurde.

Der schwarze Wolf seinerseits setzte unermüdlich seinen Eillauf fort.

Obschon er nicht wenig erschrack, als er im Augenblick der Umkehr das wilde Gebell der neuen Meute hundert Schritte hinter sich hörte, so verlor er deßhalb doch keinen Zollbreit Terrain.

Da er auf seiner Flucht seine menschliche Denkkraft in ihrer ganzen Fülle beibehielt, so schien es ihm unmöglich, daß er in dieser Prüfung unterliegen sollte; es schien ihm, als könnte er nicht sterben, ohne zuvor für all das Herzeleid, das man ihm angethan, Rache genommen, ohne die Genüsse, die ihm verheißen worden, wirklich erlebt, und ganz besonders, ohne zuvor die Liebe Agnelettes, denn zu dieser kehrte sein Gedanke in diesem kritischen Augenblick unaufhörlich zurück, erobert zu haben.

Zuweilen herrschte der Schrecken bei ihm vor, manchmal aber auch der Zorn.

Manchmal vergaß er auch seine neue Gestalt und dachte daran umzukehren, dieser heulenden Bande die Stirne zu bieten, sie mit Steinwürfen und Stockschlägen auseinander zu jagen.

Einen Augenblick darauf konnte er dann, halb toll vor Zorn und betäubt durch das Grabgeläute, das ihm die Meute in die Ohren heulte, von Neuem fliehen, indem er gewaltige Sprünge machte und dahin flog, gleich als hätte er die Beine eines Hirsches und die Flügel eines Adlers.

Aber seine Anstrengungen waren vergeblich.

Troß seiner gewaltigen Sprünge, und obschon seine Flucht beinahe einem Fluge glich, schien sich doch das mordlustige Getöse, das seine Verfolger, machten, gleichsam an seine Fersen zu heften, und wenn es auch zuweilen einen Augenblick etwas entfernter lautete, so näherte es sich doch sogleich wieder drohender und furchtbarer als je.

Gleichwohl ließ ihn sein Selbsterhaltungstrieb, nicht im Stich; seine Kräfte nahmen nicht ab.

Aber er fühlte, daß sie sich doch erschöpfen könnten, wenn er unglücklicher Weise auf eine neue und frische Meute stoßen sollte.

Er beschloß daher einen neuen großartigen Versuch, um wo möglich einen Vorsprung vor den Hunden zu gewinnen und dann nach seinen Höhlen zurückzukehren, wo er vermöge seiner genauen Kenntniß des Waldes die Hunde zu überlisten hoffte.

Er lief also wieder nach Puiseux, sodann an den Rainen von Vivières hin und in den Wald von Compiègne zurück; von da machte er einen Abstecher in den Wald von Largue, setzte bei Attichy über den Aisne und lief über Fond-d'Argent in den Wald von Villers-Coterets zurück.

Auf diese Art hoffte er die Strategie zu vereiteln mit welcher Herr Jean seine Meute ohne

Zweifel staffelförmig aufgestellt hatte.

War er einmal wieder in seinen gewöhnlichen Höhlen, so konnte er freier athmen.

Er befand sich von Neuem an den Ufern des Ourcq, zwischen Noroy und Trouennes, an der Stelle, wo der Fluß tief zwischen einer doppelten Felsenreihe eingeteilt ist; er lief geradezu auf einen spitzen Felsen, der über das Wasser verhängt, sprang in die Fluth hinab, erreichte schwimmend eine Biegung am Fuß des Felsen, von welchem er herabgesprungen war, versteckte sich in dieser Art von Höhle ein wenig unter der gewöhnlichen Wasserhöhe, und wartete da.

Er hatte einen Vorsprung von beinahe einer Stunde gewonnen.

Gleichwohl befand er sich kaum zehn Minuten da, als auch schon die ganze Hundeschaar mit Sturmesgebraus auf der Höhe des Felsen ankam.

Die vordersten sahen in ihrem Feuereifer den Abgrund nicht, oder glaubten sie hinüberspringen zu können, wie der Gegenstand ihrer Verfolgung gethan hatte, und Thibault wurde tief in seinem Versteck von dem Wasser bespritzt, das von allen Seiten durch ihr Hereinfallen aufplachte.

Aber weniger glücklich und weniger kräftig als er, konnten die Hunde der heftigen Strömung nicht widerstehen. Nach machtlosen Bemühungen verschwanden sie, von ihr fortgerissen, ohne die Zufluchtstätte des Währwolfs ausgewittert zu haben.

Dieser hörte über seinem Kopfe das Gestampfe der Rosse, das Gebell der noch übrigen Hunde, das Geschrei der Männer und ganz besonders die Flüche des Herrn Jean, dessen Stimme alle andern übertäubte.

Hierauf, und als der letzte ins Wasser gefallene Hund gleich der übrigen Meute von der Strömung fortgerissen war, sah er mittelst einer Biegung, daß seine Verfolger am Strom hinabzogen.

Überzeugt, daß Herr Jean, den er an der Spitze seiner Rüdenknechte erkannte, dies bloß thue, um sogleich wieder heraufzukommen, wollte er sie nicht erwarten.

Er verließ also seine Höhle.

Bald schwimmend, bald mit großer Geschicklichkeit von Fels zu Fels hüpfend, bald im Wasser watend, gelangte er flußaufwärts bis ans Ende des Gebüsches von Crêne.

Hier angekommen, beschloß er, da er sicher wußte, daß er einen bedeutenden Vorsprung vor seinen Feinden hatte, in ein Dorf zu gehen und um die Häuser her zu wechseln, weil er dachte, daß man ihn da nicht suchen würde.

Er dachte an Preciamont.

Wenn er irgend ein Dorf genau kannte, so war es dieses.

Dann war er in Preciamont auch nahe bei Agnelette

Es däuchte ihn, als müßte diese Nähe ihm Kraft verleihen und Glück bringen, als könnte das holde Bild des keuschen Kindes einigen Einfluß auf die Wendung seines Schicksals ausüben.

Er lief also in dieser Richtung weiter.

Es war sechs Uhr Abends.

Wolf, Hunde und Jäger hatten gewiß fünfzig Stunden zurückgelegt.

Als der schwarze Wolf, nach einem Umweg über Manereux und Oigny, am Waldsaum von Ham erschien, begann die Sonne am Horizont hinabzusteigen und übergieß die Haide mit blendendem Purpur, die weißen und rothen Blümlein durchdufteten den Abendwind, der sie

umkoste, die Grille zirpte in ihrem Moospalast, und die Lerche, die senkrecht zum Himmel emporstieg, begrüßte die Nacht, wie sie zwölf Stunden vorher den Tag begrüßt hatte.

Die Ruhe der Natur brachte eine eigenthümliche Wirkung auf Thibault hervor.

Es däuchte ihn befremdend, daß sie so schön und lieblich sein könne, während seine Seele von solcher Angst gemartert wurde.

Als er diese Blumen sah, als er diese Insecten und diese Vögel hörte, verglich er die holde Ruhe all dieser unschuldigen Welt mit den schauerlichsten Bekümmernissen, die er selbst ausstand, und fragte sich, trotz der neuen Versprechungen, welche der Abgesandte des Teufels ihm gemacht, ob er klüger gethan habe, den zweiten Vertrag einzugehen, als den ersten.

Diese Betrachtungen führten ihn zu dem Resultat, daß er vielleicht beim einen wie beim andern Nichts als Täuschungen zu erwarten habe.

Als er über einen unter dem vergoldeten Ginster halb verlorenen Fußpfad hinging, erkannte er ihn als denjenigen, auf welchem er Agnelette zurückbegleitet hatte an dem Tag, wo er sie zum ersten Mal gesehen und, von seinem guten Genius inspirirt, ihr die Ehe angeboten hatte.

Der Gedanke, daß er, kraft seines neuen Vertrags, Agnelettes Liebe wiedergewinnen könne, richtete seinen Muth, der beim Anblick dieser allgemeinen Freude gänzlich gesunken war, wieder ein wenig auf.

Die Glocke von Preciamont erscholl im Thale.

Ihr traurig eintöniges Geläute erinnerte den schwarzen Wolf sowohl an die Menschen als an das, was er von ihnen zu fürchten hatte.

Er lief also kühn querfeldein nach dem Dorfe zu, wo er in irgend einem verlassenem Gemäuer eine Zuflucht zu finden hoffte.

Als er an der kleinen Mauer von trockenen Steinen hinging, welche den Friedhof von Preciamont umschließt, hörte er in dem Hohlweg, worauf er sich befand, verschiedene Stimmen.

Wenn er seinen Weg fortsetzte, mußte er notwendig den Herankommenden in die Hände laufen; wenn er umkehrte, so mußte er einen Kamm ersteigen, wo er gesehen werden konnte; er hielt es also fürs Klügste, über die kleine Friedhofsmauer zu setzen.

Mit einem Sprung befand er sich auf der andern Seite.

Der Friedhof lag, wie beinahe in allen Dörfern dicht bei der Kirche.

Er war unangebaut und überall mit langem Gras, an gewissen Orten auch mit Brombeerstauden und Dornbüschen bewachsen.

Der Wolf lief auf die dichteste dieser Brombeerstauden zu; sie bedeckte eine eingefallene Gruft, von wo er sehen konnte, ohne gesehen zu werden.

Er schlich sich unter das Gesträuch und verbarg sich in der Gruft.

Zehn Schritte vor Thibault war ein frisch aufgeworfenes Grab, das seinen Bewohner erwartete.

Man hörte den Chor der Priester in der Kirche.

Ihr Gesang, war um so vernehmlicher, als die Gruft, welche der Flüchtling ausersehen, früher mit der Kirche in Verbindung gestanden haben mußte.

Die Gesänge hörten auf.

Der schwarze Wolf, der sich in der Nähe einer Kirche instinctmäßig unheimlich fühlte, dachte, die Leute im Hohlweg könnten jetzt vorübergekommen sein, und er habe also höchste Zeit: sich wieder auf die Beine zu machen und einen sicherern Zufluchtsort zu suchen, als er für den

Augenblick gewählt hatte.

Aber kaum hatte er die Nase aus seiner Brombeerstaude hervorgestreckt, so öffnete sich die Friedhofthüre.

Er nahm also seinen bisherigen Posten wieder ein, obschon er sich über das, was herankam, beunruhigte.

Das Erste, was er sah, war ein Knabe im Chorhernd, der einen Weihkessel in der Hand trug.

Sodann das silberne Kreuz, von einem Mann getragen, der gleichfalls ein Chorhemd über seinen Kleidern hatte.

Hierauf der Priester, der die Todtengebete sang.

Nach dem Geistlichen eine Tragbahre, von vier Bauern getragen und mit einem weißen Tuch bedeckt, das mit grünen Zweigen und Blumenkränzen übersät war.

Unter dem Tuch zeichnete sich die Form eines Sarges ab.

Einige Einwohner von Preciamont schritten hinter der Bahre einher.

Obschon ein solcher Aufzug in einem Friedhof ganz natürlich war und Thibault schon durch den Anblick eines offenen Grabes darauf vorbereitet sein mußte, so machte er doch einen tiefen Eindruck auf den Flüchtling, und wiewohl die geringste Bewegung seine Gegenwart verrathen und folglich seinen Untergang herbeiführen konnte, so beobachtete er doch mit unruhiger Neugierde den ganzen Verlauf der Ceremonie.

Als der Priester das Grab gesegnet hatte, das Thibault zuerst in die Augengefallen war, stellten die Träger ihre Last auf ein nahes Grab.

Bei uns ist der Brauch, daß man eine junge Dirne, die in ihrem Glanz gestorben, eine junge Frau die in ihrer Schönheit dahingeschieden ist, in ihrem Sarge, aber nur mit einem Tuch bedeckt, auf den Kirchhof führt.

Hier können die Freunde der Todten ein letztes Lebewohl sagen, die Verwandten ihr einen letzten Kuß geben.

Dann nagelt man den Deckel zu, und Alles ist vorbei.

Eine alte Frau, geleitet von Freundeshand denn sie schien blind zu sein, trat heran, um der Todten einen letzten Kuß zu geben.

Die Träger hoben das Tuch auf, das ihr Gesicht bedeckte.

Thibault erkannte Agnelette.

Ein dumpfer Seufzer entrang sich seiner zermalmtten Brust und verwischte sich mit den Thränen und dem Geschluchze der Anwesenden.

Agnelettes Gesicht erschien, trotz seiner Blässe, in der unaussprechlichen Ruhe des Todes noch schöner; als es zu ihren Lebzeiten unter seinem Diadem von Vergißmeinnichten und Maßlieben gewesen war.

Als Thibault die arme Dahingeschiedene erblickte, da schmolz das Eis seines Herzens.

Er bedachte, daß in Wirklichkeit er selbst dieses Kind getödtet habe, und sein Schmerz darüber war namenlos, weil wahr, und martervoll, weil er zum ersten Mal seit langer Zeit nicht mehr an sich, sondern an die Todte dachte.

Als er die Hammerschläge hörte, womit der Bahrdeckel zugenagelt wurde, als er die Steine und die Erde, welche der Todtengräber mit seiner Schaufel hinabwarf, mit dumpfem Getöse auf den Leib des einzigen Weibes, das er jemals geliebt hatte, fallen hörte, da ergriff ihn ein



Schwindel; es war ihm, als ob die harten Steine das Fleisch Agnelettes, dieses vor wenigen Tagen so frische und schöne, und gestern noch so zuckende Fleisch zerquetschten, und er machte eine Bewegung, um über die Anwesenden herzufallen und ihnen diesen Leib zu entreißen, auf welchen er wenigstens im Tode ein Anrecht zu besitzen meinte, da er im Leben einem Andern gehört hatte.

Der Schmerz des Menschen bewältigte diese letzte Regung des wilden Thieres, das seinem Ende nahe war; unter dieser Wolfshaut lief ein Schauder hin; ans diesen blutigen Augen brachen Thränen hervor, und Thibault rief:

»Mein Gott, nimm mein Leben hin! ich gebe es gerne, wenn ich damit das Leben dieses Weibes erkaufen kann, das ich getödtet habe.«

Auf diese Worte folgte ein Geheul so schrecklicher Art, daß Alle, die es hörten, voll Angst entflohen.

Der Friedhof war verödet

Aber beinahe im selben Augenblick kaut die Meute, welche die Fährte des schwarzen Wolfes wieder aufgefunden hatte, über dasselbe Mäuerchen gesprungen, über welches Thibault hereingekommen war.

Hinter ihr erschien Herr Jean, schweißtriefend auf seinem von Schaum und Blut bedeckten Rosse.

Die Hunde liefen gerade auf das Gebüsch los und faßten an.

»Faß an! Faß an!« rief Herr Jean mit Donnerstimme, und ohne sich darum zu bekümmern, ob er Jemand von seinen Leuten zu seinem Schutz vor sich hatte, sprang er vom Pferd, zog sein Jagdmesser und stürzte mitten unter seinen Hunden auf die Gruft los.

Die Hunde rauften sich um eine noch ganz frische und blutende Wolfshaut, aber der Körper war verschwunden.

Es war ganz sicher die Haut des Währwolfs den man gejagt hatte, denn mit Ausnahme eines, einzigen weißen Haares war sie ganz schwarz.

Was war aus dem Körper geworden?

Niemand hat es je erfahren.

Nur glaubte man, da von diesem Augenblick an Thibault nicht mehr in der Gegend gesehen wurde, allgemein, der ehemalige Holzschuhmacher sei der Währwolf gewesen.

Da man ferner nur die Haut, aber den Körper nicht gefunden hatte, und da der Priester versicherte, er habe von der Stelle her, wo man diese Haut aufgefunden, den oben angeführten Ausruf der Hingebung kommen gehört, so glaubte er auch versichern zu können, daß Thibault in Anbetracht seiner Hingebung und Reue gerettet worden sei.

Und was dieser Tradition ganz besonders Glauben verlieh, ist der Umstand, daß man bis zum Augenblick wo die Klöster während der Revolution abgeschafft wurden, alljährlich an Agnelettes Todestag einen Prämonstreser Mönch aus dem eine halbe Stunde von Preciamont gelegenen Kloster von Bourg-Fontaine kommen und auf ihrem Grabe beten sah.

Dies die Geschichte des schwarzen Wolfes, so wie Mocquet, der Waldschütze meines Vaters, sie mir erzählt hat.

E n d e